Ein getheiltes Herz.

Zweiter Theil.

Ein getheiltes Herz,

oder

Karl Theodor und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Franz Carion.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Es ist etwas Gemeines, daß Menschen fallen und Paradiese verloren werden; aber wenn die Pest unter den Engeln wüthet, so rufe man Trauer aus über die ganze Natur.

Schiller's „Kabale und Liebe", 5. Aufzug, 7. Auftritt.

I.

Der münchener Hof gewann nach dem glücklich zustande gekommenen und geschichtlich so merkwürdigen teschener Friedensschluß, dessen Mitgarant die russische Großmacht geworden war, welcher erster Ehre bald mehre gleiche in den Fällen, wo es sich um rein deutsche Interessen handelte, folgten, eine gänzlich unbestimmte Färbung. Obwol Jedermann wußte, wie stark die Sympathien des Kurfürsten Karl Theodor's für Oestreich waren und es gar keinem Zweifel unterlag, daß fast wol der größte Theil des Hofadels ganz dieselben freundlichen Gesinnungen gegen den östlichen Nachbar hegte, so fehlte doch der gewisse entscheidende Ausdruck für diese Zuneigung; eine Ebbe war scheinbar in den politischen Agitationen Oestreichs eingetreten und der Hof deshalb einem beruhigten Strudel zu vergleichen, welcher seine Kreise kaum merkbar dreht. Indeß diese Ruhe war nur täuschend, unter

der Hand warb Oestreich einflußreiche Anhänger in den Zirkeln des bairischen Großadels und suchte die Freunde der preußischen Politik nicht nur zu isoliren, sondern auch auf alle Weise zu mindern, während Preußen mit mehr oder weniger Glück ganz dieselben Manipulationen in der bairischen Adelswelt versuchte.

Der Schleier des Geheimnisses deckte diese beiderseitigen Bestrebungen für alle Die, welche mit dem Oberflächlichen zufrieden, tiefer eingehende Anschauungen scheuten oder vermieden; wer aber gelernt hatte zu combiniren, der erkannte, daß der Hof nach wie vor in zwei Lager getheilt war. An der Spitze des preußischen stand jetzt, da die Herzogin Clemens sich von dem politischen Schauplatz zurückgezogen, durch welche Rückwärtsbewegung die hohe Frau das verwirkte Leben Andrä's, ihres Zahlmeisters, gerettet hatte, der preußische Gesandte und Geheimerath, Freiherr von Hochstätter. Ein anderer preußischer Diplomat, der General und Minister, Graf Brühl, Sohn des allbekannten sächsischen Premiers, hatte eine Gräfin Minucci geheirathet, eine nahe Verwandte der schönen Josephe, welche Letztere als nichtöstreichisch gesinnt, den von östreichischer Seite ausgehenden Machinationen, sie aus der Gunst des Kurfürsten zu verdrängen, hatte weichen müssen. Sie war die Gemahlin des Grafen

Clemens Törring-Seefeld geworden, ein Umstand, der den preußischen Diplomaten Brühl in Verwandtschaft mit der hochangesehenen altbairischen Adelsfamilie Törring-Seefeld brachte.

Mittels dieser ehelichen Verbindungen hatte sich in den hohen Adelskreisen der Residenz eine politische preußische Coterie gebildet, welche ebenso wie ihre Rivalin, die östreichische, ganz in der Stille arbeitete, den Platz für sich allein zu erringen. Es war ein schweigsamer Kampf, von dem man nichts sah und hörte, da nur einzelne gelegentliche Aeußerungen sein Dasein bekundeten. Oestreichischerseits verfiel man durchaus nicht in den verderblichen Fehler, die feindliche Coterie zu unterschätzen, man wußte, daß der alte bairische Adel — und ein Theil desselben hielt zu den Törring-Seefeld — von außerordentlich zäher Ausdauer sei. Ueberhaupt waren die Törring zu fürchten, ihre vielverzweigte Verwandtschaft unter den vornehmsten Geschlechtern bot ihnen eine natürliche Phalanx und die geistigen Kräfte in der Familie Törring selbst hielten die östreichische Coterie in beständiger Aufmerksamkeit auf alles Thun derselben. Es war auch nicht anzunehmen, daß die nunmehrige Gräfin Clemens Törring-Seefeld die Niederlage so leicht verschmerzen würde, welche sie durch Fräulein von Castel

erlitten hatte. So jung die Gräfin auch war, so stolz und empfindlich wies sie sich bei jedem Anlaß und man konnte behaupten, ihr ohne Zaudern gegebenes Jawort zur Verbindung mit ihrem Gemahl sei keineswegs der Neigung zu ihm entsprossen, vielmehr eine Folge des Zorns über den Sieg ihrer Nebenbuhlerin und eine Handlung der Nothwendigkeit gewesen, sich nicht dem Spott des Hofes ausgesetzt zu sehen. So standen beide Parteien nach vorübergegangenem Osterfeste des Jahres 1780 einander gegenüber, Beide ihre innersten Ideen und Pläne vor einander unter dem von Artigkeiten überfließenden Hofton so geschickt als möglich verhüllend.

Graf Bernard Chamisso hatte sich für Beide zu einem Mittelpunkt zu machen verstanden, der im Stillen dafür auch von beiden Theilen gründlich gehaßt wurde, an welchem man jedoch vergebens Blößen zu finden suchte. Bernard's ruhiger durch nichts so leicht zu erschütternder Skepticismus war die sicherste Waffe gegen die Verschlingungen dieser Hofintriguen. Er fühlte sehr richtig heraus, daß man östreichischerseits nur den Plan hege, Werkzeuge zu sammeln, um die ganz in aller Stille vorzubereitenden Entwürfe auf Baiern allmälig zu gestalten, aber er hatte keine Lust, ein solches nach Belieben zu gebrauchendes und dann zu

beseitigendes Werkzeug abzugeben, und verstand es, indem er Fräulein Valeska beherrschte, auch den Führern der östreichischen Coterie am münchener Hofe zu imponiren. Unter seiner Leitung war Valeska in jener Ausbildung vorgeschritten, welche ihr die Dinge alle in einem Lichte erscheinen ließ, das dem in ihr so stark hervortretenden Hange, ihren Leidenschaften und Neigungen zu folgen, vollkommenste Berechtigung gab. Es war ein Kunststück, die Ursprünglichkeit eines Gemüths umzuwandeln, dessen natürliche Regungen unter einer zur Veredlung führenden Leitung die schlimmen Gewohnheiten aus einer verwahrlosten Erziehung bald beherrscht haben würden; Bernard verfolgte mit Ruhe, Schritt um Schritt, die Erfolge, die ihn zum Meister über Valeska machten. Ihrem natürlichen durch ihr früheres freies Waldleben stark genährten Uebermuth impfte er einen alles Andere verachtenden Stolz ein. Dem leicht erregten und schnell zum Zorn geneigten Gemüth Valeska's wußte er jene Steigerung zu geben, welche dem Ehrgeiz, der Selbstsucht den sichersten Grund und Boden erwirbt. Seine Spöttereien über Tugend und weibliche Seelenreinheit, in die Form leichten Witzes gekleidet, entrissen ihr die Selbstschaam, und diese Art Denkfreiheit, die er ihr allmälig einzuschmeicheln wußte, unter deren Schutz sie sich jeder

Rechtfertigung vor sich und der Welt enthoben sah, streifte wie Herbstreif die Blüten feiner, weiblicher Empfindung und der stillen Heiligung, die dann und wann gleich leuchtenden Morgenrothsstrahlen aus dem Innersten ihres Wesens hervorbrachen, gewaltsam ab. Bernard konnte hier behaupten: er habe dem Schöpfer eine Seele entrissen. Dies Meisterstück würde ihm nicht gelungen sein, wenn er nicht Mittel und Wege gefunden hätte, sie dem Umgange mit Comtesse Rahel zu entziehen. Diese vom Kurfürsten gewünschte Freundschaft hatte er zu fürchten. Wie ein guter Geist seine Nähe segensreich macht, so auch wirkte Rahel auf Valeska ein und würde, wäre der Umgang zwischen ihnen nicht so schnell abgebrochen worden, den unter so vielem todten Gestein in Herz und Gemüth dieser kleinen Wilden verborgenen Juwel zur Geltung gebracht haben. Valeska's Natürlichkeit, diese an ihr besonders stark ausgeprägte Eigenschaft, bot das beste Mittel zu einer Erhebung und Verklärung ihres bessern Theils. Ihr kindlich-offener Sinn, wenn auch stark ausgeartet in unweiblichen Neigungen, war damals, als im Garten der Herzogin Clemens der Kurfürst der Urheber ihrer Bekanntschaft mit Rahel wurde, noch nicht so untergraben, um nicht in dem sanften, zu edlen Empfindungen geläuterten Wesen Rahel's

etwas zu finden, was als neu, als überraschend und doch zugleich angenehm wohlthuend auf sie Einfluß gewann.

Sie hatten sich noch keine Viertelstunde miteinander unterhalten, als Valeska zu ihr sagte: „Es muß recht schön sein, eine Freundin zu haben wie Sie. Davon weiß ich nun gar nichts, und das ist vielleicht schlimm genug für mich gewesen. Ich habe nie Umgang mit Frauen gehabt, war immer mir selbst überlassen, immer ich selbst meine eigne Herrin und Freundin zugleich. Was ich that, war recht, Vater freute sich, wenn ich recht toll war, und wer mir etwas zuwider gesagt hätte, würde bei ihm bös angekommen sein. Nun, mir machte das Vergnügen und ich hatte viel Spaß, wenn ich sah, daß mich Alle fürchteten. Die Mägde hatten Respekt vor meiner Reitpeitsche, ich handhabte sie nicht selten; aber trotzdem kam mich zuweilen ein Sehnen an, nach was? ich wußte es nicht, verstand mich selber nicht, jetzt glaube ich, weiß ich es: mir fehlte eine Freundin.“

„Gewiß, das war es“, stimmte Rahel bei. „Indem Sie die Mutter so früh verloren, verloren Sie zugleich einen unermeßlichen Schatz von Liebe, die beste Freundin, die es nur geben kann, war Ihnen mit der Mutter gestorben. Sie verarmten.“

Valeska wies sich nachdenkend. „Sollte das wirklich so sein?“ fragte sie nach einer Weile. Rahel fand in diesem Zweifel, der auf Seite des Fräulein von Castel so ganz natürlich im Zusammenhang mit ihrer Unkenntniß des Heiligsten aller Mysterien, der Mutterliebe, stand, Anlaß, von ihrer eigenen Mutter zu erzählen und sie that es mit dem Ausdruck der innigen Empfindung, die der Gedanke an die Mutter in ihr anregte. In solchem Munde und von solchem Gefühl getragen mußte diese Erklärung einen Reiz erhalten, der nicht wirkungslos bleiben konnte. „Von dem Allen weiß ich nichts“, sagte Valeska dann und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Aber Alle können nicht so gute Mütter gehabt haben wie Sie, liebe Comtesse, das ist ganz unmöglich.“

Diese Aeußerung klang sonderbar, und auf Rahels Frage, warum sie das bezweifle? erklärte Valeska offenherzig, sie könne nicht glauben, daß der nämliche Fall bei der Frau Kurfürstin Durchlaucht stattgefunden haben könne, denn diese hohe Dame habe sie so tief gekränkt, wie nur irgend Jemand sie hätte kränken können. „Sie waren ja auch zugegen, damals sah ich Sie, Comtesse, zum ersten mal“, sprach Fräulein von Castel. „Ach, ich wußte da noch gar nichts vom Hofe und was hier erlaubt ist, was nicht. Die Leute

erschienen mir wie närrisch, sie bückten sich Alle, sie waren wie meine Mägde vor meiner Reitpeitsche, ich mußte lachen über das sonderbare Wesen, an das ich nicht gewöhnt war. Nun, Sie hörten ja selbst, wie die Kurfürstin dem Grafen Minucci den Rath gab, mich dem Unterricht der Salesianerinnen zu vertrauen. Warum? weil ich die Blicke nicht niedergeschlagen, weil ich den Leuten ohne Furcht in die Augen gesehen hatte und eine Demuth nicht begreifen konnte, die mir ganz fremd erschien.“ Ueber das schöne fast kindliche Antlitz Valeska's flog ein tiefes Roth. Der Zorn, den diese Erinnerung in ihr erregte, sprach sich in ihren funkelnden Blicken aus. „Wenn ich je etwas thun könnte, dieser häßlichen alten Frau, die mich in Aller Gegenwart zum Gegenstand der Verachtung, des Spottes machte, einen Aerger, einen Gram zu bereiten, ich würde es nicht unterlassen, ich hasse sie mit allen Kräften des Herzens“, redete sie weiter. „Damals habe ich bittere Thränen des Zorns über die mir von ihr bereitete Schande geweint. Es wäre eine Lust für mich, auch sie zu Thränen zu bringen.“

Rahel erschrack vor der Leidenschaftlichkeit, mit der Fräulein von Castel den Hang zur Rache aussprach. Das wilde ungebändigte Naturell derselben gab sich offen, ohne Rückhalt in allen seinen Eigenschaften,

mochten diese gut oder schlimm sein, und eben diese Rückhaltlosigkeit war zugleich der Schlüssel zu dem edlen Fonds in ihr, ihr Wesen trug keinen Anhauch von Verstellungskunst. In dieser Beziehung war sie eine Perle von seltnem Werth am Hofe. Rahel fand sich in ihrem eignen Herzen aufgefodert, die Schroffheiten, den unweiblichen leidenschaftlichen Drang Valeska's zu ebnen, zu sänftigen. Dieser Gedanke war für ihre reine Seele ein schöner. Valeska's Gemüth erschien ihr wie ein Bild in dunkeln glühenden Farben gemalt. Wer es vermochte, Licht in dieses von Schatten überfüllte Gemälde zu bringen, wer die grell hervorblitzende Glut der Farben zu mindern verstand, konnte sich den Schöpfer eines neuen Bildes nennen. Sie redete sanft und liebreich mit Valeska und stellte ihr vor, wie unrecht es sei, wenn sie die Kurfürstin hasse, die die Dinge ganz anders anzuschauen von Kindheit an gewöhnt worden. Als sie mit dieser Belehrung schwieg, rief Valeska, ihre Hand fest in der ihren haltend:

„Wissen Sie, Comtesse, daß Sie in den paar Viertelstunden, wo ich Sie kenne, mir recht herzenslieb geworden sind! So gütig hat noch Niemand zu mir gesprochen, wie Sie jetzt. Ach, hätte ich Sie gehabt als Freundin in meines Vaters Hause! Es

mag recht Vieles an mir zu ändern sein, Sie können ganz Recht haben, aber bin ich denn Schuld daran, daß ich nicht hierher passe, daß ich die Leute hier gar nicht verstehe und sie mich nicht?"

Rahel fühlte sich von der sichtbaren Wirkung ihrer Rede zu Valeska ungemein angeregt, es war darüber eine Freude in ihr, wie sie solche noch nie empfunden. Man hatte das Fräulein von Castel als roh, aller Empfänglichkeit für edle Empfindung unzugänglich verschrien, man hatte der Kurfürstin und Herzogin Dinge von ihr zu Ohren gebracht, welche bei diesen hohen Frauen den tiefsten Abscheu und Verachtung gegen sie hervorrufen mußten, und Rahel selbst hatte an diese von geschäftigen Zungen verbreiteten Verläumdungen geglaubt. Ihr Erstaunen, nur ein durch Erziehung verwahrlostes, doch keineswegs besserer Regungen fremdes Wesen in ihr zu finden, war daher kein geringes. Nur geweckt waren diese nicht, sie bedurften des Zauberstabs, der sie ins Leben rief und dem edlen Fonds in ihr Geltung verschaffte. Milde und eine aufrichtige Freundlichkeit waren die Sonnenlichter, die die schlummernden guten Eigenschaften in Valeska's Herz und Gemüth zur Thätigkeit hoben. Jetzt zeigte sich's, daß es nur des bildenden Umgangs mit einer reinen weiblichen Seele bedurfte, um Valeska

allmälig umzuwandeln, sie trug ja den Fonds dazu in sich und Heuchelei war ihr fremd.

Als die Herzogin mit Rahel wieder zusammentraf, sagte sie: „Ich bedaure dich, mein liebes Kind, daß du mir ein Opfer bringen und dich mit einem so widerwärtigen Geschöpf, wie dies Fräulein von Castel ist, unterhalten mußtest; aber es lag mir an, dem Kurfürsten, der großmüthig genug meiner Freunde Leben schonte, ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben. Es würde ihn schwer erbittert haben, von mir eine Weigerung gegen seinen Wunsch, diese odiöse Creatur mit dir umgehen zu sehn, erfahren zu müssen, und zwar in einem Augenblick, wo er selbst sich gnädig gegen Die bewiesen, deren Lebensrettung mir am Herzen lag. Ich hoffe durch kluge Nachgiebigkeit ihn noch zur Begnadigung Andrä's, meines Zahlmeisters, zu stimmen."

Rahel erzählte ihrer hohen Freundin, wie sehr sie sich in Valeska's Charakter getäuscht hätten, und diese nicht zu verachten, sondern zu beklagen sei.

„Sie ist alles Das, als was man sie schildert, und doch wieder ist sie ganz anders", fuhr Rahel erzählend fort. „Was wir Roheit an ihr nennen, ist eine ungebändigte außer allen Schranken mit ihr aufgewachsene Natur. Denken Sie sich ein seinem Willen,

seinen Neigungen gänzlich allein überlassenes Wesen, im Genuß einer wilden Freiheit keine Grenzen kennend, fern alles weiblichen Umgangs, der einen mildernden Einfluß hätte üben können und aus diesem den Formen einer höhern Civilisation fremden Kreise plötzlich hierher an den Hof versetzt, wo Alles Anders, Alles eine unbekannte Welt für sie ist, die sie nicht versteht und von der sie nicht verstanden wird, und sie ist eher der Milde werth, als der Verachtung. Ja, gnädige Frau, ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich Fräulein von Castel trotz aller ihrer Untugenden liebgewonnen, und der Gedanke, die schöne Mythe vom Pygmalion und seiner durch der Götter Gunst belebten Statue an und in ihr im geistigen Sinne durch mich zur Wahrheit werden zu sehen, ist ein begeisternder für mich geworden."

Die Herzogin war schwer zu der Ueberzeugung zu bringen, daß Rahel von keiner Selbsttäuschung befangen. „Ich wünsche deines guten Herzens wegen, meine Liebe, daß du nicht Ursache haben mögest, dich in Bezug auf Fräulein von Castel einer Leichtgläubigkeit und eines Irrthums zu zeihen", sagte sie.

„Und selbst ein solcher Irrthum würde später noch eine schöne Erinnerung sein", entgegnete Rahel. „Ach, meine gütige Durchlaucht, mein zu Reflexionen geneig-

ter Geist sträubt sich, den Glauben an die Fähigkeit der Veredlung jedes Menschenherzens so leicht hinzugeben. Er ist ja das Schönste, Erhabenste, was wir nur denken können. Große, wunderbare, ins Gewand des Geheimnißvollen und des Zauberhaften gekleidete Wahrheiten ruhen in der Mythologie der Griechen, und darum sind sie unvergänglich, von immerwährender Geistesfrische zeugend und die Geister der Nachwelt anwehend mit dem Hauche ihrer heiligen Schönheit. Welche herrliche Wahrheit birgt die Mythe von der lebend gewordenen Statue des Pygmalion! Der Stein gewann Leben; sollte das Menschenherz härter sein als er? Die Veredlung des Unvollkommenen zum Vollkommenen, die Erziehung und Erhebung des Geistes ist der verborgene Sinn dieser Göttersage. O lassen Ihro Durchlaucht mich diesem so reich belohnten Pygmalion nachahmen, Fräulein von Castel ist die schöne Statue, deren geistige Veredlung ich anbahnen will. Ist es nicht unsere Pflicht, das Edle zur Geltung zu erheben mit allen unsern Kräften?"

Die Kurfürstin erfuhr von der Herzogin den Vorsatz Rahels.

„Ach, das Närrchen wird sich bitter enttäuscht finden", sagte sie . . . „aber es ist vielleicht gut, wenn sie eine solche Erfahrung macht, wenigstens erhält ihre

schwärmerische Leichtgläubigkeit dadurch einen Stoß und sie wird fürs Künftige vorsichtiger urtheilen.“

Rahel hielt es für eine Ehrensache, mit der Herzogin, ihrer mütterlichen Freundin, über die Besuche Valeska's bei ihr zu sprechen, die Kurfürstin erfuhr das Alles und, feindselig gestimmt gegen Fräulein von Castel, belächelte sie deren Freundschaft zu Rahel; die unausbleibliche Folge davon war das Bestreben der der hohen Frau nächststehenden Umgebung, Valeska zum Gegenstand des Spottes zu machen. Man wußte, daß die Kurfürstin eine große Abneigung gegen dieselbe hegte, da ihr die Gunst ihres durchlauchtigen Gemahls für sie bekannt war, und in diesen gelegentlichen nicht witzlosen Spöttereien über die Favoritin eine kleine, wenn auch ihrer erhabenen Stellung nicht würdige Rache fand. Da man diesen spöttischen Bemerkungen in der Umgebung der Kurfürstin keine Schranken weiter setzte, sie also nicht geheim hielt, so war nichts natürlicher, als sie ruchbar zu machen. Graf Bernard sorgte dafür, daß die Art und Weise, wie man Valeska in der nächsten Nähe der Kurfürstin bespöttelte, derselben hinterbracht wurde.

Bei einer Assemblee im östreichischen Gesandtschaftshotel unterrichtete die schöne Tochter des Legationssekretärs Schraut das Fräulein von Castel von dieser

Feindseligkeit. Appollonia, mit allen Talenten ausgestattet, welche die Lüge bedarf, um als treumeinende Wahrheit zu erscheinen, warf den von Bernard geschürten Feuerbrand in Valeska's leidenschaftlicher Erregung so leicht zugängliches Herz und vernichtete auch deren letzten Zweifel an der Wahrheit ihrer Mittheilung, indem sie mehre Personen bezeichnete, welche das von ihr Gesagte bestätigen könnten.

„Es ist kein schöner Zug von Comtesse Rahel, eine Komödie mit Ihnen zu spielen, um der durchlauchtigen Frau Kurfürstin und der Frau Herzogin Clemens Stoff zum Lachen zu geben", bemerkte Appollonia ... „alle Bessergesinnten beklagen Sie, Fräulein, daß Sie sich so täuschen ließen, und betrachten Die, welche dies an Ihrem Vertrauen thun konnten, mit Verachtung."

Es bedurfte nicht mehr als dieser Kenntniß bei Valeska, um die Freundschaft mit Rahel sogleich abzubrechen; aber ihr Zorn war im heftigsten Grade erregt. Am nächsten Tage rief sie Bernard, der, wie man am Hofe sagte, sich in der Stellung einer Culisse bei ihr befinde, um die dahinterstehenden Schauspieler zu decken und am Schluß des Schauspiels zu einem von kurfürstlicher Gnade reich bedachten Bräutigam verwandelt zu werden, als er sie besuchte, zu:

„Wissen Sie schon, welchen Affront man mir bei der Kurfürstin und der Herzogin Clemens gespielt hat, Graf?"

„Ja. Es ist kein Geheimniß am Hofe, aber ich fand es nicht für gut, Sie davon zu unterrichten, Fräulein; dergleichen hätte Sie auf den Gedanken bringen können, ich wäre Ihrer Freundschaft zu Comtesse Rahel zuwider, obwol ich dieselbe nicht ganz passend für Sie hielt."

Der Zorn blitzte aus Valeska's Augen in großen Thränentropfen, die sie gewaltsam zwischen den Lidern zerdrückte. „Und was rathen Sie mir nun, nachdem Sie mich zum Opfer des Spotts werden ließen, ohne mir nur eine Warnung gegeben zu haben?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Nichts als — Geduld. Die Rache kommt langsam, aber sicher."

„Zeigen Sie mir das Mittel dazu, Graf!" rief Fräulein von Castel in großer Aufwallung. . . . „Sie sollen an mir eine recht gelehrige Schülerin haben."

„Nicht so hastig, meine Theure. Bei Hofe ist die Zeit der einzig sichere Verbündete, der nie im Stiche läßt. Wer von unsern Gegnern uns auch heute keine Blöße gibt, durch die man ihn zum Tode treffen kann,

gibt sie gewiß nach ein, zwei Jahren, wenn wir seine Aufmerksamkeit eingeschläfert haben. Warum sucht man den Spott gegen Sie hervor? weil man sonst keine andere Waffe gegen Sie hat; bedienen Sie sich dagegen Ihrer Macht mit Verstand und Vorsicht, so haben Sie den Sieg mit Gewißheit in der Hand. Ihre Feinde beneiden Sie um die Gunst Sr. Durchlaucht des Kurfürsten, sie machen lächerlicher Weise die Tugend zu ihrem Panier. Die nunmehrige Gräfin Josephe Törring-Seefeld verzeiht Ihnen nie, daß es Ihnen gelang, sie aus des Kurfürsten Gunst zu drängen und ist nach dieser erlittenen Niederlage sehr angenehm bei der Frau Kurfürstin geworden: der Haß gegen Sie, Fräulein, ist Beider gemeinschaftliche Angelegenheit. Gut also, man muß sie trennen."

„Wie das?"

„Lassen Sie dem Kurfürsten gegenüber zuweilen die Bemerkung fallen, daß seiner Gemahlin Gegenwart am hiesigen Hofe drückend für Sie sei. Im Innersten seiner Seele nährt er den Wunsch, sie nach Manheim zurückkehren zu sehen. Sie ist ihm unbequem und er wird um so eher eine Gelegenheit herbeizuführen suchen, welche ihn und Sie von dieser durchlauchtigen Aufpasserin befreit. Dann ist die Macht am Hofe hier in Ihrer Hand."

„Aber die Comtesse, die mich so abscheulich getäuscht, mich verrathen hat an diese alte häßliche Durchlaucht!“

„Rechnen Sie ihr das nicht so hoch an“, entschuldigte Bernard mit einem Anhauch von Gutmüthigkeit. „Das kann sich gefügt haben, ohne daß sie anfänglich die Absicht dazu hatte. Ihre Besuche bei ihr blieben nicht unbekannt, man fragte sie nach deren Zweck, sie erzählte, die durchlauchtigen Damen lachten und Comtesse Rahel fand, um sich ihnen angenehm zu machen, es für dienlich, getreulich über jede Ihrer Visiten bei ihr zu referiren. Da haben Sie die wahrscheinliche Auflösung.“

„Sie glauben doch nicht, Graf, daß ich mich mit dieser Auflösung befriedigt halten soll? ich will ein Mittel, mich für diese Treulosigkeit, mit der sie mich dem Spott preisgegeben, zu rächen“, entgegnete Fräulein von Castel heftig.

„Ein Anderer wird dies Geschäft übernehmen. Ich bin einem allerliebsten Geheimniß auf die Spur gekommen. Sie wissen, Graf Sigismund Haslang wird allgemein bei Hofe als der zukünftige Gemahl der Comtesse Rahel betrachtet, aber Niemand als ich weiß, daß Graf Sigismund, mit dem ich zusammen im Hause seines Oheims, des Präsidenten Grafen Haimhausen erzogen worden bin, schon verheirathet ist.“

„Ach, ist es möglich?!“ rief das Fräulein überrascht.

„Wie ich Ihnen sage. Eine obscheuliche Mesalliance . . . er ist der Gemahl einer abscuren Frauensperson im Gebirge, in die er sich total vernarrt hat. Denken Sie den Eclat, sobald dies ruchbar wird. Und es muß ruchbar werden, wenn das Project, Comtesse Rahel mit ihm zu vermählen, Fleisch und Bein gewinnt, das heißt, verwirklicht werden soll. Bis dahin ist es nicht mehr weit. Bei der Kurfürstin und der Herzogin spricht man davon als von einer ausgemachten Sache, welche bereits in Gang gebracht worden wäre, wenn Graf Sigismund nicht in der Eigenschaft eines Commissairs in der kurfürstlichen Domainenangelegenheit auf Monate lang fern vom Hofe gehalten würde. O, er hat dadurch die prächtigste Gelegenheit, seinen geheimen Ehestand zu pflegen, hahaha! Also Geduld, Fräulein, folgen Sie meiner Leitung und Sie werden eine vollgültige Rache an Comtesse Rahel erleben.“

Bernard trug in der That die Ueberzeugung in sich, daß Alles sich so erfüllen müsse, wie er jetzt ausgesprochen. Indem dies geschah, empfand dann auch er die süße Befriedigung, einem aus seinen Knabenjahren gegen Sigismund herstammenden Haß durch einen Eclat genügt zu sehen, welcher in der Hofregion

nicht nur bedeutendes Aufsehen, sondern in Sigismund's Laufbahn selbst einen schlimmen, nicht so leicht zu verlöschenden Eindruck machen mußte. War Sigismund nicht der Liebling des alten Grafen von Haimhausen von jeher gewesen, während er, Bernard, der arme Erbe eines Namens, der sich hinsichtlich des Alters seines Adels mit dem der Haslang vollkommen messen konnte, nur als ein Geduldeter, ein von der Barmherzigkeit Aufgenommener mit in dem Hause lebte und die Abneigung des Graf Haimhausen gegen ihn oft recht sichtbar zutage trat? Das vergaß Bernard nie: seine kalte Seele lebte nur im Gedächtniß, im Combiniren der Verhältnisse und er hatte darin eine solche Stärke erlangt, daß er manchen altgeschulten im Intriguen und Cabalen ergrauten Meister übertraf. Außer seinem Selbst gab es nichts für ihn, was in seinen Augen einen höhern Werth besessen hätte; er stand allein, nur seinen Egoismus cultivirend, der ihm alle Mittel, sich die Erfüllung seiner Wünsche zu verschaffen, als erlaubt zeigte. Da er sich als seinen eigenen Gott betrachtete, so war auch folgerecht Alles, was er that, diesem Götzendienst unterthan. Aber man würde ihn verabscheut haben, hätte er sich so gegeben, wie er war, darum verhüllte er unter der heuchlerischen Maske von Freundschaft und Theilnahme sein Innerstes.

Er hatte keine starken Leidenschaften, deren gelegentliches Durchblitzen in unbewachten Stunden er hätte fürchten müssen, seine Neigungen und sein Widerwille waren so ruhiger Art, daß sie hartgefrorenen Strömen glichen, welche nur dann und wann durch stärkere Einwirkung der Sonnenstrahlen zum Aufthauen gebracht werden, sie bleiben jedoch, in welcher Gestalt auch sie sich befinden mögen, immer Ströme. Gewiß war dies ein sehr glückliches Naturell für Jemand, welcher sich allein als das Höchste betrachtete und zugleich vor nichts Scheu trug, wenn es ihm nur dienen konnte, seine verschleierten Wünsche zur Erfüllung zu bringen. Er nahm Leben und Welt nach seiner Ansicht, das heißt nur als Mittel zum Zweck, und hatte das Vergnügen, sich des Gelingens dieser Spekulation bisher erfreuen zu können. Der Kurfürst war ihm sichtlich gewogen, und diese Gunst des durchlauchtigen Herrn ließ ihm die Erreichung seines höchsten Wunsches, durch kluges Beobachten der Verhältnisse auf politischem sowol als auch auf dem Gebiet des Hoftreibens zu einem Einfluß zu gelangen, der ihn zum Ersten nach dem Kurfürst erhob, als möglich erscheinen. Bei so ausgezeichnetem Talent, sich in Alles fügen zu können, bei dem glücklichen Temperament, welches durch keine vorherrschende starke Neigung sein Gemüth in besondere

Erregung brachte, bei der Gewissenlosigkeit, der Folge seines jede seiner Empfindungen überwuchernden und niederhaltenden Egoismus, hatte er den vollkommensten Anspruch, auf Erreichung seines Plans zu rechnen. Dieser war der rothe Faden, den er sich selbst für seine Zukunft als einzige Richtschnur, die er innezuhalten nöthig habe, vorgezeichnet hatte, und da er alle seine Neigungen dieses Ziels wegen fesselte, so war selbst der Haß gegen Sigismund immer nur eine untergeordnete, die für ihn gelegentlich zur Erfüllung reifte, und ihm ein Nebenvergnügen bereitete.

Er hatte Fräulein Valeska mit keinem unwahren Geheimniß getäuscht. Kleine Bemerkungen, welche jedem Andern entgangen wären, bestätigten ihm die Vermuthung, daß für Sigismund die schöne Miedei am Staffelsee ein ihn unwiderstehlich anziehender Magnet geblieben, und er fand Mittel, dies Geheimniß weiter zu verfolgen, sodaß ihm dessen Trauung mit der Tochter des als Majestätsbeleidiger im Kerker sitzenden Zahlmeisters nicht unbekannt geblieben war. Sigismund selbst befand sich ohne Ahnung, daß irgend Jemand, der ihn und seinen hohen Rang kenne, um diesen letztern Theil seines Geheimnisses wisse. In demselben genoß er ein Glück, das, so schön und ihn ganz beseligend es auch war, doch eine sehr unangenehme

Gefährtin in der Furcht vor Entdeckung seines Geheimnisses hatte. Von der aufrichtigsten Meinung beseelt, Miedei und ihre Mutter mit seinem Stande bekannt zu machen, sich ihnen in ihrem großen Kummer um den Gatten und Vater, als treuer und tröstender Freund anzubieten, war er nach dem Staffelsee geeilt.

Der Anblick dieser Landschaft, wo er bisher unterm Siegel des Geheimnisses so traulich-schöne Stunden verlebt hatte, stimmte sein leichtbewegtes Herz zu jenem überschwänglichen süßen Gefühl, welches ihn die starren Grenzen des Rangunterschiedes zwischen Miedei und sich vergessen ließ.

Am Sterbebett der Frau Zahlmeisterin verschwand jede Rücksicht auf seine Verhältnisse aus seinen Augen, er war ganz Empfindung, seine Seele strömte über von der lautersten Empfindung für Miedei. Wie eine hochedle That trat der Gedanke, alle Ansprüche, welche die große Welt auf ihn hatte, von sich abzuweisen, nur ihr zu leben, von der der Mund der Sterbenden gesagt hatte, daß sie ihn liebe, vor seine Seele. Sanguinisch-cholerische Naturen sind zu den erhabensten Thaten fähig, und Sigismund war eine solche Natur im vollsten Sinne des Worts, sein Gemüth leicht zur Schwärmerei angeregt, die ihn, ohne daß er selbst eine Ahnung davon hatte, bald so überwäl-

tigte, daß er die nüchterne Wirklichkeit vergaß. Miedei war sein, an ihrer Mutter Sterbebett hatte er sich feierlich mit ihr verlobt, die priesterliche Weihe nach dem Begräbniß der Dahingeschiedenen befestigte diese Verbindung auf immer. Ehe man die Leiche der Mutter nach Murnau führte, trat Miedei mit ihm an dieselbe.

„Nun bin ich dein", sagte sie unter Thränen tiefster Rührung . . . „Du wirst mir Alles sein, Vater und Mutter. Nichts auf der Welt hat höhern, heiligern Anspruch auf mein Herz, auf mein Lieben, als du. Betrachte mich wie ein Kind, das willenlos sich ganz dir hingibt, ganz dir vertraut. Sei mir immer so gütig, so liebevoll wie bisher, mein Glück, mein Leben liegt in deiner Hand . . . ach, Sigismund, denke immer, ich sei ein Theil deiner Seele, deines Herzens, den du nie veräußern kannst. Mit diesem Bewußtsein ist meine gute Mutter vonhinnen gegangen, es hat ihre letzten Augenblicke verschönt und mit der großen heiligen Freude trat ihre Seele vor Gottes Richterstuhl . . . Sigismund, mit der Freude lasse auch mich einst von dir scheiden."

Und so lag sie an seinem Herzen, sein Theuerstes, Geliebtestes, das zu verleugnen er gänzlich unfähig war. In den drei Tagen bis zum Begräbniß waren ihm

freilich Stunden des Nachdenkens gekommen, in denen er ein Bangen fühlte, nicht vor der Zukunft an Miedei's Seite, sondern vor der Veröffentlichung seiner Verbindung mit ihr. Indeß die Stunde, wo er sagen sollte: «Ich habe bereits eine Verbindung geschlossen, in der ich mich glücklich fühle», lag ja noch so weit fern von ihm, unendlich viel konnte bis dahin geschehen, was ihn vielleicht ganz der Unannehmlichkeit überhob, vor dem ganzen Hofe zu bekennen, daß er der Gemahl eines Weibes aus den niedern obscuren Kreisen sei, die von der vornehmen Welt nicht beachtet werden, eines Weibes, dessen Vater als Majestätsverbrecher im Kerker schmachtete. Aber da blühte wieder der Gedanke in seiner Seele auf, wie edel ein solches freimüthiges Bekenntniß, wie männlich-schön diese That sein müsse, und die Furcht vor der Veröffentlichung, die ihn beschlich, verlor an ihrer Gewalt so bedeutend, daß er mit vollem Herzen am Altar das Ja aussprach, welches ihn unauflöslich an Miedei band. Noch hatte er weder ihr noch dem hochwürdigen Pfarrherrn seinen Rang entdeckt, er galt ihnen Das, als was er sich in der ersten Stunde, wo er, ein Fremder, das Andrä'sche Haus betreten, ausgegeben hatte, als ein Maler. Jetzt, wo der Tod der Mutter so tiefes Leid über Miedei gebracht hatte,

fragte ihn Niemand über seine weitern Verhältnisse, diese Leute waren zu arglos, zu wenig bekannt mit der Welt selbst, um nur eine Vermuthung, daß er ein Geheimniß verbergen könne, zu haben.

Sigismund selbst empfand eine Scheu, davon zu sprechen. Jetzt, wo Miedei noch von der Trauer um die Mutter so schmerzlich bewegt war, hätte diese Kenntniß sie vielleicht erschreckt. Das wollte er nicht. Gewiß gab es später eine Stunde, wo er sie damit überraschen und sagen konnte: «Sieh, mein theures Weib, so sehr liebe ich dich, daß ich alle Ansprüche, die mein Rang auf mich hat, von mir geworfen, daß ich aus den hohen Kreisen, in denen mich zu bewegen meine Geburt mich berechtigt, freiwillig schied.» Das dachte er sich so schön, so erhebend für Miedei selbst, daß er jetzt davon zu sprechen es für eine Thorheit hielt, durch die er sich selbst um den Genuß einer großen Freude brächte. Der hochwürdige Pfarrherr, welcher sich berufen fühlte, für Miedei nach allen seinen Kräften zu sorgen, redete natürlich mit ihm, wie er jetzt sich einzurichten gedenke? er, der geistliche Herr, halte es für das Sicherste, wenigstens für das erste Jahr Miedei hier in ihrem väterlichen Besitzthum zu lassen.

„Für immer, für immer!“ rief Sigismund leb=

haft ... „Gott bewahre mich vor dem Gedanken, sie ihrem glücklichen Stillleben hier zu entreißen! nein, nein, hier, wo ich sie fand, soll sie bleiben. Ich selbst werde mich hier ankaufen, wenn auch nicht gleich, aber gewiß, ich werde es. O, kann es denn ein schöneres Asyl für mich geben, als die Landschaft des Staffelsees! Hier spricht Alles vertraut, heimisch zu meinem Herzen, hier lebt man natürlich, die Ehren der Welt versinken in Nichts vor dem Glück stiller Zufriedenheit. O, ich denke mir das so schön."

Der hochwürdige Herr stimmte da freudig mit ein und sagte: „An Freunden wird's Ihm hier nicht fehlen, mein lieber Sigismund. Mich nehme Er gleich jetzt als den Ersten, der's Ihm zusagt, herzlich zu Ihm zu halten. Und viele recht brave Leute gibt's bei uns, die sich Seiner Freundschaft freuen werden. Da lasse Er nur mich dafür sorgen. Ich kenne alle Leut' in der ganzen Gegend wie meine Tasche und weiß, was an Jedem ist. An Verwandtschaft fehlts Ihm und Seiner Miedei hier auch nicht, das weiß Er schon. Die Andrä'sche Familie ist in der Beziehung wie ein Baum, der seine Aeste weit ausgestreckt hat. Wird Er denn Seinen Herrn Oheim, der Ihn erzogen hat, hierher bringen oder die Miedei demselben als Sein Weib vorführen?"

„Für jetzt nicht, hochwürdiger Herr. Es sind da noch verschiedene Verhältnisse zu ordnen, und dann ist auch mein Herr Oheim ein Mann von seltsamen Ansichten, die erst von mir beseitigt werden müssen.“

„Nun, nun, der Miedei hat Er sich nicht zu schämen“, meinte der Hochwürdige. „Ein so braves Weib macht Ihm keine Schande. Und bettelarm ist sie ja auch nicht, daß Sein Herr Oheim etwa denken könnte, sie habe sich an Ihn gehangen, um nur einen Versorger zu haben.“

„Ach, davon ist ja keine Rede; aber der hochwürdige Herr wird mir recht geben, daß es meinem Oheim ärgerlich sein muß, wenn er so plötzlich erführe, ich hätte nach eigener Wahl meines Herzens in der ernstesten Angelegenheit des Lebens gehandelt, wo er dies Geschäft für mich übernehmen zu müssen geglaubt hat.“

„Jetzt verstehe ich Ihn erst, Herr Sigismund. Sein Herr Oheim hat für Ihn eine Mariage im Sinn und da will Er ihm nicht so gerad heraus durch den Gedanken fahren, sondern die günstige Zeit abwarten, ihm von Seiner Heirath mit der Miedei zu sagen. Man kann da nichts dagegen haben, es ist klug von Ihm überlegt, die alten Leut' sind zuweilen obenhinaus, wenn ihnen nicht Alles so durchgeht, wie sie sich's gedacht haben. Nun, nun, da wünsche ich

Ihm gutes Glück. Seinem Herrn Oheim kann Er's bei Gelegenheit beibringen, daß Das, was die heilige Kirche gebunden hat, unauflösbar verbunden bleibt, und daß all der Aerger über einen gestörten Plan da nichts davon abthut. Der Miedei theile Er nichts über die Sache mit, mein lieber Sigismund, sie möcht' sich grämen, daß sie die Ursache sein sollte, um derenwillen Er mit Seinem Oheim zweierlei Sinns ist."

Vielleicht war es ein Fünkchen geistlichen Stolzes, der den hochwürdigen Pfarrherrn, dessen Lebenserfahrungen sich nur in einem sehr beschränkten und nur selten von größern Ereignissen gestörten Kreise bewegt hatten, bei dem Gedanken beseelte, daß an seinem kirchlichen Segen jeder weltliche Einspruch scheitere. Seine Gutmüthigkeit erfreute sich nebenbei des Bewußtseins, daß die Verbindung zwischen Miedei und Sigismund Beider Glück ausmache, und daher lag ihm alle Sorge, ob Irgendetwas dies Glück stören könne, ganz fern.

So blieb denn das Geheimniß des Ranges und Standes Sigismunds gänzlich unberührt. Am Staffelsee wußten die Leute nur, daß die schöne Miedei Andrä die Frau eines Malers geworden sei, der seiner Geschäfte wegen sich noch nicht ganz heimisch hier niederlassen könne; aber daß er Geld besitze, war Allen klar, denn ehe noch das Feld zur Herbstsaat bestellt

wurde, hatte er das Andrä'sche Besitzthum durch einen bedeutenden Ankauf von Grundstücken vergrößert, so=daß es bald eins der umfangreichsten an den Ufern des Staffelsees war.

Wenn etwas im Verlauf der Zeit Miedei's Glück störte, so beruhte dies in der oft vier, fünf Wochen lang dauernden Abwesenheit ihres Gatten, welcher, sie konnte sich das nicht verhehlen, zuweilen ein ängst=liches Gefühl, ein kummervolles Nachdenken nicht ganz vor ihr zu verbergen im Stande schien. In ihrer Herzensangst redete sie mit dem hochwürdigen Pfarr=herrn davon und es war für sie ein recht großer Trost, von diesem zu hören, daß sie da ohne allen Kummer sein könne, ihr Sigismund sei das rechtschaf=fenste Herz von der Welt und was ihn so nachdenkend mache, beruhe bloß in seinen Familienverhältnissen, welche zu schlichten ihn sehr beschäftige, zumal da sein alter Herr Oheim noch schwer erkrankt sei, was ihn, Sigismund, wolle er nicht undankbar sein für die vielen Wohlthaten, die dieser ihm erwiesen, an dessen Haus fessele. Der alte Herr sei ein ganz aparter harter Kopf, mit dem sich schwer umgehen lasse, weil er oft die närrischsten Ideen habe und keinen Wider=spruch vertrage.

Sigismund sah sich in der That durch seine Heirath

mit Miedei in eine Stellung gedrängt, welche er für längere Dauer nicht behaupten konnte, da sie ihm Dinge zur Nothwendigkeit machte, denen er bisher ganz fremd gewesen und vor welchen er im Innersten seines Herzens erzitterte. Der Muth gebrach ihm, durch ein energisches Handeln sich frei von den bittern Selbstvorwürfen zu machen, mit denen er sich selbst quälte. Miedei gegenüber sah er sich als Sünder an ihrer reinen treuen Liebe. Das Geheimniß, das er vor ihr verbarg, mußte er verschwiegen halten, da es sie nicht erfreut, im Gegentheil sehr hart geängstigt haben würde. Was hätte es ihr und ihm genützt, wenn er den Schleier, mit welchem er sich vor ihr so lange verhüllt hatte, vor ihren Blicken gelüftet haben würde? Seine Verhältnisse am Hofe mußten erst zerrissen sein, ehe er ihr sagen durfte: Ich bin ein Anderer, als du wähnst. So glich er einem Verbrecher im Paradies, für den die Freuden der Seligkeit nur erhöhte Qualen der Verdammniß sind.

Wie glücklich hätte er mit seiner schönen Miedei sein können, wenn in seinem Herzen nicht die ihn niederdrückende Selbstanklage des Betrugs ihr gegenüber gelastet hätte!

Es gab keinen andern Ausweg, als sich zu ermannen, offen vor dem Hofe zu erklären, daß er aus

allen Beziehungen, welche seine Geburt, sein Rang ihm zu den höhern Kreisen der Gesellschaft ertheile, in das entsagende Dasein eines — Phantasten zurückzutreten beabsichtige. Nicht Spott und Gelächter allein würden die nächsten Folgen eines solchen Geständnisses gewesen sein, nein, dies hätte er ertragen können, das glückliche Stillleben am Staffelsee würde ihn für den Hohn der Welt entschädigt haben; aber dieser Hohn traf dann auch eine Seele, welche schwer davon verletzt, schuldlos durch ihn leiden mußte — Rahel.

Wie alle Diejenigen, welchen es bei den wichtigsten Lebensverhältnissen am Muth gebricht und die die rettende That von einem Tag auf den andern verschieben, sich wegen ihrer Verzagtheit vor sich selbst entschuldigen, aber doch deshalb zu keiner Entscheidung gelangen, so schob Sigismund die Entdeckung seiner geheimen Ehe auch von Tag zu Tag auf. Er wähnte immer, es müsse eine Stunde kommen, wo ihm die Wahrheit sehr leicht werden würde, und so thöricht auch diese Hoffnung war, da sie sich auf Nichts als eben nur aufs Hoffen stützte, so glaubte er darin eine Beruhigung für sich zu finden.

Sein Comissariat in der Domainenangelegenheit, welches ihm zum Deckmantel diente, ohne Aufsehen Monate lang vom Hofe fern zu bleiben, neigte sich

mit Beginn des Sommers dem Ende zu. Das Osterfest war bereits vorüber, als Sigismund bei einer Rückkehr nach München mit seinem Onkel, dem Präsidenten Grafen Haimhausen und dessen Gemahlin, seiner Tante, zur Tafel bei der regierenden Kurfürstin befohlen wurde. Es war dies eine Auszeichnung, nach der so Viele am Hofe geizten, ohne derselben gewürdigt zu werden, denn die durchlauchtige Frau wies sich in der Wahl der zu Befohlenen sehr streng wählerisch. Ihr Tafelkreis bestand stets nur aus Personen des Hofs, die ihr näher bekannt waren und aus ausgezeichneten in München anwesenden Fremden, mithin war die Elite der hohen Welt bei diesen Diners aufs Würdigste vertreten.

Bei Hofe erzählte man sich, daß die Frau Kurfürstin jetzt ungewöhnlich guten Humors sei, da sie bald nach Manheim zurückkehren werde, wo sie so manchen Anlasses, der ihr hier am Hofe zu München Aergerniß bereitet hatte, sich enthoben sähe. Ob dies Verlassen Münchens aus freiem Antrieb von ihrer Seite geschähe oder der Kurfürst, welcher sich durch ihre Gegenwart doch in mancher Beziehung beengt fühle, sie zu diesem Entschluß bestimmt habe, wußte man nicht; indeß Einiger Meinung war ganz für diese letztere Annahme und sie behaupteten, des Kurfürsten

Favorite, Fräulein Schenk von Castel, sei dabei nicht ohne Einfluß, um sich an der durchlauchtigen Frau, welche ihr bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung empfinden lasse, zu rächen.

Unter den zur Tafel der Kurfürstin Befohlenen fehlte Fräulein von Castel wie auch Graf Chamisso; Niemand schien es zu beachten. Der Präsident Graf Haimhausen machte nur im Vorbeigehen seine Gemahlin auf das Fehlen Bernard's aufmerksam, was für diese stolze Dame eine höchst widerliche Bemerkung war, die sie mit den Worten zurückwies:

„Ich finde darin nichts Besonderes, Herr Graf; bei Hofe spielen zuweilen Begünstigungen und Vernachlässigungen merkwürdige Rollen.“

„Sehr wahr, meine Liebe, aber ich möchte mir erlauben, zu zweifeln, daß die Begünstigung, welche Bernard von anderer Seite genießt, die ihm heute zutheil werdende Vernachlässigung aufwiegt.“

Die Frau Gräfin hatte keine weitere Einwendung gegen diese Erwiderung, als ein von Achselzucken begleitetes „Pah! wie man's ansieht.“ Der Aerger, den sie über ihres Gemahls, wie sie recht wohl wußte, absichtlich gethane Aeußerung empfand — denn seine Abneigung geger Bernard war bedeutend durch dessen mehr als zweideutige Stellung bei Hofe gestiegen—, er-

losch jedoch sogleich, als die Kurfürstin sie durch besondere Freundlichkeit auszeichnete. Die adelstolze Dame fand in dieser ihr erwiesenen Huld die Veranlassung, ihre ganze Kunst in den steifsten Etikettenförmlichkeiten von ehemals zu entwickeln.

„Ich hoffe Sie, meine liebe Frau Gräfin, heute noch aufs Angenehmste überrascht zu sehen“, sprach die durchlauchtige Frau zu ihr. „Die heutige Tafel ist nicht unabsichtlich von mir befohlen, meines Gemahls Durchlaucht will einem mir und meiner Frau Schwester, der Herzogin, am Herzen liegenden Wunsch seine Sanction geben, und da dieses Wunsches Erfüllung auch für Sie, meine Gute, und für Dero Gemahl ein Vergnügen sein wird, so denke ich, haben wir alle Ursache, uns zu dieser Freude gegenseitig Glück zu wünschen.“

Die Frau Gräfin, wohl ahnend, was von Seite der durchlauchtigen Frau mit der Erfüllung dieses Wunsches gemeint sei, wies sich außerordentlich entzückt über das so fein getroffene Arrangement; eine Anzahl spanischer Knixe verstärkten den Ausdruck ihrer Danksagung.

„Meine Liebe, ergehen Sie sich nicht in so viel Dankesworten“, redete die Kurfürstin weiter. „Wir sind Alle eigennützig und ich spreche mich heute am

wenigsten frei von diesem Vorwurf. Indem ich meinen durchlauchtigen Gemahl bestimmt habe, den in Rede stehenden Wunsch zu erfüllen, was glücklicherweise auch mit seinem Wollen übereinstimmte, nehme ich ein Andenken mit nach dem lieben Manheim, das mich für so manche unangenehme Erinnerung an München entschädigen wird.“

Der Schatten, welcher bei diesen letztern Worten das Antlitz der hohen Frau überflog und über dessen Ursache Gräfin Haimhausen durchaus nicht in Zweifel sein konnte, verschwand indeß bald, als ihr Blick auf Comtesse Rahel von Seissel de Aix und den Grafen Sigismund Haslang fiel, welche sehr angelegentlich miteinander sprachen.

„Sehen Sie, meine Liebe, unsere Schützlinge“, bemerkte die Kurfürstin gegen die Gräfin, ihr mit einem Augenwink die Richtung angebend, wohin diese ihre Blicke richten solle, und fügte dann hinzu: „Glückliche um uns zu sehen, macht unser eigenes Leben heiter und wir übersehen um so leichter, was uns zuweilen recht schmerzlich gekränkt hat.“

Der Eintritt des Kurfürsten war das Zeichen zum Beginn der Tafel.

Selten hatte man den durchlauchtigen Herrn so heiter wie heute gesehen, und wer nicht gewußt hätte,

welche Spaltung zwischen ihm und seiner hohen Gemahlin seit Jahren schon bestanden, würde sie für eins der im glücklichsten Einverständniß lebenden fürstlichen Paare gehalten haben, denn Se. Durchlaucht erschöpfte sich fast in Beweisen von zarter Aufmerksamkeit für seine hohe Gemahlin. Die Unterhaltung bei Tafel, die er mit seinem hochgebildeten Geist leitete, welcher sich in allen Gebieten des Schönen und Erhabenen im Bereich von Kunst und Wissenschaft als heimisch zeigte, glich einem lustig dahinrollenden Bach, der bald zwischen lieblichen blumenreichen Gebirgsmatten, bald zwischen hohen pittoresken Felsenpartien und im Schatten von Wäldern fließt und immer Nebenbäche als Zuflüsse in sich aufnehmend als freier Strom in die sonnenreichen Ebenen des Landes tritt, wo Prachtliebe und Geschäftigkeit Paläste und Hütten zu großen herrlichen Städten vereint hat und Lust und Kummer im bunten Gemisch hart an einander wohnen.

Die Tafel war fast zu Ende, als der durchlauchtige Herr sich zum Grafen Haimhausen wendend, diesen in besonders freundlichem Ton anredete. „Herr Graf“, hob er an . . . „wir haben soeben davon gesprochen, wie Künste und Wissenschaften als die innigst vereinten Segnungen des Himmels unsere Herzen erheben, wie es Aller Pflicht ist, sie nach Kräften

zu fördern, sie als die einzig unser Leben verschönernden Genien zu ehren, ihnen überall, wo wir ihnen begegnen, zu huldigen. Ich wünsche in der That zu beweisen, daß meine Worte meine innerste Huldigung vor diesen reizenden Genien aussprachen, wie nicht minder die Hochachtung und der Dank, welchen ich den Männern zolle, die ihr Leben dem Dienst derselben mit Eifer gewidmet haben. Ihnen, Herr Graf, gebührt meine vollste Anerkennung in dieser Hinsicht. Sie sind der Schöpfer des vor Ihrer Zeit tief im Argen liegenden bairischen Bergwesens, Sie haben durch die Errichtung der nymphenburger Porzellanfabrik den Ruhm Baierns auf die Stufe der Würdigung unsers vaterländischen Kunstfleißes von Seiten anderer Staaten gehoben, das Münzwesen verdankt Ihnen seine geregelte Basis. Indem ich dies öffentlich hier ausspreche, bin ich nur das Organ, durch welches das Land Ihnen seine Huldigung für so viele ihm erwiesene Wohlthaten darbringt.“

„Mein allergnädigster Herr“, stammelte der alte Herr, überrascht durch dies ihm gespendete Lob ... „ich wünschte, ein Jüngling an Jahren zu sein, um Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht großen Gnade mich würdiger zu fühlen, als ich bin; aber mein altgewordenes Leben beraubt mich der Freude, diesem aufrich-

tigen Wunsche meines Herzens entsprechen zu können. Bald am Markstein des kurzen Daseins angelangt, kann ich leider nur das Wenige, was ich in den Jahren meiner Kraft gethan, dem milden Urtheil Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht empfehlen."

„Und dies Urtheil, mein lieber Graf, ließ mich eben den Dank Baierns aussprechen", entgegnete der Kurfürst voll Güte. „Was mich selbst betrifft, so bin ich glücklich, Ihnen wenigstens Einen Beweis meiner Gesinnung geben zu können. Ich ernenne Ihren Neffen, welcher die Revision der ihm übertragenen schwierigen Domainenangelegenheit mit soviel Eifer gefördert hat, daß nur noch Unbedeutendes dabei zu erledigen ist, zum Hofrichter meines pfälzischen Hofraths-Dikasterium."

„Kurfürstliche Durchlaucht!" rief der zu dieser hohen Würde Ernannte, übermannt von dieser unerwarteten Erhebung.

Man hätte, wäre diese Ernennung nicht eine so erfreuliche Angelegenheit für ihn gewesen, seinen Ausdruck bei dieser Ueberraschung für einen Todesschreck halten können. Diese Empfindung fand eine Erhöhung in der weitern Rede des Kurfürsten, der lächelnd sprach:

„Ich freue mich, dem Herrn Hofrichter nicht nur ein Zeichen meiner Zufriedenheit, sondern auch der

Gnade meiner durchlauchtigen Gemahlin zu geben, welche Er als Reisecavalier nach der Residenz Manheim begleiten wird. Damit der Herr Hofrichter aber nicht mit schwerem Herzen von hier scheide, erfülle ich mit Freuden den Wunsch meiner durchlauchtigen Gemahlin und deren durchlauchtigen Frau Schwester, und erkläre Ihn zum Verlobten der Comtesse Rahel de Seissel de Aix, überzeugt, daß die Verbindung mit einer so liebenswürdigen Dame, der sein Herz gehört, ihm ein schönes, wohlverdientes Glück bereiten wird. Comtesse Rahel wird Sie, Graf Haslang, als Ihre Gemahlin nach Manheim begleiten. Empfangen Sie nun die Glückwünsche dieser Versammlung."

„Großer Gott, daß ist zu viel!" rief Sigismund, auf seinen Sitz zurückfallend.

„Sehen Sie, das Glück betäubt ihn", lächelte der Kurfürst ... „aber er wird sich bald finden."

Sigismund war in der That ganz Das, wie der Kurfürst ihn bezeichnete, betäubt, aber in diesem Zustand, den die ihn Umgebenden allgemein für eine Folge seines überschwänglichen Glücks ansahen, so willenlos, so gebrochen in seiner Kraft, daß er sich wie ohne Bewußtsein der Leitung seines Oheims hingab und von diesem geführt und von der ungemein in ihrem

Stolz befriedigten Gräfin Haimhausen, seiner Tante, begleitet, Hand in Hand mit Rahel vor den Kurfürsten und dessen durchlauchtige Gemahlin trat, ihnen Worte des Danks zu stammeln, von denen er in diesem Moment nichts wußte. Die Herzogin umarmte Rahel mit Freudenthränen im Auge und sagte, deren Verlobten die Hand zum Kuß reichend:

„Graf, daß ich meine gute Rahel an Ihr Herz lege, nehmen Sie als Beweis meiner Ueberzeugung von Ihrem edlen Charakter. Rahel verdient ihren schönen Eigenschaften nach das größte Glück in der Liebe eines Gemahls zu finden, der an Geist und Gemüth ihrer würdig ist. Und Sie sind es. Es gewährt mir eine hohe Befriedigung, zu wissen, daß diese Verbindung euer beiderseitiges Glück sein wird.“

„Bin ich denn solchen Glücks werth!“ rief Sigismund, und wie von einem Gedanken ergriffen, der plötzlich in seinem Kopfe aufleuchtete, ergriff er mit fieberhafter Hast Rahel's Hand und bedeckte diese mit Küssen. Während ein paar große Tropfen in seinen Augen glänzten, redete er, sich in seinen Worten überstürzend, zu ihr: „Rahel! wenn ich auch jetzt, wo das Unerwartete mich so sehr überrascht hat, daß ich meiner fast nicht mächtig bin, Ihrer unwürdig scheine, aber ich will Ihres edlen Herzens würdig zu werden trachten.

Bei Gott dem Allmächtigen, ich will es! Wie ein Buch soll meine Seele vor Ihnen aufgeschlagen liegen, auch nicht der leiseste Gedanke meines Geistes soll Ihnen verschwiegen bleiben. Dann werden Sie mich Ihrer Achtung werth finden, Sie werden ..."

„Mon cher neveu," störte Gräfin Hoimhausen diesen Erguß, der ihn jedenfalls zur Entdeckung seines Geheimnisses getrieben hätte, denn er befand sich in einer außerordentlichen Aufregung, als ob der Geist starker Getränke sein Hirn angegriffen hätte ... „Du vergißt, wo Du dich befindest. Dergleichen entzückte Confidence vor durchlauchtigen Personen zum Besten zu geben, ist nicht schicklich. Auch das größte Glück muß in den Schranken einer gewissen Moderation bleiben."

„O lassen Sie ihn, Frau Gräfin", bemerkte die Herzogin gütig ... „sein Glück verlangt stürmisch einen Ausdruck: in demselben ruht die Bürgschaft für die Wahrheit seiner Empfindung. Junge Herzen fühlen stärker, und warum wollten wir ihnen wehren, in Worten von Dem zu reden, was sie begeistert? Die Jugend muß ihre Freiheit haben, wenn sie nicht verkümmern soll gleich einer Pflanze, der man Licht und Luft entzieht."

Die Mahnung der Gräfin-Tante machte auf Sigis-

mund einen ähnlichen Eindruck wie der durchkältende Anhauch des Todes auf ein noch heftig schlagendes Herz, das heiß überströmende Gefühl Sigismund's, das ihn auf die Bahn eines Bekenntnisses seiner geheimen Ehe geleitet hatte, ging in dem nüchternen Erkennen der Trostlosigkeit der Situation, in welcher er sich befand, plötzlich unter. Wenige Minuten später nur, und sein Geheimniß hätte durch ihn selbst Entdeckung gefunden; unbewußt hatte die Gräfin-Tante dies in ihrem Schreck über seine ihr ungebührlich scheinende Confidence verhindert. Der Muth, trotzdem eine offene Erklärung zu geben, war ihm nun entschwunden. Indem sein Blick auf Rahel weilte, sah er, wie heiter sie war, wie keine Ahnung von dem entsetzlichen Zwiespalt, der ihn durchtobte, ihre jetzt von Glück und Freude aufblühende Seele trübte. Gleich einem Verbrechen am Himmel selbst erschien ihm nun der Gedanke, jetzt von seinem Geheimniß zu sprechen. Was hatte sie verschuldet, daß er ihre Ehre zum Gegenstand des Spotts machen sollte? und wie Lauffeuer wäre es von Mund zu Mund gegangen, hätte er in Gegenwart der durchlauchtigen Herrschaften und der Elite des Hofs ihre Hand abgelehnt. Es wäre ein Mord an ihrer Ehre gewesen; diese Ueberzeugung durchschauerte ihn.

Die Selbstanklage, allein der Urheber dieser Täuschung an ihr zu sein, leitete ihn endlich aus dem Halbbewußtsein zu der allmälig in ihm auftauchenden Hoffnung, eine Sühne herbeiführen, einen Ausweg aus diesem ihn umgebenden Labyrinth von Verwirrungen finden zu können. Die Gegensätze foderten wegen Rahel eine schonende Ausgleichung, sie durfte nicht unter derselben leiden, diesen Vorwurf mußte er fern von sich halten, wollte er nicht eines Verbrechens an ihr sich schuldig machen.

Sanguinische Gemüther werfen sich immer ohne Zögern der Hoffnung, mag diese auch noch so problematischer Natur sein, in die Arme, darum erhob der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen schonungsvollen Ausgleichung ihn zu einer Art Herrschaft über sich selbst; er ward ruhiger, die Aufregung, die ihn noch vor Kurzem überwältigt hatte, minderte sich. Das Bewußtsein seiner schweren Schuld gegen Rahel machte ihn weich, hingebend, anschmiegend an sie, seine Blicke enthielten die stumme Bitte um ihre Vergebung. Da Niemand eine andere Ursache als eine aufs Höchste gesteigerte Empfindung über das ihm zutheil gewordene Glück, sie sein nennen zu dürfen, hinter diesen Blicken vermuthete, so hielt sich auch Jedermann überzeugt, daß sie dieser Quelle entstammten. Man

überhäufte ihn mit Glückwünschen, Alle lächelten ihm Theilnahme zu, — er fühlte die Qualen eines Verdammten unter diesen Beweisen der Freundschaft.

„Neffe, ich bin stolz auf dich", sagte sein würdiger Oheim zu ihm . . . „ich lebe ordentlich auf in deinem Glück. O meine liebe Comtesse, in meinem Sigismund finden Sie ein treues rechtschaffenes Herz, das kein Vertrauen zu täuschen im Stande ist. Sie werden später sagen: der alte Haimhausen hat Recht gehabt."

„Ich sage das schon jetzt, Ew. Erlaucht", lächelte Rahel . . . „denn ich habe ja dieses gute liebe Herz erkannt."

„O, Rahel, Ihre große Güte für mich läßt mich fühlen, wie viel mir fehlt, um Ihrer würdig zu sein", stammelte Sigismund.

„Still, still, mein Lieber", scherzte die Comtesse heiter . . . „wir werden noch soviel Zeit füreinander gewinnen, uns gegenseitig durch freundliches Wort und Beispiel zu veredeln, daß wir Unrecht daran thun würden, schon heute mit diesen Lectionen beginnen zu wollen, wo man in uns Gegenstände für herzliche Beglückwünschungen sieht."

Und die durchlauchtige Frau Kurfürstin sagte freundlich zu Rahel und ihm:

„Ich nehme ein recht kostbares Andenken an München mit mir nach Manheim: zwei Herzen, die meiner Gnade durch sich selbst werth sind und welche treu zu mir halten werden.“

Als die Tafel ganz beendigt war, begleitete Sigismund Rahel und die Herzogin nach ihrem Palais. Seine Equipage fuhr leer nach, während er in der der Herzogin saß, die scherzend, als er einstieg, bemerkte: „Da bin ich mit einem mal in die Rolle einer zärtlichen Mama versetzt, die ihrem lieben Töchterchen einen Bräutigam verschafft hat und nun auch möglichst Sorge tragen muß, daß Beide nicht auseinander kommen. Nun, ich werde mit besten Kräften meiner Partie Ehre zu machen suchen, um später den wohlverdienten Lohn zu empfangen, denn in dieser Beziehung bin ich außerordentlich eigennützig.“

Einige Stunden später kehrte Sigismund in seine Wohnung zurück in dem Zustande eines Berauschten, der sich nicht fähig fühlt, einen Gegenstand für sein Denken festzuhalten. Wie ununterbrochen sich neuerzeugende Irrlichter hüpften Gedanken auf Gedanken in seinem Hirn auf, keiner war von Dauer, sie überstürzten einander in wilder Hast. Unter diesem Ringen und Jagen auf dem Gebiet des Denkens ermattete sein Geist, er verfiel in eine moralische Lethargie, die

lange genug anhielt, um später der Wirklichkeit Raum und Herrschaft über seine Gedanken zu gestatten. Er durchbrachte eine fürchterliche Nacht; kein Schlummer nahte ihm. Miedei und Rahel waren die Angelpunkte, um welche die Empfindungen seiner Seele unaufhörlich kreisten.

So durchfühlte er alle Stadien der Angst und Verzweiflung wie ein noch nicht tief gesunkener Verbrecher nach vollbrachter That. Abscheu vor sich selber und jener Trotz, den Furcht und Zagen gebären, fehlten nicht in dieser fest ineinander verwobenen Kette von Uebergängen auf dem weit umfänglichen Kreise der Verzweiflung. Wenn der Sonnenschein des Glücks oder großer Freude alle jene wohlthuenden, beseligenden Nuancen und Abstufungen in der Menschenseele hervorruft, die gleich leuchtenden Perlen aus deren Tiefen aufsteigen und sie mit Glanz und Licht erfüllen, so hat auch die Nacht in einem vom Bewußtsein eines Verbrechens gefolterten Geiste ihre tiefern, dunklern Abschattirungen, die als ein allgemeines Gesetz Denen gelten, welche noch zwischen Himmel und Hölle ringen, das heißt, die noch zu jener großen Zahl Gefallener gehören, deren Gewissen spricht. Der Trotz ist in ihrer Seelenverdüsterung eine der Abschattirungen, die nie ausbleibt und selbst zwischen die Thränen des tiefe

Neue Empfindenden sich stiehlt, um sie auf Augenblicke — versiegen zu lassen. Welch großer Menschenkenner der Verfasser der Schilderung von dem Gemüthszustande des ersten Mörders Kain war, zeigt sich in des Letztern Ausbruch des Trotzes gegen Gott, und wie Kain seine That unter die Worte: «Bin ich meines Bruders Hüter?» zu verbergen strebte, so auch fragte sich Sigismund, eine Entschuldigung für sich suchend: «Bin ich Herr über die mich überwältigenden Verhältnisse? Habe ich sie herbeigerufen?»

Aber dieser Trotz, diese scheinbare Erhebung gegen den Selbstvorwurf verblich nur allzu schnell, und als der Morgen aufglühte, hatte er keinen andern Rath gefunden, als Bernard, dessen Charakter so schroff dem seinigen gegenüberstand, zu seinem Vertrauten zu machen und von Diesem eine Hülfe zu erwarten.

II.

Eine Woche später hatte Miedei die große Freude, ihren Gatten wieder bei sich zu sehen; aber dieses Vergnügen fand in der Bemerkung, daß er ungemein bleich, verdüstert sei, eine starke Beeinträchtigung. Mit ungemeiner Hast riß er sie beim Wiedersehn in seine Arme. „Ach, daß ich wieder bei dir bin!“ rief er tief aufathmend . . . „nein, nein, ich kann dich nicht verlassen, ich kann nicht, ich kann nicht, und könnte ich allen Ruhm und alle Ehre der Welt verdienen.“

Miedei verstand nicht, was er damit sagen wollte. Sie war aber betreten, ihn so in Aufregung und so bleich zu sehen, als zehre eine unsichtbare Krankheit an seinem Innern. In solchem Zustand von Heftigkeit hatte sie ihn noch nicht gesehn. Es mußte ihn also etwas Ungewöhnliches in denselben versetzt haben.

„Was sprichst du denn von mich verlassen und von Ruhm und Ehre der Welt?“ fragte sie.

Die Antwort stockte ihm auf der Zunge, er barg sein Gesicht an ihrer Schulter, sein Auge konnte ihren Blick nicht ertragen. Miedei ward heftig dadurch bestürzt, sie wußte nicht, was sie davon denken sollte.

„Ach, mein lieber Sigismund, du thust recht übel an mir, daß du mich ängstigst!“ sagte sie . . . „jetzt, wo ich ein theures Pfand deiner Liebe unter meinem Herzen trage, wo die schwere Stunde mir so nahe steht, in der ich durch eines Kindleins Geburt in die große Zahl der Frauen eintreten soll, die das heiligste Mysterium der Schöpfung an sich erfahren und durchlebt haben, brauchte ich viel Freude, daß ich heiter dem verhängnißvollen Augenblick entgegentreten kann — und du gibst mir Kummer. O, mein lieber Mann, nimm ihn rasch von meiner Seele, daß er keine Wurzel darin schlägt . . . Kummer und Gram sind in solchem Zustand, wie ich bin, Vorwehen des Todes . . . und ich will ja leben, leben mit dir, für dich, für unser Kind.“

Dieser Ausdruck ihrer Bitte schnitt so tief in sein Herz ein, daß er mit einem Aufschrei auffuhr und sie so fest an sich drückte, daß sie einen Laut des Schmerzes ausstieß.

„Habe ich dir weh gethan, Miedei?“ rief er . . . „vergib mir, vergib mir! . . . ha, wie mich das packte! . . . Nein, nein, ich bleibe bei dir. Alle Lockun-

gen sollen von mir abfallen, keiner will ich Gehör geben ... ich bleibe bei dir ... Miedei! meine theure Miedei! lege deine Hand an meine Stirn, fühle, wie es da siedet und glüht."

„Du bist krank, Sigismund!" rief die Geängstete erschrocken ... „ich will den Arzt rufen lassen, du hast ein böses wildes Fieber in dir ... wir dürfen da nicht zaudern."

„Nein, keinen Arzt ... was soll mir Der?"

„O, diese Frage ist schon ein Zeugniß, wie sehr krank du bist. Helfen soll er dir, dich gesund machen, dich mir retten. Du gehörst ja mir und dem Kinde unter meinem Herzen. Kannst du Das vergessen?"

Diese Mahnung brachte ihn zu sich.

„Ich bin nicht körperlich krank", sagte er ruhiger ... „du bist im Irrthum; nur daß ich von dir lassen soll, macht mich so unglücklich, so trostlos. Es ist ein Gedanke wie Verdammniß."

„Wer fodert denn das?" fragte sie erstaunt. „Es hat ja Niemand ein höheres Recht auf dich, als ich, dein Weib. Das will ich Allen ins Gesicht sagen. Mein Anspruch auf dich ist heilig und wird noch weit, weit heiliger, wenn ich erst Mutter deines Kindes bin. Darüber geht nichts." Sie sprach diese Ueberzeugung mit einem Ausdruck vom Durchdrungensein ihres Her-

zens von derselben, daß Sigismund ergriffen davon sich über ihre Hand beugte und diese küßte. „Ach, was du da für närrisch Zeug treibst, mir die Hand zu küssen!“ rief sie ihm diese entziehend ... „das ist ja das Nämliche, als thust du's gegen dich selbst, denn du und ich sind Eins.“

In dieser Entgegnung Miedei's lag ihre festbegründete Ansicht von der Heiligkeit des Ehestandes, der zwei Herzen zu einem vereint und Seele in Seele aufgehn läßt. Das religiöse Element hatte zu tiefe und starke Wurzeln in ihrem Innersten getrieben, als daß nicht jede höhere Beziehung des Lebens in eine Wechselwirkung mit ihrem unerschütterlichen und das Fundament ihres geistigen Seins bildenden Glauben getreten wäre, sobald sich ein Anlaß dazu ergab. Noch war keine Erfahrung ihr geworden, die sie in einen Kampf mit demselben gebracht hätte, der Zweifel, dieser Gefährte der Zerstreuung, war ihr fern geblieben, der enge häusliche Kreis, in dem sie lebte, bot ihr eine starke und feste Schutzmauer dagegen. Waren auch bittere Wermutstropfen in den Becher ihres jungen schönen Daseins gefallen durch das traurige Geschick ihres Vaters und den Verlust ihrer Mutter, so hatte doch wieder die Verbindung mit Sigismund diese harten Schläge des Schicksals ausgeglichen, und da weiter keine Ver-

änderung in den Gewohnheiten ihres bisherigen Wirkungskreises das Stillleben erschütterte, das wie verklärender Sonnenschein ihr Denken und Thun umfloß, so hatte auch der sie beseligende religiöse Glaube an das Heilige keine Wandlung erfahren. Sie war im vollen Sinne des Worts eine treue Maria mit reinem unbeflecktem Herzen.

Sigismund mußte ihr sagen, was er mit dem sie Verlassensollen meine; es wäre ihm unmöglich gewesen, ihren dringenden Fragen darnach zu entgehen, und sie erfuhr daher von ihm, daß er als Maler einen Ruf nach einer norddeutschen fürstlichen Residenz empfangen habe und sein Onkel darauf bestehe, daß er demselben entspreche.

„Das war es, was dich so ängstete?“ fragte Miedei ... „ich sehe da gar nichts so Schlimmes darin.“

Sigismund erklärte ihr, daß dies eine Trennung von ihr vielleicht auf die Dauer eines Jahres voraussetze.

„Ja, das wäre traurig,“ stimmte sie bei ... „recht traurig, denn wie wollen wir das anfangen, so lange ohne einander zu leben! Nun begreife ich's, daß dich der Gedanke so in Kummer bringen konnte. Wie gut du bist, Sigismund! o du lieber, lieber Mann,

sage mir, muß diese harte Prüfung von uns getragen werden? gibt es kein Mittel, sie abzuwenden? Sie macht mir schon jetzt bange . . . es ist, als griffe eine rauhe kalte Hand an mein Herz und wollte es zerdrücken."

Sigismund fand in dem Ablassen ihrer Blicke von ihm, die sie kummervoll zu Boden sinken ließ, den nöthigen Muth, ihr zu sagen, daß sein Oheim, dem er noch keine Mittheilung von seiner Verheirathung mit ihr gemacht habe, weil bei der großen Reizbarkeit von dessen Gemüth seine Krankheit eine sehr üble Wendung nehmen könne, ganz von dem Gedanken beherrscht sei, den Neffen in einer glänzenden Stellung zu sehen, und daß allerdings der ihm nach Norddeutschland gewordene Ruf die sicherste Grundlage dazu sei. Miedei blieb schweigend und heftete die Augen auf den Boden. Ihr freundliches Gesicht wies einen großen kummervollen Ernst. Dann fielen ein paar helle Tropfen über ihre Wangen.

„Du weinst, Miedei?!" rief er erschrocken.

„Und habe ich nicht recht große Ursache dazu?" entgegnete sie leise. „Es thut mir weh, daß dein Oheim noch nichts von mir weiß. Bin ich nicht dein angetrautes Weib? . . . dieses Verschweigen demüthigt mich, als wäre ich nicht werth, die deinige zu sein. Das ist nicht recht an mir gethan. Des Gottessegens, der

uns vereinigt, dürfen wir uns vor der ganzen Welt nicht schämen.“

Sigismund war heftig erschüttert von diesem gerechten Vorwurf, er schloß sie in seine Arme, küßte die glänzenden Tropfen von ihren Wangen und suchte sie von den Rücksichten zu überzeugen, welche er gegen den Oheim zu beobachten habe. Er erzählte ihr, wie nothwendig dies Schweigen sei, denn er habe eine von dem alten Herrn ihm ausgewählte Braut, welche großes Vermögen besitze, ausgeschlagen, unter dem Vorwande, er fühle sich noch zu keiner Verbindung geneigt. Miedei werde dieser Mittheilung zufolge gewiß einsehen, daß sein Schweigen jetzt nur eine nothwendige Rücksichtnahme, eine unabweisliche Folge dieser Ablehnung sei. Erst dann könne er ihm seine Verbindung mit ihr entdecken, wenn er in seiner Kunst sich eine Stellung gegründet und von ihm sich unabhängig gemacht habe. Hätte Miedei mehr Lebenserfahrung und nur ein wenig mehr Menschenkenntniß besessen, würde sie in der Angst, mit der er ihr diese Beweise aufdrang, einen Halt zum Erstaunen und zu dessen Folge der Reflexion über seine Erzählung gefunden haben; aber dazu war sie zu einfachen Herzens und der Glaube an ihn so unerschütterlich fest, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrheit seiner Rede in ihr auftauchte.

„Freilich, dann mußt du reisen,“ sagte sie traurig . . . „ich sehe das wohl ein. Und wann soll das geschehen?“

„Wann? sobald Antwort eintrifft. Bernard, mein Freund, den du kennst, weiß, daß ich jetzt bei dir bin, er wird sie mir zuschicken, wenn sie in diesen Tagen käme.“

„Da würdest du fern sein, wenn mir die schwere Stunde schlägt?“ fragte Miedei tonlos.

Eine Pause folgte. Sigismund bebte an allen Gliedern, die schmerzliche Frage Miedei's brach das ihm in die Seele gehauchte Gebäude der Lüge. Wie vernichtet stürzte er vor ihr in die Knie, umfaßte die ihrigen und die Linke nach ihr emporstreckend, rief er in außerordentlicher Aufregung:

„Miedei! mein Weib! halte mich fest, daß ich nicht von dir lasse, daß ich bei dir bleibe . . . meine Entfernung von dir ist ein Todesurtheil für mich!“

Sie beugte sich zu ihm nieder, in schweigender Umarmung hielten sie sich lange umschlungen, dann richtete sich Miedei auf, sie sprach mit schwer errungener Fassung:

„Mein lieber Mann, das ist das erste Weh, welches an uns herantritt, aber wir wollen es tragen mit Geduld, du und ich. Für mich wird's recht schwer

und hart sein, dich fern zu wissen, wenn nach Gottes Rathschluß meine Stunde kommt und unter seinem Beistand ein kleines Wesen durch mich sein Leben empfängt. Ach, mein Sigismund, wenn das Vaterauge nicht auf das neugeborne Kindlein blickt, ist's nicht viel anders, als fehle dem neuen kleinen Menschenbilde ein Gottessegen, ein Willkommsgruß. Die Mutter segnet es freilich mit der ganzen Liebe ihres Herzens zu seinem Eintritt ins Dasein; wie die Heimat eine Freude und Lust für uns Alle ist, so ist auch der Mutter Blick ein Gruß der Heimat für ihr Kind. Mutter und Heimat sind sich ja gleich. Aber des Vaters Segen ist dem Neugeborenen wie ein Himmelslächeln, das ihm für sein junges Leben Lust und Glück verheißt. Doch für mich wäre es ein großer Vorwurf, müßte ich mir sagen, daß ich kleinmüthig dich abgehalten, in der Welt zu schaffen und zu wirken in deiner schönen Kunst. Geschieht es doch nicht allein für dich, auch für mich, für unser Kind. Der Mann muß das thun, ich weiß es wol, seine Kreise ziehen sich weit über des Weibes kurzen Blick hinaus. Darum werde ich schweigend mich in Das fügen, was uns für eine Zeit trennt. Laß mich jetzt, mein lieber Mann, ich brauche Fassung dazu, viel, viel Fassung, denn von mir wird Schweres gefodert und ich bin doch immer

nur ein schwaches Weib.“ Einen Kuß auf seine Stirn drückend, verließ sie ihn.

Sigismund fiel schweigend in's Sopha, die Augen mit den Händen bedeckend, die Lippen fest auf einander gepreßt. Endlich erhob er sich, sein Blick war stier geworden, wie irr schaute er um sich, dann gruben sich seine Hände in seine Brust und er rief voll Entsetzen: „Kain! nein, schlimmer denn Kain! dieser erschlug nur des Bruders Leib, ich aber will die Seelen von Weib und Kind morden!“ Ja, seine Seele war verdüstert, die finstern Mächte, unter deren Schutz Verbrechen reifen und entsetzliche Frucht tragen, hatten ihre verwirrenden Kreise um ihn geschlungen. Bernard war es gewesen, der dies Meisterstück der Hölle an ihm vollbracht hatte. Mit der Macht des Spotts im Bunde wußte dieser Herzlose ihm die Verachtung vorzustellen, welche ihn treffen würde, sobald seine Ehe mit Miedei bekannt werde. Er verstand es, die Selbstliebe in ihm anzuregen, indem er ihn daran erinnerte, wie er sich mehr als unglücklich fühlen müsse bei dem Bewußtsein, aus der Reihe Derer sich gestrichen zu sehen, deren Geburt und Rang Anspruch auf die höchsten Würden im Staat, auf den Umgang mit den hochgebildetsten Personen der bevorzugten Stände geben. Noch tiefer griff es ihm ins Herz, als er ihn daran

erinnerte, welchen Anspruch Rahel's Ehre auf ihn habe, wie nur ein Wort der Entdeckung seiner geheimen Ehe dazu gehöre, um sie, die Schuldlose, für ihr ganzes Leben lang zum Gegenstand des Spotts zu machen. Dergleichen Affront, verlobt zu werden, von allen Seiten Glückwünsche zu empfangen, und dann durch das Bekenntniß ihres Verlobten, daß eine Person aus obscurem Stande ihm besser gefallen als sie; beseitigt zu werden wie ein nur der flüchtigen Laune dienendes Spielzeug, sei ein zu seltener Fall, um so leicht in Vergessenheit zu kommen. Rahel's Ehre werde dadurch unrettbar vernichtet, denn Jeder müsse sich scheuen, ihr, die dem allgemeinen Hohn, und zwar unter solchen erschwerenden Umständen, wie bei ihrer Verlobung mit Sigismund obgewaltet, preisgegeben worden sei, die Hand zu bieten. Der Flecken dieser ihr bereiteten Schmach könne nur durch ihren Tod von ihrem Namen verwischt werden, und es sei voraus zu sehen, daß der Gram über diese Schande ebenso viel wie ein Mord an ihrem Leben aufwiege.

„Ich bin wahrlich kein Tugendheld", sagte Bernard ... „ich lache über so Vieles, worüber Andere sich in Thränen auflösen möchten, aber solch einen Vorwurf möchte ich nicht auf mich laden. Es ist und bleibt ein moralischer Mord an der Comtesse."

Und dann redete er von dem Zorn des Kurfürsten, den Sigismund durch sein Verschweigen seiner Ehe mit Miedei zu einem Irrthum verleitet, der auch ihn, den durchlauchtigen Herrn, dem, wenn auch nur geheimen Gelächter des Hofs ausgesetzt habe. Wenn derselbe ihn auch nur mit Entziehung seiner bisher von ihm bekleideten Chargen und einer strengen Untersuchung der Art und Weise strafen könne, wie man ihn zu dieser so ungleichen Verbindung gebracht habe, wobei es keineswegs zu seinem Vortheil sich ergeben würde, daß er als Täuscher eine gewisse Hauptrolle dabei gespielt, da er seinen Rang und Charakter verheimlicht habe, welche Entdeckung ihn zum Gegenstand allgemeiner Verachtung machen müsse, so dürfte doch besonders Miedei's Vater von dem schwersten Zorn des Kurfürsten getroffen werden, denn für ihn schwände dann sicher jede Hoffnung auf Begnadigung: der Kerker bliebe eine lebenslange Gewißheit für ihn.

„Du siehst nun, mein Freund, auf welcher Seite für dich die meisten Chancen fallen“, redete Bernard weiter. „Das Glück ist dir günstig genug, dir, aus dem Bereich dieses gefährlichen Strudels zu entkommen, beizustehen, indem es dich weit genug von hier entfernt, um dich ganz vor Entdeckung zu sichern. Mein Rath ist der, ohne Gewissensbiß der Comtesse

Gemahl zu werden. Du rettest nicht nur sie und dich, sondern auch Miedei und ihren Vater."

„Großer Gott, eine Doppelehe soll ich schließen!" rief Sigismund erstarrend ... „zu welch einem ungeheuern Verbrechen willst du mich verleiten!"

Bernard stand vor ihm, die Arme über die Brust verschränkt, auf seinem Gesicht lagerte ein spöttisches Lächeln.

Armer Mensch, zur Lüge hattest du Muth, aber keinen, sie durch Vernunft auszulöschen", hub er an. „Ich hätte dich für aufgeklärter gehalten, als dich in die Fesseln althergebrachten Wahns geschmiedet zu sehen. Wirf deine Bücher ins Feuer, die dir nicht soviel Erkenntniß gebracht haben, daß alles Das, was wir heilig nennen, nur von unsers Gleichen erfundenes Machwerk ist. Doppelehe ... Bigamie ... ha, wie lächerlich, wenn wir an diesem Popanz der christlichen Gesetzgebung scheitern wollen, wo jeder neue Tag, jedes Blatt der Tagsgeschichte uns klar vor Augen stellt, welche Thorheit es ist, mühsam durchs Leben zu schleichen, um nur keinen Schritt breit vom Wege abzuweichen, während in den höchsten Regionen die schreiendsten Beweise geliefert werden, was von dem Ueberschreiten der Marksteine unserer geheimen Wünsche zu halten ist. Glaubst du, der Titel ver-

ändere die Sache? Dann könnte sich die Kirche für soviel en Glauben, den du ihrer Trauformel schenkst, bei dir bedanken. Die verbotene Lust hat die angenehme Ausweichung «Liaison» für die niedrige Bezeichnung «Ehebruch», und nun frage einmal den hochwürdigen Pater Beichtvater Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, wie schlau dieser sehr aufgeklärte Knecht Gottes um diesen heißen Brei zu gehen pflegt, damit er sich nicht zufällig daran verbrenne."

Nur einem solchen kalten und mit Besonnenheit sein Ziel, aus einem Menschenherzen das Heilige wegzuspotten, verfolgenden Skeptiker konnte es gelingen, Sigismund zu dem Entschluß zu bewegen, den Rettungsweg einzuschlagen, den Dieser ihm als den einzig ihm bleibenden darstellte. Es lag ja sogar noch ein beschwichtigender, versöhnender Gedanke in dem Verbrechen, welches Bernard ihm in die Seele flößte, und durch die ihm zu Gebote stehende ruhige Beredsamkeit zu Sigismund's Eigenthum, zur aus dessen eigenem Kopfe hervorgegangenen Idee zu machen verstand.

Nur eine Trennung von Miedei sollte geschehen, und zwar von der Zeit an, wo er Rahel's Gemahl wurde. Dadurch war das Factische einer Doppelehe bis auf die kirchliche Trauung, die ihn mit Miedei

verbunden, gänzlich beseitigt, und diese Ueberzeugung machte bei Sigismund den Gedanken daran zugänglich. Für sie und ihr Kind konnte er dann, freilich durch geheime Vermittelung, die Bernard bereitwillig zu übernehmen versprach, nach seinem Herzensbedürfniß auf unbeschränkteste Weise Sorge tragen, und diese Voraussicht enthielt eine Entschuldigung, eine Begütigung des Verbrechens, die sich wohlthuend in seine Seele schmeichelte.

Bernard bewies ihm, daß er nicht durch eigenen Willen, nur durch die Umstände, also unfreiwillig, in das eheliche Verhältniß zu Miedei gedrängt worden sei. Es war etwas Wahres in dieser Bemerkung, besonders da Sigismund mit dem Entschluß, seinen Stand zu offenbaren, sich der Frau Zahlmeisterin und ihrer Tochter als Freund in ihrer kummervollen Lage anzubieten, nach dem Staffelsee geeilt war. Sein weiches, leicht zur Rührung und dadurch zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter die ihn stürmisch überwältigenden Umstände geneigtes Herz hatte ohne den Beistand der Vernunft gehandelt: Dies schien eine große Entschuldigung. Bernard stand ihm als Advocat der Hölle gegenüber, der kunstvoll die Schwärze des Verbrechens durch milde Farben zu dämpfen wußte. Die Entfernung zwischen dem Staffelsee und Manheim,

Sigismund's neuem Wirkungskreis, war zu bedeutend, um mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß eine Entdeckung der Identität zwischen dem Hofrichter, Grafen Haslang, und dem Maler Sigismund denkbar sei. Die Leute vom Staffelsee hatten keinen Zutritt in die hohen Kreise der Gesellschaft. Sein Charakter als Maler machte es leicht, einer Fabel den Anstrich der Wahrheit zu geben und die beabsichtigte Trennung von Miedei, seiner Gemahlin, vorzubereiten.

Mit Seelenangst betrat Sigismund das Haus seiner Liebe am Staffelsee. Es kostete ihm die Aufraffung aller seiner geistigen Kraft, um die schnöde Lüge seinem arglosen Weibe mitzutheilen; doch wie der Stein eines ungeübten Schleuderers oft auf dessen Haupt zurückfällt, so auch war Sigismund niedergeworfen von der Unwahrheit, welcher er Worte geliehen. Das bessere Theil in ihm empörte sich gegen das eingeleitete Verbrechen; Schaam vor sich selber, Entsetzen vor dem Fluch der Treulosigkeit, und Liebe, die mit aller Gewalt nun sein Herz ergriffen hatte, brachten ihn zu dem Vorsatz, Miedei ein offenes Bekenntniß abzulegen. Der Gedanke blühte mächtig in ihm auf, er erhob und heiligte ihn wieder, aber zwischen Gedanke und That liegt eine große weite Kluft, die zu überbrücken Muth erfodert, die Schaam darf diesen nicht zurück-

halten, ihn nicht in Fesseln werfen. Sigismund hatte sich in seinem Vertrauen zu sich selbst getäuscht.

Als Miedei wieder zu ihm eintrat, war sie ganz Liebe gegen ihn, aber ein tiefer Ernst überbreitete ihr Antlitz. Er wollte mit ihr von der Ursache dieses Ernstes sprechen, ihr Alles sagen, was so schwer und ihn selbst verdammend auf seinem Herzen lastete, aber Miedei unterbrach ihn mit den Worten:

„Laß das, mein lieber Mann, ich habe erst mit vielem Schmerz das Schlimme niedergekämpft, daß es mich nicht überwältige und mir die wenigen Tage trübe, wo ich dich habe. Ach, Sigismund, ich möchte dir gern ein liebes Bild von mir und all' dem, was dein ist, in die Seele eindrücken, daß du stets freundlich hierher gedenkst, und dazu paßt der Kummer so sehr wenig, er raubt uns die Stunden und macht uns traurig. Wäre es nicht recht unfreundlich von mir, wollte ich selbst der Anlaß sein, daß du freier athmest, wenn du von mir fort bist? Weiß ich denn nicht, daß du mich liebst so heiß und innig, wie ich dich? ich habe ja gesehen, wie dich der Gedanke an Trennung von mir so außer dir gebracht hat ... wie glücklich bin ich, dein treues Herz erkannt zu haben in diesem großen Schmerze! Die Leute sprechen oft von falschen Henchlern, aber gewiß haben sie nicht

die Wahrheit einer Empfindung so in ihrem vollen Ausdruck gesehen, wie ich deinen Schmerz vorhin, sie würden sonst einen Heuchler bald erkennen, denn ihm fehlt das Herz und ohne Herz bleibt das Wort todt, die Thräne kalt."

Miedei ahnte nicht, daß sie mit diesem Vergleich gewaltsam ihres Gatten Mund verschloß. Er scheute sich vor dem sich selbst aufzudrückenden Brandmal eines Heuchlers. Sie hatte unwissend ein Urtheil über ihn ausgesprochen, das ihn ihr gegenüber in eine Stellung drängte, welche ihm Selbstverachtung ins Herz brannte und zum Schweigen verdammte. Zwischen ihr und ihm war somit seiner Sünde willen eine Kluft gefallen, über die er ebenso wenig eine Brücke fand, als ein Bewohner der Hölle über den bodenlosen Abgrund, der ihn von einem in himmlischer Reinheit der Geister strahlenden Seraph trennt. Zwei Tage vergingen in unaussprechlicher Qual für ihn, da er seinen nagenden Gewissensbissen znr Beute verfallen war und doch kein Mittel sah, sich ihrer zn erwehren. Oefters faßte er den Entschluß, das Lügengewebe, in das ihn Bernard verstrickt hatte, mit kräftiger Hand zu zerreißen, aber dann trat die Ueberzeugung vor ihn hin, daß, wenn dies auch geschähe, Miedei's Vertrauen zu ihm, ihr unerschütterlicher Glaube an ihn doch ver-

nichtet sein müßten. Wie hätte sie ihm noch trauen, glauben können nach so hartem Weh, das er über sie gebracht hatte! Sie war die zärtlichste Liebe gegen ihn und gab sich Mühe, ihn zu erheitern, denn sie sah ja seine Verdüsterung, die sie für Schmerz der bevorstehenden Trennung von ihr hielt — jede ihrer Liebkosungen wurde zum glühenden Funken, der sich seiner Seele einbrannte. Er suchte ihr zu entgehen und streifte am Ufer des stillen Staffelsees umher. Der hochwürdige Pfarrherr war abwesend von Murnau; Dies war für Sigismund insofern ein günstiger Zufall, weil er in seiner unseligen Gemüthsstimmung nicht auch die Lüge gegen diesen Greis noch aufrecht zu erhalten gezwungen war. Am dritten Tage gegen Abend kam Bernard, er brachte selbst die Nachricht, daß Sigismund sich ohne Verzug zur Reise anschicken möge. Um die Botschaft sicher und schnell an ihn gelangen zu lassen, habe er sich selbst auf den Weg gemacht.

Miedei war tief erblaßt, als sie ihn sah. Seine Freude, ihren Gatten von ihr zu rufen, wirkte unheimlich auf sie ein.

„Der Herr Bernard ist kein angenehmer Bote", sagte sie, als er sie begrüßte.

„Ich glaube es Ihr, Frau Miedei", antwortete

Jener lächelnd . . . „aber Sie scheint mir zu klug, um zu verlangen, daß Ihr Mann wie ein girrender Tauber immer nur hier bei Ihr im Schlage sitzen oder mit Ihr ausfliegen soll.“

„Bernard, vergiß nicht, Miedei ist meine Gattin!“ rief Sigismund, von diesem Spott empört.

„Nun, nun, es war nicht so böse gemeint, ich wollte damit nur einen Vergleich andeuten, den man hier zu Lande gewiß am besten versteht. Ich liebe es, mich der Oertlichkeit in Wort und That anzupassen“, antwortete der Zurechtgewiesene.

„Das ist recht vom Herrn Bernard“, versetzte Miedei . . . „vielleicht kommt Er dann zur Einsicht, daß wir hier am Staffelsee recht glücklich sind, uns nach den Beispielen der Liebe und Treue zu richten, wie wir sie selbst an den Tauben bemerken. Für Manchen wäre es am Ende kein Fehler, auch so zu denken und zu thun.“ Damit verließ sie Beide.

„Alle Wetter, deine Schöne kann auch anzüglich werden“, lachte Bernard . . . „wer hätte das gedacht!“

Sigismund untersagte ihm ernstlich, Miedei durch irgendeinen spöttischen oder boshaften Scherz zu kränken. „Für sie bist du der Henker ihres Lebensglücks, aber der Henker hat kein Recht, sein Opfer noch vor dem Todesstreich zu verletzen“, sagte er.

Bernard war viel zu humoristisch gestimmt, um irgendwie über diese ernste Mahnung erzürnt zu werden.

„Schade", entgegnete er lachend . . . „sehr schade, daß deine gnädige Frau Tante nicht bei der Hand ist, sie würde mir jetzt hinsichtlich einer Auskunft, wie tief die Verbeugung für das mir von dir gemachte Compliment sein muß, sehr nützlich werden."

Obwol Miedei alle Ursache hatte, Bernard sich nicht geneigt zu fühlen, so unterdrückte sie doch jede bei ihr aufsteigende unangenehme Empfindung gegen ihn aus Rücksicht für ihren Gatten. Es war ja der letzte Abend vor langer Trennung von diesem. Diese wenigen Stunden durfte ihr und ihm kein widriges Gefühl verbittern und in der That gab auch Bernard keinen Anlaß dazu. Im Gegentheil wies er sich, wie schon früher, als ein an Stoff zur Unterhaltung überreicher und denselben gewandt benutzender Gesellschafter. Zu jeder andern Zeit wäre dies Miedei sehr lieb gewesen, aber heute, wo sie Sigismund so unendlich viel zu sagen hatte, wo sie nichts sehnlichster wünschte, als daß er ihr ganz allein angehöre, machte Bernard's Gesellschaftertalent nicht den wohlthuenden Eindruck auf sie, um so mehr, als sie zu bemerken glaubte, daß er wie absichtlich Alles zu unterdrücken suchte,

was einer weiter eingehenden Besprechung der bevorstehenden Trennung Sigismunds von ihr ähnlich sah und stets eine Querfrage geschickt einzuschieben wußte. Das that ihr weh und doch konnte sie sich nicht darüber beklagen. Bernard hatte nicht umsonst die Bemerkung gemacht, wie schwankend Sigismund in seinem Entschluß war, der ihn von Miedei's Herzen trennen sollte, und deshalb gab er sich alle Mühe, ihn fest bei demselben zu erhalten, er verließ ihn nicht, denn wie leicht konnte eine tiefe Reue diesen Schwachen überstürzen — er war ihm dann entgangen.

Der Morgen goß seine Schönheit in einem mächtigen Strom goldenen Lichts aus über den Staffelsee. Da leuchtete und funkelte Alles in neuer Lebensglorie, in frischem Glanz. Sigismund hatte kein Auge geschlossen in der verflossenen Nacht, bleich, übernächtig trat er in die glühende Morgenpracht hinaus, um Athem zu schöpfen unter der ihn fast erdrückenden Last des Fluchs seiner schlimmen That. Jetzt konnte er sie noch ungeschehen machen, — wenige Stunden später und zwischen ihm und Miedei war die Trennung geschehen. Bernard trat zu ihm als böser Geist, der die sich seiner Gewalt entringenwollende Seele festhält. Er sah, daß über Sigismund's Wangen Thränen rollten und er redete ihm alles Das wieder in die Seele, wodurch er ihn früher schon ein=

geschüchtert und ihn zu dem Entschluß, ein Verbrechen an Miedei zu begehen, um sich vor der Welt zu retten, bewogen hatte. Sie gingen am Seeufer zwischen den grünen Matten hin und her. Bernard war zu erfinderisch in seiner Ueberredungsgabe, um Sigismund nicht aufs neue zum Erkennen der unausweichlichen Nothwendigkeit, auszuführen, was er begonnen hatte, zu bringen. Es gelang. Wie abgespannt an Leib und Seele kehrte Sigismund an Bernard's Seite nach dem Hause zurück.

Miedei erwartete ihn, sie saß auf der Bank vor dem Hause und stand auf, ihm entgegen zu gehen. Ein stiller schwerer Ernst hatte sich ihres freundlichen Antlitzes bemeistert. Den konnte sie nicht von da verwischen, daß Sigismund's Blicke ihn nicht bemerkt hätten; aber Thränen und Klagen hielt sie in Aug und Herz zurück. Das schien ihr Pflicht zu sein, denn sie sah ja, wie schwer ihr Gatte von dem Gedanken an die ihm bevorstehende Trennung von ihr litt.

„Gott ist uns recht gnädig", sagte sie . . . „er gibt dir ein schönes Andenken an hier mit, den herrlichen Morgen; laß den immer in deiner Seele ein unvergängliches Bild sein, mein lieber Mann. In dem Bilde bin ich mit eingerahmt, ich weiß es . . . und wenn wir uns wiedersehen, wollen wir recht viel davon sprechen, wie schwer uns heute der Abschied von

einander geworden ist und wie schön der heutige Morgen unsern Schmerz verklärte, damit wir nicht ohne Hoffnung und Trost bleiben sollten in der harten Prüfung."

„Ich habe es übernommen, die Botschaften zwischen Ihr, Frau Miedei, und Ihrem Manne zu tragen, deshalb werde ich das Vergnügen haben, Sie öfterer zu sehen", äußerte Bernard.

Miedei reichte ihm dankend die Hand. „Er hat da das Geschäft der Engel übernommen, denn die weben auch das Band zwischen einander liebende Herzen", sagte sie.

„Ich danke Ihr, Frau, für dies Compliment", entgegnete Bernard lachend. „Sie hat mir da im Nu zu zwei Chargen verholfen, auf die ich nicht wenig mir einbilden darf, da kein Hof- und Staatskalender irgendeine Meldung von einem webenden Engel oder einem englischen Weber bisher gebracht hat. Nun, ich hoffe, dieser Doppelehre möglichst Genüge zu leisten."

Miedei fühlte sich von diesem Scherz verletzt, er dünkte ihr ein Spiel mit dem Heiligsten zu sein und übte daher einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihr frommgläubiges Herz, wie ungefähr der rauhe Odem des Herbststurms auf das noch grüne Leben der letzten Sommerblume. Aber sie schwieg, sie blickte ihn nur verweisend an. Es that ihr weh, daß der

Freund ihres Mannes so wenig Herz hatte, den Ernst dieses Scheidetags durch einen vagen Scherz zu entheiligen; noch weher that ihr die Bemerkung, wie absichtlich Bernard ihr Alleinsein mit Sigismund zu verhindern suchte. Und wie viel hat ein Weib, in solchen Umständen wie sie, mit dem von ihr scheidenden Gatten zu besprechen! das konnte sie in Bernard's Beisein nicht, seine Nähe wirkte allmälig beängstigend auf sie, jemehr sie gewahrte, daß Sigismund sich in einer gewissen Abhängigkeit von ihm zu befinden schien, und eine Scheu vor ihm nicht verbergen konnte. Endlich erschien ein Moment, wo Bernard sie verließ, um nach dem im Hofe anzuspannenden Wagen zu sehen. Er trieb auffällig zur Abreise, die Knechte waren ihm zu langsam mit dem Anschirren der Pferde ... was hatte er von dieser Eile zu gewinnen, oder von einer Verzögerung des Abschieds zu fürchten? Miedei ergriff, von dieser Ungewißheit gedrängt, ihres Gatten Hand, legte ihr Gesicht an seine Brust und schaute so schmerzlichen Blicks zu ihm auf, daß er in Verwirrung kommend, hastig fragte: „Was hast du denn? Du ... bist so sonderbar, so ... du quälst mich."

Jetzt redete sie von ihrer Angst um ihn. Sie wisse nicht, warum eine solche mit aller Gewalt von ihrer Seele Besitz nehme, es sei ihr aber zu Muthe, als

wenn eine schlimme Ahnung auf sie drücke, als stehe ihr oder ihm ein großes Unglück bevor. Sigismund wollte ihr das ausreden.

„Ach, mein lieber Mann, wenn du mir eins versprichst, glaube ich, werde ich ruhiger werden“, sagte sie.

„Und was?“

„Halte dich fern von schlimmen Freunden. Sieh, der Bernard hat kein frommes Herz und nennt sich deinen Freund. Wenn es möglich wäre, daß du eine andere Weise ausfändest, wie wir von einander Nachricht bekommen können, würde es viel besser sein, als durch ihn. Ich fange an, mich vor ihm zu fürchten.“

Diese Scheu wollte Sigismund bei ihr beschwichtigen, aber das vermochte er nicht.

„Nein, nein“, sagte sie ... „daß er kein frommes Herz hat, dafür habe ich ein ganz zweifelloses Merkmal. Ich habe ihn noch nicht einmal von Gott reden hören, und der Mensch, der keinen Gottgedanken in sich trägt, kann nicht gut sein. Ach, mein lieber, lieber Sigismund, halte dich nicht zu solchen Freunden, damit dir der Gedanke an Gott nicht verloren geht. Wenn du mich ganz beruhigen willst, daß noch kein so schlimmer Einfluß dein Herz angeweht hat, so laß uns das schöne Menschengebet, wie der hochwürdige

Herr Pfarrer es nennt, das Vaterunser zusammen sprechen in Andacht und Demuth vor Gott. Mir wird es ein Trost sein deinetwillen und dir eine heilige Erinnerung an diese Stunde bleiben, wo du von mir scheidest. Willst du, mein guter Sigismund?"

Fast tonlos antwortete er: „Ja."

Miedei nahm seine Hände in die ihren und so, beide in einander gefaltet, sprach sie das wunderbar schöne Gebet, das, ein Gemeingut aller Menschen, welcher religiösen Ansicht sie auch huldigen mögen, den Tugendhaften wie den Sünder zur Kindschaft des Himmels erhebt. Und als wüchse in ihrer Seele Muth und Vertrauen zum festen Glauben an die Macht dieses Gebets, so wurde ihre Stimme lauter und kräftiger, gehoben von sieghafter Ueberzeugung und durchdrungen von Innigkeit. Und als sie die vorletzten Bitten gesprochen im demüthigen Flehen, rief sie freudig-stark: „Sondern erlöse uns vom Uebel."

„Amen!" schallte es von der Thür her, und ein frivoles Lachen folgte dem gesprochenen Schlußworte. Bernard war der Lachende. Er war unbemerkt zur Thür hereingetreten. Zum Tod erschrocken barg sich Miedei an ihres Mannes Brust.

„Habe Sie keine Angst vor mir, Frau Miedei", redete Bernard . . . „ich thue Ihr nichts zu Leide.

Ah, welch köstliche Scene! Sie hat die prächtigste Anlage zum Vorbeten."

„Bernard, dein Spott verletzt jedes Gefühl", rief Sigismund.

„Nicht zürnen, lieber Freund, weißt ja, ich bin ein Feind aller Sentimentalität", besänftigte ihn Jener. Der Wagen ist angespannt, wir können fort, und ich hoffe, du wirst nicht länger zögern."

Miedei war so sehr durch diesen Spott vom Entsetzen erfaßt, daß sie keine Entgegnung für denselben hatte. Selbst Sigismund's Abschiedsworte, seine sichtbare Aufregung, die ihn gleich einem wilden Fieber durchschüttelte, waren nicht im Stande, ihr die frühere Fassung zurückzugeben. Mechanisch begleitete sie ihn, von seinem Arm gestützt, hinaus in den Hof an den Wagen, bei dem die Resei und der Dickel standen. Und als die starken Gäule mit dem leichten Wägelchen im Nu durch das Hofthor davon brausten, da schrillte plötzlich ein Schrei dem Fuhrwerk nach. Miedei war von dem Weh dieses Scheidens, die ausgebreiteten Arme nach dem Wagen hingestreckt, der ihr das Liebste ihres Herzens entführte, zu Boden geworfen worden. Mit dem Angstschrei schien ihre Seele entflohen zu sein; die Resei und der greise Dickel trugen sie, die von tiefer Ohnmacht Umschleierte, ins Haus.

Wie auch die Gäule, als breite der Wind Schwingen unter ihre Hufe, die Straße entlang und durch das Städtchen Murnau rasten, die Armesünderangst Sigismund's blieb dieselbe.

„Was du für schwache Nerven hast!“ lächelte Bernard . . . „ich hätte dich für besonnener gehalten.“

Sigismund antwortete nichts. Seine Schau in sein Ich war von der Art, daß sie ihn gegen alles Aeußere unempfindlich machte, er konnte sich keines klaren Gedankens bemeistern. Wie die Wogen eines empörten Meeres steigen und sinken und wieder schäumend sich erheben, so auch wirbelten in seinem Hirn die glühenden Funken seines Denkens wild durcheinander. Er war in dieser Stunde elender geworden, als alle nur denkbaren Verluste an Hab, Gut und Ehre ihn je hätten machen können: ehrlos vor sich selber, um die Ehre vor der Welt zu retten, sich deren lieblosem spöttischem Urtheil zu entziehen. Das Opfer, das er soeben gebracht hatte, warf ihn unter die Verbrecher, die nicht von der Welt gerichtet werden als gemeine Sünder, deren Thaten sichtbar, und doch vielleicht nicht so schwer in die Schale der Schuld fallen, zum Himmel schreien; aber den Richterspruch über seine That trug er als unverlöschliches Brandmal in sich. Diese Errungenschaft blieb ihm und griff tief in sein Leben ein.

Erst in Weilheim, von wo sie den Wagen wieder zurückschickten, und einen andern mietheten, der sie nach Starnberg bringen sollte, wo Sigismund's Equipage ihrer harrte, welche Einrichtung ganz geeignet war, des Letztern Geheimniß seines Rangs zu verbergen, gewann Bernard wieder über ihn die Oberhand. Er ließ es nicht an den dringendsten Vorstellungen fehlen und hatte wenigstens das Vergnügen, daß diese in soweit bei Sigismund anschlugen, ihn ruhiger und gefaßter zu machen.

„Ha, Bernard, wenn ich die ewige Verdammniß mir durch diese Kainsthat erworben, so klage ich dich mit vor Gott an“, sagte er. „Du warst Derjenige, welcher mich dazu verleitete.“

„Ich gebe dir sehr gern carte blanche zu dieser Anklage“, antwortete Jener lachend. „Aber ich bemitleide dich auch aufrichtig, daß dir dein Studium keine andern Früchte trug, als den Krämerglauben an Himmel, Hölle und Fegefeuer.“

„Mensch, glaubst du nicht an ein Gottesgericht über unsere Seelen?“ fragte Sigismund erstaunt.

„Nein, weil ich keines Kappzaums bedarf, wie der dumme Pöbel, der sich vor diesen geschickt erfundenen Blendwerken fürchtet“, war Jenes Entgegnung. „Ich leugne nicht Gott, weil ich kein Dummkopf bin, Alles

von selbst entstanden anzusehen, aber ich glaube nicht an das Possenspiel, das man ihn mit uns nach dem Tode treiben läßt. Mein Glaube ist Vernunft. Jeder Weltkörper, also auch unsere Erde, hat seinen Theil Geist und Zeugungskraft erhalten, die Beide immerwährend in Geburt und Tod sich verjüngen, ohne zu- oder abzunehmen. Der Geist des Gestorbenen geht in das durch den gleichzeitigen Tod hunderttausend Anderer in den Fonds zurückströmende geistige Fluidum über und es ist natürlich, daß durch diese Vereinigung des geistigen Wesens des Einzelnen mit dem des großen Ganzen eine Amalgamation der verschiedensten oft einander ganz widersprechenden Eigenschaften desselben erreicht werden muß. So erneuen sich die Geister in ihren eigenen Kräften unaufhörlich und bringen das neue Errungene durch ihre Wiedergeburt oder Wiederbeseelung eines Körpers, zu dessen Dasein sich die nöthigen Stoffe zusammengefunden und vor der Zeugung Eins geworden sind, zur Geltung. Die Maschine ist beseelt. Blicke zurück in die Geschichte der Menschheit. Du findest alle diese Eigenschaften, die man Tugenden oder Laster nennt, vor Tausenden von Jahren in derselben Art und Weise durch einander wirken wie heute. Es ist ein ewig sich auf- und abwickelnder Knäuel, neu mit jedem Tage und doch älter als wir eine

Bezeichnung dafür finden können. Wir haben früher schon, vielleicht sehr oft, auf dieser Bühne agirt, wir wissen es nur nicht. Ein Einziger hat den Muth gehabt, diesen an den Weltkörper gefesselten Geist und die gleich ihm an denselben vertheilte Zeugungskraft mit einem Ausdruck zu bezeichnen. Es war der gelehrte Jude Ben Akiba, der da sagte: «Alles ist schon dagewesen.»"

„Es ist etwas Trostloses in deinem Glauben", bemerkte Sigismund ... „ihm fehlt die Liebe und die Hoffnung."

„Aber er ist desto sichernder für alle unsere Zwecke", entgegnete Bernard. „Er läßt uns nicht zu jammernden Kindern werden, wenn wir einmal etwas thun, was nicht gerade so in das althergebrachte Gleis des gewöhnlichen Schlendrians paßt, welchen man uns als Norm für das ganze Leben einzuflößen für heilsam fand. Ich befinde mich prächtig bei diesem Glauben, der mich aller Selbstanklage überhebt, zu jeder Zeit Absolution in Bereitschaft hat und mich die Dinge so anschauen und nehmen läßt, wie sie genommen werden müssen, will man nicht ihr Sklave sein. Ich möchte den Gedanken nicht aufgeben, daß Das, was ich thue, nichts anderes als ein Ausfluß der mir durch das Amalgam meines Geistes mit dem großen, unserm

Erdball angehörenden geistigen Fluidum mitgetheilten Eigenschaften ist, eine Zufälligkeit, für die ich nicht verantwortlich bin, denn ebenso gut hätte ich durch das in Rede stehende geistige Amalgam die Neigung ein Betbruder zu werden oder die nöthigen Eigenschaften zu einem Eroberer, der die Menschen als Zahlen für seine blutigen Exempel betrachtet, erhalten können, wie ich sie eben nicht habe. Ohne die Unzahl der verschiedensten Eigenschaften der Menschengeister, die eine stete Reibung, ein immerwährendes gegenseitiges Anziehen und Abstoßen, Durchkreuzen, Auftauchen und Verschwinden derselben möglich machen, würde das geistige Fluidum des Erdkörpers versumpfen. Ohne Schatten kein Licht: die geistigen Schatten in dem großen Ganzen dienen dem geistigen Licht zur Nahrung. Wie können wir verantwortlich für dies Grundgesetz sein, das alle Sphären des Alls ebenso wie die beschränkte unsers kleinen Erdballs durchdrungen hat?"

Sigismund's Denkart konnte sich unmöglich mit einer Ansicht vertraut machen, welche den Menschengeist nur zu einer in bunten Farben schillernden Seifenblase macht, die der Zufall geboren und länger oder kürzer im Schweben erhält. Sein Naturell verlangte eine festere Stütze, an die er sich anschmiegen

konnte. Auf ein so leicht bewegtes Gemüth wie das seine wirkte der kalte besonnene Skepticismus abstoßend, und selbst jetzt, wo er ihm doch einen Anhalt gegen die ihn quälenden Gewissensbisse zu bieten, ihm Entsündigung zu gewähren schien, wies er ihn als unverträglich mit seinem innersten Wesen entschieden von sich ab. Bernard sagte nichts weiter darauf, als:

„Ich bedaure dich, daß deine Hirnnerven, mehr als gut ist, angespannt sind, um dir Phantasien angenehmer als eine ruhige vernünftige Ansicht erscheinen zu lassen. Aber Jedem nach seinem Belieben. Wenn ich im Irrthum bin, habe ich wenigstens den Profit davon, des Zweifels überhoben zu sein, der gleich der Tollkirsche sich an den Menschen hinanrankt und ihm das Leben vergiftet. Meine Ansicht macht mich freier von den lächerlichen Scrupeln des Gewissens und ich befinde mich ganz wohl dabei.“

Für Sigismund war es eine Zerstreuung, noch einige Wochen hindurch von dem Commissariatsgeschäft in der Domainen-Angelegenheit in Anspruch genommen zu sein. Die Erledigung dieser Arbeiten entzog ihn wenigstens auf kurze Zeit dem peinlichen Zwiespalt seines Herzens, indem sie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dann kehrte er an den Hof zurück. Der Kurfürstin Abreise nach Manheim

war die nächste Woche nach dem Johannisfest anberaumt, vorher sollte seine Vermählung mit Rahel stattfinden. Wenn er daran dachte, durchfieberte es ihn eisig, aber da stieg auch wieder in ihm jene seine seltsame Situation zum Schutz nehmende Entschuldigung auf und er verfiel ganz in dieselbe Manie Derjenigen, welche eine Entsündigung ihres Thuns in den sie überstürmenden Verhältnissen suchen und meist auch finden. Es gab Stunden für ihn, wo ihm sein Verbrechen an Miedei gar nicht so schwarz erschien, wo er sich sagte, daß, da er nicht anders könne, er so schonend als nur möglich gegen sie gehandelt habe, wo er sich fest vornahm, was nur in seinen Kräften stehe, in Anwendung zu bringen, um ihrem Vater Begnadigung und Freiheit zu erwirken, wo er sogar Bernard's Aeußerung, er sei am Sterbebett der Frau Zahlmeisterin übertäubt, sich selbst entrissen und nicht in der Lage gewesen, mit ruhigem Blut zu handeln, als sehr vernünftig und vollkommen berechtigt fand. Gleich einem Ertrinkenden klammerte er sich an diese seines Gewissens Stimme zuweilen übertäubenden Selbsttäuschungen und dann fühlte er sich in dem Gedanken beruhigt, daß die weite Entfernung zwischen dem Staffelsee und Manheim eine große Wohlthat für ihn sein, er sich selbst wiederfinden werde. Für

Miedei müsse er, sowie sie für ihn todt sein, für das Kind wolle er durch Vermittelung Bernard's aufs Angelegentlichste sorgen. Und dann die Hoffnung auf den neuen Wirkungskreis, in welchen er eintreten werde, die völlig veränderten Verhältnisse und die ihm fremde Umgebung, trug das Ihrige dazu bei, ihm zuweilen einen Muth zu geben, über welchen er selbst erstaunte. Wenn nur erst die Vermählung mit Rahel vorüber war, dann, glaubte er, sei die Klippe, an der er zu scheitern fürchtete, glücklich umschifft. Freilich hielten alle diese seiner Gewissensqual entgegenstemmenden Bilder der Selbstentsündigung nicht lange Stich, aber im Ganzen waren sie doch geeignet, ihm mehr Ruhe zu geben, eine Fassung, welche das Auffallende in seinem Benehmen bedeutend minderte. So trat er vollkommen in das Gleis der großen Zahl Derjenigen, die vor dem Heiligen in wahrer Herzensfülle anbeten, und fern davon, sich der Entheiligung desselben schuldig machen.

Seine Rückkehr nach München brachte ihm die offenbarsten Beweise der Gnade des Kurfürsten und als Folge derselben das freundlichste Entgegenkommen des Hoftrosses. Der alte Präsident, sein Oheim, umarmte ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters.

„Neffe! Sigismund! an dir erlebe ich viel Freude",

sagte der ehrwürdige Herr. „Nun, nun, daß das so mit dir kommen werde, habe ich nie bezweifelt. Du warst schon in deiner Knabenzeit ein braver Junge, und habe dich lieb gehabt wie einen eigenen Sohn. Und was mich an dir noch besonders freut, du bist kein solcher Cavalier wie sie dutzendweis am Hofe vegetiren, die ich auf gut bergmännisch nur als Glimmer ansehe, der in allen Farben metallisch glänzt, aber doch immer nur Glimmer bleibt. Du bist ein ehrenwerther Staatsbeamter geworden und dies Bewußtsein macht mir, der ich dich erzog, auf meine alten Tage viel Freude. Danke dir dafür, Sigismund. Nun, nun, brauchst deshalb nicht in Verwirrung zu kommen, weißt ja, daß dein alter Oheim es aufrichtig meint, nicht mit dem Munde kokettirt, während es im Herzen ganz anders lautet. Der Himmel ist dir auch besonders gnädig, indem er dir zu einer Gemahlin verhilft, die wahrhaftig ein Engel ist und dich bei deinem Herzen gewiß recht recht glücklich machen wird. Wir haben leider nicht viel Damen wie Comtesse Rahel in unsern Adelskreisen, bei denen sich äußere Schönheit mit einem reich gebildeten und edlen Geist so vereinen, wie bei ihr. Weißt du wol, daß, wenn ich nur dreißig Jahr jünger, ich dich bei ihr auszustechen suchen würde? Ja, ja, habe mich wahrhaftig verliebt

in deine Rahel, ist auch gar nicht anders möglich solcher Liebenswürdigkeit gegenüber — und was dem Ganzen die Krone aufsetzt, ist, daß deine gnädige Tante sehr mit deiner Wahl einverstanden ist, Comtesse Rahel hat ihre ganze Zuneigung."

Die Freude des alten Herrn, Sigismund auf der Bahn des Glücks zu wissen, war so wahr und herzlich, daß sich demselben die Ueberzeugung unabweisbar aufdrängte, welchen Eindruck auf ihn, dem er so viel Dank schuldig war, die Entdeckung seiner geheimen Ehe mit Miedei machen würde. Diese väterliche Liebe verdiente eine solche bittere Enttäuschung nicht, die seine alten Tage betrüben mußte. Der Präsident Oheim hatte sich ein Recht erworben auf ihn, indem er Vaterstelle an ihm vertreten und diesen gerechtfertigten Anspruch des ehrwürdigen Mannes unerfüllt zu lassen, wog ebenso viel als offenbarer Undank. Darin lag ein Drang für Sigismund, das Geheimniß, welches er vor ihm verbarg, wohl verwahrt zu halten. Er raffte seine ganze Geisteskraft zusammen, um dieser Nothwendigkeit, auf deren Bahn er bereits den ersten und schwersten Schritt, den Bruch mit Miedei, zur Ausführung gebracht, zu entsprechen. Die Hofluft war eine andere als die am Staffelsee. Während er am letztern die Pein vor dem auszuübenden Verrath

schmerzlich empfunden und derselben fast erlag, fühlte er hier, in der Welt der hohen Kreise, das Bedürfniß, ein Anderer zu scheinen als er war, und die Umgebung, in der er sich hier befand, die ganz andere Weise zu denken und zu leben, unterstützte ihn um so mehr in dem Bestreben zu täuschen, als Niemand ihn desselben für fähig hielt.

Das erste Wiedersehen mit Rahel brachte ihn allerdings in große Verwirrung, die Schuld an Miedei trat um so lebendiger und mahnender vor seine Seele, als sie ja zugleich eine gleiche gegen die Comtesse in sich schloß. Rahel selbst überhob ihn indeß der Schwere dieses Augenblicks, sie zeigte ihm jetzt, wo ihr Lebensweg mit dem seinen vereint werden sollte, jenes echt weibliche Vertrauen, das aus einem wahrhaft liebenden Herzen kommt und das des Mannes unwillkürlich zu sich zieht. Eine stille freudige Heiterkeit verschönte Alles, was sie redete. Ihr gebildeter Geist schlug Töne in ihm an, welche — das konnte er sich nicht verhehlen — von Seite Miedei's nie eine Anregung gefunden hatten. Dies fesselte ihn, es war ein Zauber, der ihn dienstbar machte. Die Frau Herzogin nahm den aufrichtigsten Antheil an Beider Glück.

„Wissen Sie, mein lieber Graf, daß ich Ihnen

ein sehr großes Opfer bringe?“ sagte sie. „Indem meine gute Rahel Ihnen folgt, verliere ich eine liebende theilnehmende Seele, die mir recht sehr fehlen wird. Ach, wir gewöhnen uns zu leicht an edle Herzen und daraus entspringt dann für uns der Nachtheil, daß ihr Verlust uns desto empfindlicher schmerzt. Alte Personen wie ich fühlen diesen Schmerz doppelt, denn sie finden nicht so leicht wieder Anknüpfungspunkte. Aber ich weiß Rahel glücklich in der Liebe eines edlen Mannes, und dieser Gedanke wird mir Entschädigung bieten, obwol der Begriff «Glück» in vieler Beziehung ein sehr vager zu sein pflegt, weil der Eine sich glücklich über etwas dünkt, was dem Andern gleichgültig erscheint. Indeß diese beiläufige Bemerkung findet auf Sie, Graf, keine Anwendung.“

„Sollte nicht in den meisten Fällen die Schuld an uns liegen, wenn wir nicht so glücklich werden, als wir zu werden hofften?“ entgegnete Rahel. „Ich glaube, das Glücklichsein ist größtentheils in unsere Hand gegeben. Wir dürfen nur unsere Ansprüche nicht allzu sehr ausdehnen, ihnen keine Ausschweifungen gestatten. Sobald wir der Unzufriedenheit, so gering sie auch anfänglich sein mag, einen kleinen Raum lassen, kann schon, denke ich mir, von einem ungetrübten Glück keine Rede mehr sein, denn die Unzufrieden-

heit ist ein Schatten, der allmälig wächst und das helle Licht in uns, die heitere Zufriedenheit, bald überwuchert. O mir erscheint das Glück wie ein kleines bescheidenes Samenkorn, welches, wenn wir es recht mit Liebe pflegen und ihm immer Sonnenschein gewähren, zur hundertkörnigen Aehre aufschießt. Sie nimmt keinen größern Raum als das gesäete Samenkörnlein ein, aber sie treibt dem Licht entgegen zur Vollendung. Das eben dünkt mir das größte Wunder am Glück und zugleich dessen größter Segen zu sein, daß es so klein und bescheiden gepflanzt, so reiche Ernte bringt. Wäre es anders und könnten nur Diejenigen es besitzen, die Alles haben, wornach ihre Herzen gelüsten, so gäbe es wenig Glück auf dieser Erde, sie würde ein Tummelplatz großer Armuth sein; so aber ist den an Gütern nicht Bedachten dieselbe Anwartschaft, dieselbe Hoffnung und Freude gegeben, wenn sie nicht Wünsche nähren wollen, die als verfinsternde Schatten auf den zarten Keim ihres stillen, wenn auch sehr beschränkten Glücks fallen und seine Lebensfähigkeit ersticken." Und Sigismund freundlich die Hand reichend, fuhr sie fort: „Ich verspreche Ihnen, mein lieber Sigismund, Sie sollen nie Anlaß zur Klage finden, durch mich sich getäuscht zu fühlen,

damit Sie einst sagen können: Rahel wußte mein Glück mit Liebe zu pflegen."

Comtesse!" rief Sigismund, ihr die Hand küssend ... „Ihr edles Herz würde auch Den, der Sie betrübte, nicht verurtheilen. Nur deshalb kann ich auf ein Glück durch Sie hoffen."

„O liebste gnädigste Durchlaucht, spricht er da nicht, als wäre er mir gegenüber der größte Sünder?!" lächelte Rahel. „Ich muß ihm doch wie eine Heilige erscheinen, nicht wahr? aber darauf könnte ich leicht stolz werden und mich überheben ... nein, nein, das will ich nicht; Stolz ist Schatten, und ich liebe das Licht. Im Licht wollen wir mit einander wandeln, mein guter Sigismund, nur im schönen heitern Licht ... aber weil Sie sich nun einmal einbilden, ich sei eine Heilige, so will ich auch ganz und gar Ihre Heilige sein und Sie in meine himmlische Region herauf ziehen, Sie mir gleichstellen."

Sie machte scherzend, als wollte sie den Umriß eines Heiligenscheins um sein Haupt zeichnen, eine Bewegung mit der Hand um dasselbe und rief lachend: „So, mein Theurer, jetzt habe ich Sie mit einem mal über alle irdische Makel erhoben, auch nicht ein Stäubchen Sünde ist mehr an Ihnen ... nun sind Sie meiner ganz würdig."

„Ich bin Zeugin dieser Feierlichkeit“, stimmte die Herzogin heiter in den Scherz ein ... „Rahel hat Sie vollständig absolvirt, Graf, und nun sagen Sie ja nichts mehr von irgendeiner Befürchtung, ihrer nicht würdig zu sein.“

„Das darf er auch gar nicht mehr“, lächelte die Comtesse ... „er brächte mich ja um den Heiligenruf. Nein, nein, jetzt habe ich gewonnenes Spiel, und ein so liebenswürdiger Cavalier wie mein Herr Verlobter wird seiner Dame doch nicht das Spiel verderben wollen?“

Die schöne Heiterkeit Rahel's richtete den sich ihr gegenüber so schwer schuldbewußt Fühlenden auf, er gewann durch sie so viel Beherrschung über sich, daß er selbst mit ihr heiter wurde.

Die Wochen verstrichen; der Johannistag sollte der seiner Vermählung mit ihr werden. Der Kurfürst hatte befohlen, daß die Trauung in seiner Schloßkapelle durch den Hofpfarrer, Pater Frank, geschehen solle. Das war eine große Auszeichnung für Beide und noch nie dagewesen, weshalb es nicht wenig Sensation am Hofe machte. Je näher jedoch der Tag dieser Vermählung anrückte, desto mehr erhob sich die Stimme des Gewissens in Sigismund's Innern. Kein Mittel verfing, diese Mahnungen zu unterdrücken. Es

war vergebens, daß er sich in die lustigen Gesellschaften der jungen Hofherren drängte, welche zu seinem Charakter so wenig paßten, da sie im hocharistokratischen Uebermuth Welt und Leben nur mit den Augen des gierigen Genußsüchtigen ansahen. Man hatte ihn bisher nie in Gesellschaft dieser jungen Cavaliere erblickt und wunderte sich deshalb nicht wenig darüber, indeß es war so natürlich, daß bei ihm, der von des Kurfürsten Gunst gleichsam umflossen und im Besitz des Glücks, mit einer ebenso reichen als schönen Braut vermählt zu werden, sich befand, Lust und Freude in so hohen Wellen trieb, und ihn seinem gewöhnlichen stillen Lebensgang entriß, daß Niemand irgendeinen andern Grund darunter vermuthete. Aber Sigismund fand die gewünschte Betäubung in diesen lustigen Gesellschaften nicht und riesengroß steigerte sich seine Seelenangst, gleich einem lohen untilgbaren Brand. Eine Woche noch war bis zu seiner Vermählung, und er glaubte diesen Zeitraum nicht überleben zu können. Sein Selbstvorwurf gewann durch den Gedanken, daß die schwere Stunde nun für Miedei geschlagen und sie Mutter seines Kindes geworden sein müsse, an Stärke. Nicht nur sein Weib, auch sein Kind verleugnete er, die süße Freude, Vater zu sein, wies er von sich ab und brandmarkte mit einem Verbrechen

den Eintritt seines Kindes ins Leben, indem er es wie einen Bastard verstieß; diese Vorstellung trieb ihn zur Verzweiflung, er konnte sie nicht überwältigen und faßte den Entschluß, dem Kurfürsten und Rahel schriftlich Alles zu bekennen.

„Ich bin dir dafür sehr dankbar", sagte Bernard zu ihm. „Bei der Gelegenheit komme ich unerwartet in das Renommée eines Intriguanten, eines Gutmachers, dem weiter nichts fehlen wird, als daß er mit diesem Renommée auch zugleich seine Stellung bei Hofe, seine Aussicht für die Zukunft verliert. Nun, wenn du dir nur sagen kannst, du hast deine Staffelsee-Prinzeß wieder, so wird es dir gleichgültig sein, ob Andere dabei zu Grunde gegangen sind oder nicht. Ich Dummkopf, daß ich dir traute und dich für einen vernünftigen Menschen hielt, welcher von zwei Uebeln das kleinste wählt! Mir geschieht aber Recht, daß ich diese Erfahrung mache, sie wird eine unbezahlbare Lehre für mich sein."

„Bernard, in welch Labyrinth von entsetzlichen Widersprüchen hast du mich verwickelt!" rief Sigismund . . . „in diesem Strom muß ich untergehen, ich besitze nicht die Kraft, ihn zu durchschwimmen. Es ist ein Fehler von dir, daß du den Maßstab, mit dem du dich maßest, an mich legtest, ich werde nie eine so

kalte Ruhe, eine solche Beherrschung meiner selbst erringen wie du. Dazu fehlt mir Alles."

„Ein Narr wäre ich freilich, wenn ich dich je mit solchen Augen angesehen hätte, ich hielt dich nur für vernünftig."

„Ach diese Vernunft, von der du redest, ist ein Mord an mir selbst!" entgegnete Jener. Eine Pause folgte.

Bernard erkannte den hohen Grad der Verzweiflung Sigismund's und mußte einen Ausweg für diese finden, wollte er nicht in diese, wenn sie wirklich zur Oeffentlichkeit kam, auch für sein Selbst unangenehme Angelegenheit sich verwickelt sehen. Er fragte in sehr freundschaftlichem Ton, was ihn jetzt, wo er doch so weit glücklich bis an das letzte Stadium des allein ihn und die Comtesse vor den Augen der Welt rettenten Plans gelangt sei, noch für besondere Kümmernisse quälten und Sigismund schilderte ihm die Angst, die er um Miedei fühlte, deren schwere Stunde jetzt vorüber sein müsse und der eine Nachricht von ihm als ein Trost so überaus nöthig sein und sie aufrichten würde.

Habe ich denn nicht Unglück genug über sie verhangen!" rief er . . . „soll ich ihr denn auch noch die Wohlthat des Trostes rauben? Man versagt ja dem

zum Tode Verurtheilten in den letzten Stunden billige Wünsche nicht und ich sollte mein Verbrechen an ihr durch Versagung des billigsten aller Wünsche, des Trostes, erhöhen?"

„Das ist es also?" fragte Bernard ... „nun, dieser Scrupel ist leicht zu heben. Ich erbiete mich, ihr Nachricht von dir zu bringen ... was verlangst du mehr? Schreibe einen Brief an sie, gezeichnet mit «Schwerin», ich bringe ihr ihn. Das wälzt ja auf einmal alle Scrupel von dir ab, und nebenbei hast du noch die Aussicht, Näheres über sie und das Kind zu erfahren. Ach, mein Lieber, wie wenig Hülfsmittel findest du in dir selbst, um dich zum Herrn deines eigenen Ichs zu machen! Die Sentimentalität spielt dir recht arge Streiche. Und welch eine irrige Ansicht hast du überhaupt von den Leuten am Staffelsee! Dort haben die Menschen andere Naturen, ein Kummer wirft sie nicht sogleich über den Haufen. Aber ich finde es für recht, daß du ihr schreibst, gewiß, es wird eine treffliche Wirkung auf sie machen. Ueberhaupt ist ja nicht gesagt, daß du dich ganz von ihr abwenden sollst, nur ein Geheimniß soll deine Verbindung mit ihr bleiben, und das wird sie auch, wenn du nicht selbst aufs Unverantwortlichste dagegen handelst."

Sigismund ergriff diesen ihm gebotenen Ausweg mit Hast und Bernard eilte mit dem von ihm in zärtlichen Ausdrücken geschriebenen Briefe fort, indem er ihn nochmals warnte, sich ja nicht durch seine Ungeschicklichkeit im Combiniren der gegebenen Verhältnisse zu einem Selbstverrath verleiten zu lassen.

„O, jetzt ist meine Seele wieder lichter geworden“, versicherte ihn Sigismund lebhaft ... „gewiß, ich bin ein Thor, der sich mit Angst und Zweifeln quält ohne Noth. Du hast ganz recht, es ist ja nicht gesagt, daß ich mich ganz von ihr abwenden soll — vor dem Gedanken bewahre mich Gott! — nein, nein, ich will liebend für sie sorgen, nur das Band meiner Ehe mit ihr löse ich, weil ... die Verhältnisse mich gebieterisch dazu zwingen.“

„Ich wünsche dir Glück zu dieser vernünftigen Einsicht“, sagte Bernard ... „ich wußte wohl, du würdest dich wieder auf den Weg der Vernunft finden; aber du bedarfst immer eines Führers, einer Stütze dazu. Nun, auf meinen Beistand kannst du dich verlassen, ich bin dein aufrichtiger Freund. In drei, vier Tagen siehst du mich wieder, lebe wohl bis dahin.“

Sigismund hatte sich wieder gefunden, indem er fest an dem ihm von Bernard eingeflößten Gedanken hielt, daß er sich ja nicht ganz von Miedei abwenden

wolle. Er befand sich vollkommen in der Situation eines Sünders, der sich vor seinem eigenen Gewissen scheut, den ganzen Umfang seiner Sünde zu denken, sich einzugestehen und begierig nach jedem Gedanken greift, der denselben einschränkt, sodaß zuletzt das begangene Böse zu einem Nichts zusammenschrumpft. Diese Weise, sich selbst zu rechtfertigen, ohne in der Wirklichkeit das ausgeübte Schlimme unwirksam zu machen, ist das bequeme und breit ausgetretene Geleis der großen Welt, auf dem die Repräsentanten aller Schichten der Gesellschaft in Ueberzahl einherwandeln.

Das Vermählungsfest selbst sollte im Palais der Herzogin Clemens gehalten werden, die durchlauchtige Frau hatte dies bestimmt, indem sie zugleich äußerte, es werde das letzte Fest sein, das sie gäbe. Rahel und Sigismund wurden in den unmittelbar vorhergehenden Tagen außerordentlich durch zahlreiches Visitenempfangen in Anspruch genommen. Rahel's Mutter und deren Stiefsöhne, die Grafen von Seissel de Aix, kamen in München an, der Vermählung beizuwohnen und der Präsident, Graf Haimhausen, hatte zu gleichem Zweck Einladungen an seine Familie ergehen lassen, denen natürlich aufs Bereitwilligste entsprochen wurde. Dadurch kamen zwei aristokratische Familien, welche es vorzogen, in stolzer Zurückgezogenheit auf ihren

Stammgütern zu leben und eigene Herrn zu sein, in Berührung mit dem Hofe — Graf Cajetan von Fugger-Zinnenberg mit seiner Gemahlin, der Tochter des Präsidenten, und deren Tochter Marie, die als eine der reichsten Erbin der bairischen Adelskette der Gegenstand der Huldigung von Seiten der vornehmsten Cavaliere war. Man wußte, daß nach dem Tode des Präsidenten, ihres Großvaters, dessen reiche Hinterlassenschaft, bestehend in der Fideicommißherrschaft Haimhausen im Landgericht Dachau und in der durch die Ausbeute ihrer Bergwerke in hohem Ruf stehenden böhmischen Herrschaft Kuttenplan zur Hälfte an das Grafenhaus Fugger-Zinnenberg komme, während die andere Hälfte dieses bedeutenden Nachlasses der ebenfalls zur Vermählungsfeier eingeladenen gräflichen Familie Buttler, den Nachkommen jenes Irländers zufiel, welcher für den Mord an Wallenstein von Kaiser Ferdinand II. mit Ehren überhäuft und mit der böhmischen Herrschaft Hirschberg beschenkt worden war, die jedoch einer seiner Nachkommen verkauft und sich nach Baiern gewandt hatte. Ein Sohn dieser Grafenfamilie war durch die Heirath mit der jüngsten Tochter des Präsidenten bereits im Besitz des Namens Haimhausen, denn er schrieb sich Buttler-

Haimhausen, gelangt und da seiner Ehe mehre Söhne entsprossen waren, so hatte die eine Hälfte dieser großen Hinterlassenschaft, je nach der Bestimmung des Präsidenten, im Voraus ihren Erben.

Schloß Haimhausen, in welchem es seit vielen Jahren still und ohne Prunk zugegangen, hatte jetzt seine gastlichen Hallen geöffnet und die ganze gediegene Pracht eines Grand seigneur nach altem Schrot und Korn entfaltete sich daselbst. Gräfin Haimhausen fühlte sich aufleben im Bewußtsein, den Glanz ihres Hauses leuchten und all die steifen Förmlichkeiten ehemaliger Hoftournure durch ihr eigenes Beispiel in Geltung treten zu lassen. Eine ziemlich große Anzahl Personen aus den hocharistokratischen Cirkeln der münchener Gesellschaft hatte sich zwei Tage vor der Vermählung daselbst eingefunden, die Herzogin Clemens war mit der Braut und deren Mutter erschienen. Die Unterhaltung bewegte sich in fröhlichen Kreisen. Jeder fand die ihm beliebt scheinenden Anknüpfungspunkte zu seinem Vergnügen. Die Reihen der Gemächer des alten Herrnhauses wiesen sich prachtvoll decorirt und wer gesellige Promenaden im Garten vorzog, sah sich überrascht durch den reichen Blumenflor desselben, der mit feinem Geschmack zum augenerfreuenden lieblichen Bild arrangirt, als eine ver-

körperte Ahnung von der Schönheit der südlichen Pflanzenwelt vor das entzückte Auge trat.

Sigismund bezwang nur mit Mühe die große Unruhe, die ihn immer mehr beherrschte, da Bernard heute schon den fünften Tag abwesend war. Er empfand die Qualen einer geistigen Tortur, die in seinem leicht in Erregung gebrachten Naturell einen nur zu treuen und geschäftigen Mitverbündeten fand, um so mehr, als er der von allen Anwesenden Beglückwünschte war und Jeder sich berufen fühlte, ihm seine Theilnahme auszusprechen. „Ach, wenn diese Leute wüßten, an welchen glühenden Rost meine Seele gefesselt ist!" seufzte er bei sich. „Wo nur Bernard bleibt! was kann geschehen sein, das ihn aufhält?" Sein Auge richtete sich öfters nach dem Eingang des Salons, dort sollte sein Diener sich zeigen, wenn Bernard käme; aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß der Diener der Verabredung gemäß am Eingang des Salons erschien. Endlich, der Abend war schon im Anzuge, erblickte er ihn unter die Salonthür treten. Ein Zeichen mit dem Taschentuch, das zu wenig auffällig war, um von irgend Jemand bemerkt zu werden, gab dem Erschienenen das Zeichen, daß er ihn gesehen. Unter einem schicklichen Vorwand verließ er Rahel in der Gesellschaft mehrer Cavaliere

und jungen Damen. Draußen im Corridor fand er Bernard seiner harrend.

„Du bleibst lange, mein Freund, ich hatte dich schon gestern erwartet; aber dem Himmel sei Dank, daß du jetzt da bist", redete ihn Sigismund an. „Nun, du bist so schweigend? ... mein Himmel, was ist geschehen? etwas Schlimmes? ... ja, ja, du wärst sonst nicht so ernst. Rede doch!"

„Etwas Schlimmes? ... ja, wenn deine Situation anders wäre, als sie ist, dann wäre die Nachricht, die ich bringe, schlimm, aber so ist sie gut, obwol sie nicht angenehm ins Ohr klingt", antwortete Jener.

„Ist jetzt der Moment zu Wortspielen?" fragte Sigismund mit Vorwurf. „Rede!"

„Du bist frei. Lies." Mit diesen Worten überreichte ihm Bernard ein Billet.

„Von Miedei?"

„Nein, vom Pfarrherrn", antwortete der Gefragte.

Zitternd vor Hast und Schreck, den ihm die sonderbare Weise Bernard's bei Abstattung dieses mehr als einsilbigen Berichts einjagte, öffnete Sigismund den Brief. Er erkannte die Handschrift des hochwürdigen Pfarrherrn. Das Blatt flog wie vom Luftzug hin und hergeschwenkt in seiner bebenden Hand. Nachdem er einige Zeilen gelesen, entfiel es ihm, sein Gesicht

war leichenblaß geworden. „Todt ... Miedei todt!“ stammelte er.

„Fasse dich ... du bist nun frei. Rechtzeitiger konnte sie niemals sterben, als eben jetzt, wo ...“

„Großer Gott, ich habe sie gemordet!“ Mit diesem Ausruf stürzte Sigismund zu Boden.

„Verdammt sei diese Nervenschwäche ... auch nicht ein Fünkchen Männlichkeit in ihm“, grollte Bernard vor sich hin, indem er sich bemühte, ihn aufzurichten und zum Bewußtsein zu bringen. Aber dieses Bestreben war vergeblich, er sah sich genöthigt, Diener herbei zu rufen, um ihn in sein Zimmer zu bringen, den verhängnißvollen Brief steckte er jedoch vorsichtig zu sich, damit das Geheimniß, bei dem er selber stark betheiligt war, Niemand zur Kenntniß komme. Es konnte nicht verschwiegen bleiben, welch ein Unfall Sigismund betroffen, da selbst der schnell herbeigerufene Hausarzt des Grafen Mühe hatte, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, und von einer Möglichkeit, daß er in den Salon zurückkehre, gar nicht die Rede sein konnte, weil er wie in Fieberphantasie von Dingen sprach, die in engster Beziehung zu seinem Geheimniß standen, die aber glücklicher Weise so wirr durcheinander flossen, daß keine Ahnung, welchem Gegenstand sie galten, bei irgend Jemand

aufsteigen konnte. Da sein Ausbleiben nicht anders als durch die Wahrheit, daß ihn plötzlich ein Unfall, den man als Ohnmacht bezeichnete, gerechtfertigt zu werden vermochte, so sah sich der Präsident mit schwerem Herzen dazu genöthigt. Die Bestürzung war allgemein, Rahel verlangte zu ihm geführt zu werden, die Herzogin und ihre Mutter hielten sie davon ab, da Graf Haimhausen gesagt hatte, der Arzt habe Ruhe als das nöthigste Erfoderniß zu des Erkrankten Erholung bezeichnet. Es war eine Störung durch dieses unerwartete Ereigniß in die gesellschaftliche Freude gekommen, die durch nichts wieder gehoben werden konnte, und indem dieses Gefühl auf Jedem lastete, so empfand auch Jeder die Nothwendigkeit, sich von einem Orte zu entfernen, wo Schreck und Kummer ihre Gegenwart als beherrschend eingebürgert hatten. Die Gräfin-Tante war außer sich über den allgemeinen Aufbruch, der so wenig mit ihren Triumphen, der Gesellschaft ein Musterbild der althergebrachten Etikette in ihren steifsten und lächerlichsten Formen zu sein, harmonirte; aber selbst jetzt noch hielt sie es für ihre und ihres Hauses Würde unerläßlich, selbst die Beileidsbezeugungen mit jenem Aufwand von Verbeugungen entgegen zu nehmen, der aufs Sonderbarste mit dem Ernst der Sache contrastirte.

„O lassen Sie das Herz sprechen, nicht diese gezwungene Höflichkeit, die uns so wenig Halt bietet, weil sie nichts mit der Wahrheit unserer Empfindungen Verwandtes hat", bat Rahel sie beim Abschied. „Ich würde Sie lieber in Thränen sehen, diese würden meiner Angst, meinem Kummer um Sigismund entsprechen. Es gibt Grenzen des Schicklichen, über die hinaus es sein Recht verliert, weil unser Gefühl dann allein entscheidet."

Mit Mühe gelang es der Herzogin, diese der alten stolzen Dame gewordene Zurechtweisung in soweit auszugleichen, als sie Rahel bei derselben entschuldigte, daß nur der übergroße Schmerz über den Unfall ihres Bräutigams aus ihr spräche und in solchem Zustand die Worte nicht wie sonst gewogen werden dürften.

Rahel selbst empfand, daß einer Dame von solchen alterthümlichen Sentiments gegenüber der unverschleierte Ausdruck des Gefühls, wie sie ihn geäußert hatte, ebenso viel wie eine Beleidigung sei. Sie küßte, ohne daß die Gräfin-Tante es verhindern konnte, deren Hand und sagte: „Glauben Sie mir, gnädige Frau Gräfin, daß Niemand weiter entfernt von dem Gedanken ist, Sie zu kränken, als ich; aber es that mir weh, von Ihnen Sigismund gegen mich entschuldigen zu hören, als ob ich Ihnen und ihm eine ganz Fremde sei — und doch

soll mich ein verwandtschaftliches Band Ihnen bald näher bringen! Ich will Ihrem Herzen keine Fremde sein und bitte, gönnen Sie mir schon jetzt die schöne Berechtigung, Ihnen näher zu stehen, Anspruch auf den Namen Ihrer Verwandten zu haben."

„Nun, meine theure Gräfin, ich halte es für unmöglich, Rahel zu zürnen, da sie sich nur im Misverständniß von Ihnen gekränkt glaubte", sprach die Herzogin. „Umarmen Sie sie, meine Liebe, zeigen Sie ihr, daß sie keine Ursache hat, zu fürchten, Ihrem Herzen nicht willkommen als Verwandte zu sein."

Indem Gräfin Haimhausen diese Umarmung mit dem ihr zur zweiten Natur gewordenen Pathos von Tournüre vollzog und dabei volle Gelegenheit fand, sich auch in der Situation des Ergriffenseins von einem Gefühl als Muster von Förmlichkeit zu zeigen, so war die Versöhnung eine aufrichtige. Diese würdige Repräsentantin der bis ins Extrem getriebenen Förmlichkeit mußte noch an diesem Abend eine sehr unangenehme Erfahrung machen.

Der Diener Sigismund's ließ sich bei ihr melden und erzählte ihr, daß zu seines jungen Herrn Erkrankung der Graf Bernard in irgendeiner Beziehung stehen müsse, da Jener ihn sehnlichst erwartet habe, und gleich darauf, als er mit Bernard gesprochen,

von Diesem die Diener zu Hülfe herbeigerufen worden wären.

Die Gräfin ließ Bernard rufen und er nahm keinen Anstand, ihr Alles mitzutheilen. Des Pfarrherrn Schreiben bestätigte seine Aussage. Bernard hatte alle Ursache, sich an dem Entsetzen der alten Dame zu ergötzen, da es so ziemlich alle Nuancen des Lächerlichen durchlief, indem sich der Gedanke einer ehelichen Verbindung zwischen dem Erben eines gräflichen Namens und einer weiblichen Person von obscurer Herkunft gar nicht mit dem Bewußtsein ihres Adelstolzes vertrug.

„Und was nun?" fragte die Gräfin ... „ich begreife nicht, wie er von dieser Schmach loskommen soll?!"

Bernard erklärte ihr, daß diese Mesalliance, glücklicherweise durch den Tod der betreffenden Person gelöst, kein Hinderniß für seine Verbindung mit Gräfin Rahel mehr werden könne, denn seine Entfernung nach Manheim sei die beste Sicherung seines Geheimnisses. Niemand habe Anspruch auf ihn als das Kind und dafür, daß dieses, welches nicht den Rang seines Vaters kenne, nie irgend ein Anlaß zur Entdeckung der väterlichen Mesalliance werde, sorge dessen Erziehung fern von der Hauptstadt in den untergeord-

neten Kreisen. Die Hauptsache bestehe jetzt darin, ihn dazu zu bewegen, keine Störung hinsichtlich seiner Vermählung mit der Comtesse eintreten zu lassen.

„Ich rechne dabei auf Ihre Mitwirkung, gnädige Frau", fuhr er fort ... „Sigismund ist fügsamer Natur, leicht zu lenken, der Ueberredung zugänglich. Stellen Sie ihm vor, daß die Ehre der Comtesse gebieterisch den Vollzug ihrer Vermählung mit ihm fodere, daß Sie die Sorge für das Kind übernehmen wollen, mithin Alles hinwegfalle, was ihm noch als Hinderniß erscheinen könne. Er ist nicht taub gegen die Stimme seiner eigenen Ehre, bringen Sie die letztere mit in Anschlag, reden Sie von der Schmach überhaupt, welche die Veröffentlichung seiner geheimen Ehe ihm in allen Kreisen der hohen Gesellschaft erwerben muß und, vergessen Sie auch nicht von seiner Pflicht gegen Se. Erlaucht, den Herrn Grafen, seinen ihn zärtlich liebenden Oheim, zu sprechen, so werden Sie übermorgen das Vergnügen haben, ihn an Seite der Comtesse vor den Altar der kurfürstlichen Schloßkapelle treten und den Hof in Galla Zeuge dieser Ceremonie werden zu sehen. Verlassen Sie sich, gnädige Frau, in dieser Sache auf meine eifrigste Unterstützung. Ich glaube etwas bei ihm zu gelten und

wir Beide vereint, werden das scheinbar Unmögliche möglich machen.“

„Ach Himmel, welch einen Eclat würde der Nichtvollzug der Vermählung mit der Comtesse geben!“ rief die Gräfin und versprach Bernard ihre volle Mitwirkung.

Der Letztere bereitete Sigismund darauf vor, daß seine Tante, der der Brief des Pfarrherrn in die Hände gefallen sei, sein Geheimniß wisse, welches also ihr zu vertrauen er sich genöthigt gefunden habe, um weiterer Entdeckung desselben an Personen, über deren Schweigen in dieser Angelegenheit man keine Bürgschaft haben dürfte, vorzubeugen. Bernard mußte seine ganze Kunst der Beredsamkeit aufbieten, um ihm den Gedanken, daß er der Mörder Miedei's gewesen, aus der Seele zu reden und erst dann, als ihm dies mit vieler Mühe gelungen, war die Grundlage gewonnen, ihn zu dem Entschluß zu treiben, mit zerrissenem Herzen sich der gebieterischen Foderung der Ehre zu fügen. Die Gräfin-Tante half treulich ihn bis zum Gipfelpunkt dieses Entschlusses zu erheben.

„Ach, es ist ein Jubel, den ich mit gebrochenem Herzen äußern soll!“ rief Sigismund. „Wie sehr beklage ich die arme schuldlose Rahel, einen Gemahl den ihren nennen zu sollen, der den Fluch böser That

in sich trägt. Welches Glück kann ich ihr bieten! und sie verdient es in so reicher Fülle."

War auch diese Selbstanklage nicht bei ihm zu verwischen, so glaubte die Gräfin-Tante doch sich zu der Hoffnung berechtigt, daß von seiner Seite keine Störung bei dem Vermählungsfest erfolgen werde. Indeß fühlte sie sich doch von einer bedeutenden Bangigkeit um den Erfolg ihrer Hoffnung ergriffen, als sie Sigismund am Vermählungstage in einer unnatürlich lustigen Laune erblickte. Die Aufregung, in der er sich befand, hatte sich eines Gebiets bemächtigt, dessen sein Gemüth fremd war. Die Heiterkeit, die er äußerte, gehörte nicht zu seinen Neigungen, sie trug den Charakter des Fremdartigen, Ungewöhnlichen. Der Präsident, sein ehrwürdiger Onkel, der aufs Haar die verschiedenen Ablagerungsschichten der Bergwelt zu unterscheiden verstand, aber wenig Kenntniß in der Mannichfaltigkeit der Stimmungen der Menschenseele besaß, fand sich ungemein erfreut über seines Neffen Humor.

„So habe ich ihn noch nie gesehen, aber ganz natürlich, das Glück, einer so schönen und liebenswürdigen Dame Gemahl zu werden, kann Einen leicht in Exaltation versetzen", sagte der alte Herr zu seiner Gemahlin . . . „mir gefällt er so wie er ist, das

Vergnügen, das ihn beseelt, läßt seine von dem ihn vorgestern betroffenen Zufall noch zurückgebliebenen blassen Wangen übersehen."

Man versammelte sich im Palais der Herzogin Clemens. Rahel trat ihm im Brautstaat entgegen. Er sank aufs Knie vor ihr, inbrünstig ihre Hand an seine Lippen drückend. „Rahel!" rief er ... „Rahel! lassen Sie mich jubeln, daß mir ein edles Herz, wie das Ihre, zutheil wird, an dem ich mich wiederfinden kann. O, ich glaube, an Ihrer Seite werden meiner Seele Schwingen wachsen, daß sie sich erhebt wie der Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert. Heute schon bin ich ein Schmetterling ... so lustig und fröhlich ... fragen Sie nur meine gnädige Frau Tante, sie wird Ihnen das bestätigen, denn sie kennt mich, sie weiß Alles von mir, auch nicht der Hauch eines Geheimnisses ist in mir, den sie nicht wüßte. Und warum sollte ich nicht so lustig und fröhlich sein wie der Schmetterling? das Leben ist so kurz, die Tage gehen so rasch zu Ende ... es ist immer gleich wieder Abend und dann Nacht ... dann Tod ... wahrhaftig, man muß mit der Freude eilen, will man sie im Sonnenschein genießen. Rahel ... ich bin heute ein Glücklicher, wie es wenige dergleichen gibt."

Die Gräfin-Tante, in der Furcht, daß er sich in

seiner Aufregung verrathen könne, stand die Angst einer Verurtheilten aus, indeß ging Alles wider ihr Erwarten in Ruhe ab, die Umgebung verfehlte ihren Einfluß auf Sigismund nicht, sie spannte seine Aufmerksamkeit, und das Ja, welches er in Gegenwart des Kurfürsten, dessen durchlauchtiger Gemahlin und der Elite des Hofs vor dem Altar in der Schloßkapelle sprach, klang laut und deutlich. Als der Zug, die Kapelle verlassend, durch die Reihe der bei der heiligen Handlung gegenwärtig gewesen und sich tief verbeugenden Cavaliere schritt, fiel Sigismund's Blick auf Bernard's lächelndes Antlitz. Wie von tiefer Scham ergriffen, wendete er schnell die Augen von ihm ab und schritt an Rahel's Seite weiter. Heiter schlenderte Bernard dem Hochzeitszuge nach, der sich zu Wagen in das Palais der Herzogin zurückbegab.

III.

Friedrich's II. von Preußen Mittheilung der Nachricht vom Tode Maria Theresia's an seinen Minister: «Marie Therèse est morte. Voilà une nouvelle ordre», war die treffendste Bezeichnung, was von dem nun nothwendig eintretenden Umschwung der Dinge zu erwarten stand. Joseph II., an Stelle seiner verblichenen Mutter tretend, war ganz der Mann, der seine bisher von der Autorität der Verstorbenen niedergehaltenen Entwürfe ins Leben rufen würde, und wäre nicht desselben großen Friedrich schon lange vorher gethaner Ausspruch über ihn eine so tief erkannte Wahrheit gewesen, Maria Theresia's unmittelbarer Nachfolger hätte Deutschland eine andere politische Gestaltung gegeben, aber da stießen sich leider alle seine Unternehmungen an der Wahrheit des preußischen Königsworts: «Er thut den zweiten Schritt immer eher, als den ersten.» Die Beglückungstheorien Joseph's II.,

Hand in Hand mit seinen Vergrößerungsplänen Oestreichs gehend, erlitten eben deswegen schon im Beginn den Todesstoß, da er in der Erkenntniß, wie kurz das menschliche Leben sei, um nachhaltiges Großes zu vollbringen, seine Unternehmungen überstürzte. Vielleicht auch schwebte ihm der trostlose Gedanke vor der Seele, daß die nach ihm Kommenden die gute Saat, welche er auszustreuen beabsichtigte, wenn sie sie nicht tief und sicher genug begründet fanden, vernichten würden und, eine andere Zeit mit andern, den seinen ganz entgegengesetzten Bestrebungen überwachsen könnte. Sein edles Herz verfehlte die Mittel und indem er im Wahne stand, die deutschen Völker seines Oestreichs geistesmündig zu finden und die in fremden Zungen redenden Vasallen seines Reichs durch seine reformatorische Unterstützung aus den Banden der traurigsten Knechtschaft in religiöser und staatlicher Hinsicht zu befreien, legte er selbst die Axt an den Baum, den er mit Liebe gründete und pflegte.

Sein Irrthum war schön, aber er starb daran; die Erkenntniß, daß all sein großes Mühen, sein rastloser Eifer vergeblich, nur ein flüchtiger, von einer edlen Seele genährter Traum gewesen, brach ihm das Herz.

Während Joseph II. nach Kräften sein Reich von dem

überwuchernden Unkraut des Pfaffenthums säuberte, machte sich Baiern zu dessen sicherstem Hort. Karl Theodor's Kabinetsregierung, die nur für ihn allein, aber nicht für das Volk sorgte, fand in der Verfinsterung des letztern das einzige Mittel zu herrschen, und dies Princip stellte sich schlagend heraus durch die ganz andere Aufnahme, die Papst Pius VI. in München von Seiten des Kurfürsten, als zu Wien vom Kaiser Joseph erfuhr. Karl Theodor reiste ihm bis Altenötting entgegen und führte ihn unter dem Donner der Kanonen und dem Geläut aller Glocken in München ein, wo die ganze Geistlichkeit unter Vortritt der Patres Kapuziner ihn empfing. Nicht weniger hatte Joseph II. hinsichtlich der dem Vater der Gläubigen zu erweisenden öffentlichen Ehren gethan, Wien hallte gleich München wider vom Jubel der großen Masse, die sich leicht durch Pomp und Ungewöhnliches fesseln läßt; aber der deutsche Joseph unterwarf sich nicht sklavisch den päpstlichen Wünschen und sein aufgeklärter Kaunitz schüttelte des heiligen Vaters ihm dargereichte Hand, statt sie zu küssen. Der in Wien in den Häusern der Vornehmen zum Kuß umhergetragene päpstliche Pantoffel erfuhr viel Hohn und Zurückweisung und Pasquille machten das geistliche Oberhirtenamt lächerlich. In München, wo Pius sich fünf

Tage lang aufhielt, kam nichts dergleichen vor, der Kurfürst war die Unterwürfigkeit selbst, und berauscht von der Ehre, den Papst in seiner Residenz zu sehen.

Dieses Ereigniß, so glänzend schimmernd in Baierns und namentlich in der münchener Stadthistorie, war die unzweifelhafteste Bürgschaft für den religiösen Standpunkt des Fürsten und seines Volks. Die Priesterherrschaft hatte dadurch eine unauslöschbare Sanction gewonnen und der roheste Aberglaube fand selbst in den höchsten Regionen Baierns seine Würdigung, weil er ganz tauglich erschien, das Volk niederzuhalten.*) Alles, was irgendeinem freien Gedanken ähnlich sah, fand von nun an die consequenteste Unterdrückung, die Aufklärung war zur feilen Dirne geworden, auf die man überall im Lande fahndete, und da dies Alles so war, so rechtfertigten die Thatsachen auch den Ausspruch des großen Friedrich von Preußen, der Baiern «ein irdisches Paradies, bewohnt von lauter Thieren» nannte.

Während Joseph II. Aufklärung und Vaterlands-

*) Ein landesherrliches von Karl Theodor im Jahre 1784 gezeichnetes Rescript verbot alle weltlichen Heilmittel gegen den Biß toller Hunde, nur geistliche Wunderkraft könne dagegen helfen, weshalb allen Thieren dieser Gattung der Hubertusschlüssel auf die Stirn einzubrennen sei.

liebe in seinem Oestreich nach Kräften förderte, unterließ sein Agent in München, der von ihm am Hofe Karl Theodor's nun als ordentlicher Gesandter an die Stelle des von da abberufenen Baron von Ried getretene Graf Lehrbach, nichts, was zur Unterdrückung des Patriotismus in Baiern förderlich sich erwies. Nicht in den untern Schichten des Volks lebte der Patriotismus, das bairische Volk selbst gab kein Lebenszeichen dieses Gefühls von sich, in den höhern Ständen allein hatte es sich ein Asyl gesucht und gefunden. Männer von alter erlauchter Familie und Männer der Wissenschaft waren seine Hüter und in dieser Eigenschaft zugleich offenbare Gegner aller östreichischen Sympathien.

Es war dem Grafen Lehrbach gelungen, vom Kurfürsten ein Verbot der Aufführung vaterländischer Theaterstücke auszuwirken. Dadurch erreichte die östreichische Partei allerdings den Zweck, jeden möglichen Einfluß patriotischer Denkart vom Volke abzuhalten, aber es war auch ein ziemlich stark hervortretender Bruch unter den am Hofe selbst hohe Würden bekleidenden Adelshäuptern geschehen. Graf Joseph von Törring-Gronsfeld, der selbst als Theaterdichter aufgetreten war und dessen «Agnes Bernauerin», und «Caspar der Thoringer» ebenso allgemeinen Beifall wie Babo's

«Otto von Wittelsbach» gefunden hatte, war über die seine patriotischen Dichtungen von der Bühne verweisenden Maßregeln im höchsten Grad entrüstet, und es war nur natürlich, daß die an Zahl nicht ganz kleine Verwandtschaft dieses erlauchten Herrn den lebhaftesten Antheil an diesem seinen Ruhm beeinträchtigenden von östreichischer Seite herbeigeführten Misgeschick nahm. Zu dieser Partei gehörte auch die Linie des Grafen Clemens von Törring-Seefeld, dessen schöne Gemahlin, die vor wenig Jahren vom Kurfürsten noch mit besonderer Gunst ausgezeichnete Gräfin Josephe Minucci, dem Fräulein Schenk von Castel hatte weichen müssen. In dem Herzen dieser reizenden aber stolzen Dame war ein bitterer Verdruß über die erlittene Niederlage zurückgeblieben und der ganze Hof wußte, das sie eine eingefleischte Feindin der östreichischen Partei war und Alles in Bewegung setzte, um dieser das Leben sauer zu machen. Es lag in dem Naturell dieser Dame das Bedürfniß, sich gehuldigt zu sehen, und da der Geheimrath Graf Joseph von Törring-Gronsfeld, obwol vermählt, von ihrer Schönheit angezogen, sich als ihren eifrigsten Verehrer bezeigte, so war es nur folgerecht, daß sie, die ihm widerfahrene Kränkung hinsichtlich des Aufführungs-

verbots seiner Theaterstücke, als ihr selbst geschehen betrachtete.

Der Sieg, den Graf Lehrbach durch seine Vorstellung an den Kurfürsten „die barbarischen vaterländischen Gegenstände successive und ohne Auffichtigkeit durch geraume Zeit, aus Lied und Bild, vorzüglich aber vom Theater entweichen, und die «anstößigen» Geschichtsepochen, guter Nachbarschaft und Freundschaft zu Liebe, lieber gar nicht berühren zu lassen oder doch nicht so sehr ausgemalt dulden zu wollen“, errungen, hatte viel böses Blut bewirkt und der Nachtheil wog diesen Gewinn ziemlich auf, besonders da Joseph II. den schon früher zur Ausführung gebrachten, aber durch Preußen vereitelten Plan auf Erwerbung Baierns wieder aufgenommen und geheime Verhandlungen deshalb begonnen hatte. Auf irgendeine Weise mußte die feindliche Partei zum Schweigen gebracht werden. Es hing viel davon ab, da man Vermuthungen hegte, das sie mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, dem legitimen Erben der bairischen Krone, wenn Karl Theodor ohne Kinder aus rechtmäßiger Ehe starb, in geheimem Einvernehmen stände und jedenfalls auch die Herzogin Clemens und ihr königlicher Freund zu Berlin durch sie von den ganz still betriebenen Machinationen der Oestreicher unterrichtet war.

An einem der schönen Tage des Maimonds im Jahre 1784 befand sich Karl Theodor im Lustschloß zu Nymphenburg. Der durchlauchtige Herr war jetzt sechzig Jahr alt, aber das Feuer seiner Augen brach noch so frisch und verlangend unter seinen starken Wimpern hervor, wie dies nur bei einem Jüngling der Fall sein konnte. Mit vielem Vergnügen sah er den tollen Reitübungen des Fräulein Valeska von Castel zu, welche diese in der großen Allee des Parks zum Besten gab. Graf Lehrbach stand hinter ihm und verwünschte im Stillen das Plaisir, welches der Kurfürst an diesen Manövren seiner Favorite bezeigte, denn er war eben deshalb nicht zur Aufmerksamkeit auf Das zu bewegen, wovon der Graf mit ihm sprechen wollte. Endlich ließ Fräulein Valeska das mit Schweiß überdeckte Pferd, das sie wie ein böser Geist in den verschiedensten Touren umhergeworfen hatte, langsam gehen, um das erschöpfte Thier verschnaufen zu lassen.

„Nun, wie gefällt Ihnen, Graf, dies Amazonen-Ideal?“ fragte der Kurfürst, sich zu Lehrbach wendend.

„O, prächtig, prächtig ... reitet unvergleichlich ... aber dürfte ich unterthänigst mich unterfangen, von der Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht bewußten hochwichtigen Angelegenheit ...“

„Hat Zeit, mein Lieber, Alles in der Reihefolge . . . Arbeit und Vergnügen . . . jetzt will ich das Letztere . . . wahrhaftig, wenn es Ihnen nicht ganz unmöglich wäre, Sie würden sich noch des Nachts mit Ihren Angelegenheiten an mein Bett anklammern . . . das wird mir zuwider."

„Bitte Ew. Kurfürstliche Durchlaucht tausend mal um Entschuldigung, daß mein Amt . . . der Auftrag Sr. Majestät meines Kaisers und allergnädigsten Herrn mich dazu auffodert, Ew. Durchlaucht lästig zu fallen, vermeinte aber in meinem beschränkten Verstand, daß ein Vorschlag von Seiten Kaiserlicher Majestät an Ew. Durchlaucht wol werth wäre, das Vergnügen an einem wilden Dämchen auf einige Zeit zu unterbrechen."

Der Kurfürst schaute ihn schweigend an und sagte dann spöttisch: „Ich versichere Euch, Graf, das dies wilde Dämchen mir in der That lieber und angenehmer ist als Ihr, trotzdem Ihr die Ehre habt, Sr. Kaiserlichen Majestät Gesandter bei mir zu sein." Damit wendete ihm der durchlauchtige Herr den Rücken und rief der kecken Reiterin zu: „Lassen Sie das Thier im spanischen Tritt gehen, Valeska. Graf Lehrbach bewundert viel zu sehr Ihr Talent, um nicht auch das Ihres Pferdes sich ins Gedächtniß prägen zu wollen."

Die Reiterin vollzog sogleich den Wunsch des Kurfürsten, und als sie nach einigen Touren im Kreise das Roß in die Nähe des durchlauchtigen Herrn ritt, fragte sie mit hochrothem erhitzten Gesicht und blitzenden Augen: „Erlauben mir Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, den Herrn Grafen in Verzweiflung zu bringen?“

„In Verzweiflung? wie das?“

Ohne Zögern fuhr die Favorite mit der Gerte von oben herab in den künstlichen Haarputz des Grafen, der, auf dergleichen Spaß nicht vorbereitet, nach seinem Kopf griff und in mörderliches Geschrei ausbrach, zu dem das schallende Gelächter Valeska's allerdings wunderlich genug ließ.

„Aber, Valeska“, rief der Kurfürst ... „was thun Sie da?“

„Verwirre den babylonischen Thurmbau“, antwortete Fräulein von Castel, die sich von ihrem Gelächter nicht erholen konnte. „O sehen Ew. Kurfürstliche Durchlaucht ihn an, wie prächtig zerzaust er aussieht!“

In der That bot der Anblick des Grafen ein höchst lächerliches Bild. Die früher steif emporstehenden Tollen hingen ihm halb aufgelöst über die Stirn herein und nur die an den Seiten der Schläfe standen noch in ihrer ursprünglichen Form, was ihnen das Ansehen von großen Ohren gab, da der Mittelbau

vorn wirr herabhing. Graf Lehrbach strich den ihm über die Stirn herabrollenden Haarüberfluß nach hinten über den Scheitel zurück und mit einer Verbeugung gegen den Kurfürsten sagte er erbittert:

„Ew. Durchlaucht sind allerdings an die Späße Ihres Hofnarren Pranger gewöhnt und finden viel Vergnügen daran, durch ihn die achtbarsten Männer Ihres Hofs in karrikirter Nachahmung vorstellen zu sehen, aber Se. Kaiserliche Majestät, mein allergnädigster Herr, dürfte nicht gesonnen sein, seinen Gesandten am Hofe zu München als Narr gehänselt zu wissen. Erlauben Ew. Kurfürstliche Durchlaucht gnädigst, erst darüber vom wiener Hofe die nöthige Instruction mir zu erbitten.“

Mit abermaliger Verbeugung entfernte sich Graf Lehrbach rasch.

Des Kurfürsten Gesicht hatte sich verfinstert; obwol er dem Grafen eben nicht zugeneigt, vielmehr das Gegentheil davon war, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß der Uebermuth seiner Favorite ihn jetzt in eine sehr unangenehme Situation verwickelt hatte. Die guten Beziehungen zu Oestreich, das ihm bereits höchst annehmbare Versprechungen, seine nicht legitimen Kinder in den Reichsfürstenstand zu erheben, gemacht hatte, wenn er einwilligte, Baiern für die zu

einem Königreich Burgund zu verwandelnden östreichischen Niederlande umzutauschen, konnten durch diesen etwas starken Uebermuth der Favorite einen Riß bekommen, welcher störend auf das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und ihm einwirkte. Graf Lehrbach war keineswegs so feinfühlender Natur, um jeweilige rauhe Bemerkungen des durchlauchtigen Herrn auf die Wage zu legen, indeß waltete doch ein bedeutender Unterschied zwischen den Aeußerungen fürstlicher schlechter Laune, welche der Graf mit dem stoischen Gleichmuth eines Diplomaten hinnahm, der nur seine Bestrebungen vor Augen hat und selbst in der übelsten Situation noch Anknüpfungspunkte zur Wiederherstellung des getrübten Verhältnisses zu finden versteht, und dem Muthwillen einer Favorite, die im Besitz der fürstlichen Gunst sich Alles erlaubt, was gegen die Formen des Anstands läuft. Unmöglich konnte Kaiser Joseph sich von dem Bericht seines Gesandten über diesen Vorfall erfreut fühlen, und selbst wenn er diesen abrief, um keine Störung in den bisher zu dem Kurfürsten obwaltenden Beziehungen eintreten zu lassen, so war es doch voraus zu sehen, daß mindestens eine Bedingung von seiner Seite, die Entfernung des Fräulein von Castel vom Hofe, dabei geltend gemacht werden würde, und dieser mußte

entsprochen werden. Diese Voraussicht war es übrigens nicht, was den durlauchtigen Herrn besonders stark bekümmerte, da eine physische Ursache die Entfernung Valeska's ohnehin in nahe Aussicht stellte, indem sie sich in der Situation befand, den Kreis seiner natürlichen Kinder durch die Geburt eines Sprößlings seines Vielen als großes Aergerniß erscheinenden Verhältnisses mit ihr zu vermehren. Graf Lehrbach hatte eine Aeußerung gethan, die ihn viel mehr beunruhigte. Es gehörte zu den Belustigungen des Kurfürsten, sich an verspottenden Karrikaturen zu ergötzen. Sein Spaßmacher, min Namen Pranger, ein Tiroler, verstand die Kunst, in seiner Person getreue Nachahmungen aller durch Eigenthümlichkeiten in Sprache, Benehmen und in vielleicht auffallenden Gebrechlichkeiten der Personen sich bemerkbar machenden Persönlichkeiten darzustellen. Die würdigsten Männer des Hofs wurden auf diese Weise der Gegenstand des von Pranger in die niedrigste Sphäre der Karrikatur herabgezogenen Nachäffungen und somit ihrer unbewußt an den Pranger der Lächerlichkeit und des Spotts gestellt. Bisher war noch nichts von dieser geheim gehaltenen fürstlichen Ergötzung bekannt, der durchlauchtige Herr hatte daher alle Ursache, eine solche Entdeckung vermieden zu sehen, sie würde keine

geringe Sensation am Hofe bewirkt und jedenfalls großes Aergerniß herbeigeführt haben. Obwol Karl Theodor über Vieles sich erhob, was mit persönlicher Scham zusammenhing, indem er zum Beispiel die sein Residenzschloß zu München besuchenden Fremden von Distinction auch in das Zimmer führen ließ, wo die Portraits seiner Favoritinnen in prächtige Goldrahmen gefaßt hingen, so konnte er doch nicht wünschen, den bairischen Großadel, dessen Vertreter an seinem Hofe in den höchsten Würden stehend, vorzüglich die Zielscheiben der Kunst seines Spasmachers waren, gegen sich aufzubringen; Graf Lehrbach mußte also versöhnt werden.

„Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen, Valeska", sagte er nach einer Weile ... „wenn ich auch Vergnügen an Ihrer kecken Jugendlust habe, so bin ich doch nicht gewilligt, Ihnen zu gestatten, die Schranken derselben auf so unverantwortliche Weise, wie Sie gegen den Grafen sich erlaubten, zu misachten."

„O, Durchlaucht, was habe ich denn gethan? seine Frisur ein wenig mit der Gerte gelockert — nichts weiter. Hahaha! er sah köstlich aus und wenn ich mir ihn als Absalon mit den Haaren an einem Baum hängend denke, hätte ich fast Lust, ihn auch in dieser Situation zu bewundern."

„Nun, vor der Hand, Madame, kann ich Ihnen dies Vergnügen nicht gewähren, sondern ein anderes, welches mich der Verlegenheit überhebt, Ihre das Pikante zu sehr liebende Laune in Ausführung gebracht zu sehen. Ich befehle Ihnen, sich in Ihre Wohnung zu begeben und dort meiner weitern Weisung gewärtig zu sein", entgegnete der Kurfürst erzürnt.

„Wie?" rief Fräulein von Castel ... „Ew. Durchlaucht wollten um eines Scherzes willen mich wie eine Gefangene in Arrest verweisen? ich habe keine Lust dazu, mein gnädigster Herr. Ach, prächtig, ganz prächtig! Durchlaucht wollen mich vor diesem Narren von Grafen bestrafen wie ein unartig gewesenes Kind? — daraus wird nichts — nein, nein, daraus wird nichts. Ich will sehen, ob nicht auch mein Wille dabei sein muß, mich in solche abscheuliche Lage zu bringen! ohne Freiheit sterbe ich, niemals habe ich gehorchen gelernt und will es jetzt auch nicht lernen. Ha, was würde man am Hofe lachen, wenn es hieße, die Schenk von Castel hat Arrest bekommen. Ich erschieße Jeden, der diesen Affront mir anthut."

Der wilde ungebändigte Zorn blitzte aus Valeska's Augen, während ihr Gesicht todtenbleich geworden war und ihre Lippen bebten.

Der Kurfürst, von diesem so wilden leidenschaft-

lichen Gemüth Arges fürchtend, sagte begütigend: „Valeska, fassen Sie sich. Kommen Sie nach ein paar Stunden zu mir, wenn Sie — ruhiger geworden sind. Für jetzt werden Sie wol selbst finden, daß es mir nicht angenehm sein kann, Sie in einer Aufregung zu sehen, die mich für Sie besorgt macht.“

Diese gütige Rede des durchlauchtigen Herrn beschwichtigte das wilde Gemüth Valeska's.

„Gut, Durchlaucht, ich komme. Auf Wiedersehen!“ rief sie und den Zügel ihres Rosses anziehend, ließ sie es hoch aufbäumen vor ihm und es dann herumwerfend, sprengte sie in Carrière davon.

Der Kurfürst sah ihr so lange nach, bis sie, einbiegend in eine Seitenallee, seinen Blicken entschwand. Dann ging er nach dem Schlosse zu. Der dienstthuende Kammerherr, welcher seiner in einer Entfernung geharrt hatte, empfing die Weisung, Befehl zu geben, daß Fräulein Valeska von Castel unter keiner Bedingung bis zu ihm gelassen und wenn sie komme, dafür gesorgt werde, sie ohne Aufsehen zu entfernen. Somit war in gewisser Beziehung dem Hofe ein Intermezzo zum Besten gegeben, das in den betreffenden Zirkeln viel von sich sprechen machte, um so mehr, als man gespannt darauf war, wie diese Angelegenheit, deren Grund man nicht kannte, sich verlaufen würde. Der

Uebermuth Valeska's, durch den sie die angesehensten Personen des Hofs beleidigte, hatte sie auch bei Allen gleichsam verfehmt. Man freute sich ihres Falls, obwol derselbe bei der großen Zuneigung des Kurfürsten zu ihr noch nicht als ausgemacht zu betrachten war. Valeska hatte pünktlich Wort gehalten und sich im Vorzimmer Sr. Durchlaucht eingefunden. Nur dem Grafen von Holnstein, Statthalter der Oberpfalz, der im Begriff stand, mit des Kurfürsten ältester Tochter, der Gräfin Bretzenheim, sich zu vermählen, war es gelungen, durch eindringliche Drohungen sie zur Ruhe zu bringen. Um jeden Eclat zu verhüten, gab man ihr, von deren Zorn leicht ein Skandal zu befürchten war, Wache vor die Thür. Der Kurfürst war sehr misgestimmt, sein Bewußtsein, Selbstherrscher zu sein, hatte durch den Vorfall zwischen der Favorite und dem Grafen Lehrbach eine Demüthigung empfangen; er, der über Allen zu stehen meinte, sah sich von dem Grafen bedroht und gezwungen, diesen zu einer Aenderung seines Vorhabens zu vermögen. Nach München in sein Schloß zurückgekehrt, ließ er den Hofkriegsrath Graf Bernard Chamisso rufen. Dieser gehörte mit zu den Vertrauten und Günstlingen des durchlauchtigsten Herrn, welche bei den auserwählten Abendgelagen desselben, wo aller Zwang verbannt war und

aufgeweckte, lebenslustige Damen den Tafelfreuden die rechte Würze zu geben verstanden, stets Zutritt hatten. Unter dieser die Grenzen der Strenge nicht immer inne haltenden Gesellschaft glänzte Fräulein Valeska als besonders beliebt, und Graf Bernard erstaunte nicht wenig, als er von dem Kurfürsten den Auftrag erhielt, ihr zu eröffnen, daß sie sich bis auf Weiteres, wenn sie sich nicht selbst ernsthafte Unannehmlichkeiten zuziehen wolle, ruhig verhalten und ihr ungestümes und unpassendes Betragen meistern solle. Se. Durchlaucht verspräche ihr, für sie zu sorgen, bei Nichtbefolgung dieser wohlgemeinten Warnung hätte sie sich jedoch allein jene Widerlichkeiten zuzuschreiben, welche dann als Repressalien gebraucht werden würden, um sie zur Ruhe zu zwingen. Als Bernard mit tiefer Verbeugung von dem Kurfürsten sich verabschiedete, fragte ihn dieser, ob er nicht geneigt sei, sich zu vermählen?

„Kurfürstliche Durchlaucht“, antwortete der Gefragte, der schnell die Bedeutung der Antwort erkannte . . . „ich glaube, daß mir die rechte Inclination dazu mangelt. Ich liebe die Freiheit zu sehr.“

„Nun', weisen Sie den Gedanken nicht so leicht von sich ab“, sprach der Kurfürst . . . „eine gute,

von mir Ihnen empfohlene Partie dürfte des Nachdenkens wol werth sein. Verstehen Sie?"

„Vollkommen, Kurfürstliche Durchlaucht."

„Es könnte sein, daß ich für eine Dame einen Gemahl wünsche, der klug genug ist, nicht Anstoß in vormaligen Beziehungen derselben zu finden, und — doch vor allen Dingen richten Sie jetzt meinen Ihnen gewordenen Auftrag aus, später das Weitere."

Eine Handbewegung des Kurfürsten entließ den Grafen Bernard, der sich nach Nymphenburg zu Fräulein von Castel begab. Der Weg war lang genug, um ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen über diesen so unverhofften Umschwung der Dinge. Allem Anschein nach hatte Valeska ihre Rolle bei Hofe ausgespielt und das ihm vom Kurfürsten gemachte Anerbieten sollte als Schlußeffect ihres Debuts dienen. Ich könnte nur in dem Falle gewinnen, wenn sie hier bliebe, sagte er zu sich ... im andern Falle wäre ich um alle Aussichten betrogen, die ich bisher mit Consequenz erstrebt habe. Man muß den Wendepunkt abwarten, für jetzt ist jede Combination unnütz, bis der klare Blick da ist und eine Entscheidung fallen kann.

Graf Bernard's Stellung am kurfürstlichen Hofe war unverändert dieselbe geblieben, er hatte keine

höhere Charge erreicht, obwol er keine Gelegenheit verabsäumt hatte, die ihm zu einer solchen hätte verhelfen können. Allmälig war er zu der Vermuthung gekommen, daß irgendein geheimer Grund die Ursache dieses Stillstandes in der Erfüllung seiner Erwartungen verborgen liege, aber trotz seiner Klugheit war er nicht im Stande, denselben zu entdecken. Ueberhaupt war er mit den Chancen seiner Carrière unzufrieden. Die Beziehungen, welche ihn an das östreichische Gesandtschaftshotel knüpften und in denen er anfänglich eine Jakobsleiter zu erblicken glaubte, durch die er sich zum Gipfel seiner Wünsche empor gehoben dachte, hatten ihm in dieser Hinsicht wenig genützt, ihm allerdings jährlich eine gewisse Summe von Dukaten eingetragen, aber keine Aussicht, am kaiserlichen Hofe ein wichtiges einflußreiches Amt zu erhalten. Man hatte ihm den Verrath bezahlt, doch den Verräther nicht geehrt. Dies war ein Scorpionsstich für ihn, wenn er daran dachte, und doch fühlte er sich zu unmächtig, um irgendetwas dagegen zu thun. Nichts blieb ihm als laviren, um mit der Zeit in ein geeigneteres Fahrwasser, welches es auch sein mochte, zu gelangen. Er hatte für dieses politische Abwarten die gediegensten Eigenschaften, jene scheinbar unzerreißbare Geduld und ein verschlossenes Herz, das sich

eher selbst durchbohrt hätte, als ein Iota seiner geheimen Wünsche zu verrathen.

Der vor dem nymphenburger Schloß haltende Wagen unterbrach sein nicht gerade angenehmes Nachdenken und wenige Minuten später befand er sich Fräulein Valeska gegenüber. Die kleine Dame lag auf einem Sopha hingestreckt, eine grünseidene Decke über sich gebreitet. Der Zorn hatte ihr liebliches Gesicht mit einer Todtenblässe übergossen, nur die blitzenden Augen kündeten, daß die Blässe ihrer Wangen eine vorübergehende Aeußerung ihres empörten Herzens war und keineswegs der Ausdruck geistiger oder auch körperlicher Schwäche. Sie beachtete tiefes Schweigen gegen den Eingetretenen, und dieser fand sich dadurch in eine Situation versetzt, welche ihm um so peinlicher war, als ihre stechenden Blicke fest auf ihm hafteten.

„So einsilbig heute, Herr Graf?“ fragte sie endlich spöttisch. „Die pikante Geschichte zwischen Sr. Durchlaucht und mir führt Sie wol her? O, ich weiß ja, wie gut Sie es mit mir meinen. Nun?“

„Allerdings, meine Gnädige, hat mich Das, was man sich erzählt, stark alterirt, und ich ...“

„Keine Lüge, Graf!“ rief Valeska, ihn heftig unterbrechend ... „Sie gehören nicht zu Denen, welche

von irgendetwas sich besonders alterirt fühlen. Als Sie hörten, Se. Durchlaucht habe mit mir gebrochen, combinirten Sie sogleich, was unter diesem neuen Verhältniß, das so plötzlich wie ein Dieb in der Nacht gekommen, zu thun sei, um für Ihr theures Ich davon zu profitiren. Ich kenne Sie, meinen Lehrmeister, zu gut, um mir selbst in dieser Beziehung den Vorwurf eines Irrthums zu machen. Was führt Sie zu mir her?"

„Ein Auftrag Sr. Durchlaucht an Sie, meine Gnädige."

„Nun, Se. Durchlaucht hat in Ihnen sich nicht geirrt. Sie besitzen das prächtigste Talent für Aufträge. Um das Organ eines Andern zu werden, braucht man kein Herz. Weiter."

„Meine Gnädige, ich finde den Ton, welchen Sie gegen mich anstimmen, etwas scharf, vielleicht sogar unpassend, besonders wenn man wie Sie das Misvergnügen hat, in einer Situation sich zu befinden, in welcher Freunde zu haben ein recht angenehmes Bewußtsein gibt", entgegnete Bernard, den die Manier Valeska's sehr widrig berührte.

„Möglich, mein Herr, wenn man einen solchen gegen Diejenigen anstimmt, die man als Freunde betrachtet, das ist aber von meiner Seite gegen Sie

nicht der Fall. Aber sagen Sie jetzt Das, was Se. Durchlaucht durch Sie mir zu wissen thun läßt. Ich bin wahrhaftig neugierig darauf."

Bernard entledigte sich der ihm vom Kurfürsten übertragenen Mahnung zur Ruhe an Valeska.

Sie gab eine Zeit lang kein Zeichen irgendeines Eindrucks, den diese Weisung auf sie gemacht hätte. Bernard wünschte sich der mehr als unangenehmen Lage zu entziehen, in der ihn diese Ruhe Valeska's als schroffer Contrast gegen ihre gewöhnliche Leidenschaftlichkeit versetzte. Ihr Zorn wäre ihm als natürlicher Ausdruck ihres Wesens lieber gewesen. Nach einigen Minuten Schweigen fragte er verbindlich:

„Darf ich, meine Gnädige, um eine Antwort bitten?"

Fräulein von Castel schien dadurch aus dem Nachdenken, in das sie sich nach Anhörung der kurfürstlichen Weisung versenkt hatte, erweckt zu werden. Sie warf die sie überbreitende Decke bei Seite und stand rasch vom Sopha auf.

„Was rathen Sie mir, Graf?" fragte sie, vor ihn hintretend.

„Nachgeben, den gerade obwaltenden Verhältnissen Rechnung tragen, sich fügen — ich weiß vorderhand keinen andern Rath. O, meine Gnädige, Sie haben

ja die Fäden einer Menge Combinationen für die Zukunft in den Händen, indem Sie Mutter eines Kindes Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht werden. Das ist ein unberechnenbarer Vortheil für Sie. Heute ein Spiel verloren, morgen, übermorgen zwei dafür gewonnen. Nicht Alle sind so günstig situirt, sich solcher Chance erfreuen zu können. Se. Kurfürstliche Durchlaucht hat glücklicherweise die Manie, seine Kinder zu lieben und . . ."

„Deren Mütter zu vergessen", fiel Valeska schnell ein. „Ja, ich weiß das. Se. Durchlaucht ist so gnädig, ihre Portraits aufzubewahren und — die Originale derselben fern von sich zu halten. Also auch ich soll unter diese gestürzten Größen aufgenommen werden, auch unter meinem Portrait soll unsichtbar das Wort «gewesen» stehen?"

Der Gedanke schien so gewaltsam auf sie einzuwirken, daß ein paar große Tropfen über ihre Wangen rollten.

„O, bitte, meine Gnädige, denken wir an kein solch trübes Bild. Bei Hofe ist es wie auf dem Meere. Am Vormittag tanzt das Schiff stolz auf den Wellen hin zur Freude der Seefahrer, der Abend bringt ein Sturmwetter, das es in den Abgrund zu begraben droht, und, dem entgangen, es mindestens in eine gänzlich falsche Richtung verschlagen ist."

„Graf“, hob Valeska nach einer Pause an . . . „daß ich jetzt dem Hofe ein Spott werde, danke ich Ihnen, und ich verfluche die Stunde, wo mich mein Unstern Ihnen zuführte.“

Bernard wollte einen Einwand dagegen erheben, allein sie rief ihm gebieterisch zu:

„Hören Sie mich an! ich habe ein wohlbegründetes Recht, dies von Ihnen zu verlangen. Wie ein nur erst aus dem rohen Stein herausgearbeitetes Bild kam ich hierher. Wäre ich unter die bildende Hand eines Rechtschaffenen gekommen, ich stände jetzt nicht voll Scham, die mir fast das Herz zersprengt, an einem Abgrund voll Unehre. Da ich verwildert in meiner Freiheit, so war es natürlich, daß alle die Auswüchse rohen Sinns an mir hafteten, aber gewiß hätten diese nicht nur Milderung gefunden, sondern sie wären auch verwischt, ich zu einer Andern umgewandelt worden, wenn Sie mich nicht Derjenigen entrissen hätten, welche einen so schönen und mich erhebenden Eindruck auf mich gemacht hatte, daß ich mich für Edles gestimmt fühlte. Gräfin Rahel Haslang wäre diese Bildnerin meines Herzens, meins unbändigen Sinns geworden, hätten Sie nicht mit schamloser Lüge diesem mich erhebenden, veredelnden Verhältniß mich zu entziehen gewußt.“

„Ich?“ rief Bernard . . . „es scheint Ihnen,

meine Gnädige, lieb geworden zu sein, sich in Irrthümern zu ergehen, Sie würden mir sonst nicht einen Vorwurf über Dinge machen, für die es keine Begründung gibt."

„Es gibt eine solche, Graf", rief Valeska ... „Die Tochter des östreichischen Legationssecretairs, Herrn von Schraut, hat mir, ehe sie vorm Jahr von hier nach Wien mit ihrem Gemahl reiste, entdeckt, daß Gräfin Rahel und selbst die Herzogin sehr betrübt darüber gewesen, daß ich mich so plötzlich von derselben zurückgezogen, denn die Comtesse hätte mich lieb gewonnen gehabt. Ja, Appollonia vertraute mir, daß sie auf Ihr Drängen mich von den gegen mich gerichteten Spöttereien bei der Kurfürstin unterrichtet habe. Ah, mein Herr, Sie combinirten damals ganz richtig, daß mein wilder Sinn, der so leicht zur Entrüstung getrieben wird, mich schnell zu einem Bruch mit Comtesse Rahel veranlassen würde. Ihre Rechnung war richtig und ich trug Haß und Rache gegen Die in meiner Seele, die mich liebte, wo Niemand mich liebte. So hatten Sie mich zu Ihrem Geschöpf gemacht, denn von nun an trat keine bessere Seele zu mir, mich der Schande zu entreißen, der ich, von Ihnen geleitet, in die offenen Arme eilte."

Bernard verbeugte sich mit einem schweigenden Lächeln. In diesem Schweigen lag eine Sicherheit, die nicht ohne imponirenden Eindruck auf Valeska blieb und sie unsicher machte.

„Soll dies Lächeln Ihre ganze Rechtfertigung sein?“ fragte sie pikirt.

„Wenn Sie, meine Gnädige, in demselben mein Bedauern für sich erblicken wollen, zum Gegenstand einer höchst unwürdigen Täuschung von Seiten Appollonia's gemacht worden zu sein, — ja.“

„Ach, Sie wollen sich aufs Trockene bringen, mein Herr, und glauben in der Abwesenheit Appollonia's dies leicht möglich machen zu können“, entgegnete Fräulein von Castel.

„Madame, erlauben Sie mir nur die Frage, welche sichere Bürgschaft haben Sie für Appollonia's Wahrheitsliebe? — Warum schweigen Sie? — Wird es Ihnen so schwer, von einer oder der andern zu sprechen? Ich glaube Ihnen das und beklage Sie aufrichtig, daß Sie sich von dieser schönen Schlange düpiren ließen. Ha, wie wird sie im Innersten ihrer Seele gelacht und sich gefreut haben, mich bei Ihnen anschwärzen zu können, und noch mehr, daß es so gute Wurzel bei Ihnen trieb. Da wir einmal so weit gekommen sind, uns von unsern Gewissensbissen zu

unterhalten, wobei Sie mir mit gutem Beispiel vorangingen, so will ich ebenso offen von einer meiner Thorheiten sprechen, die ein glücklicher Zufall rechtzeitig verhütete, mir aber dafür eine Feindschaft zuzog, die jetzt durch Ihren Mund einen Ausdruck fand. Meine Bekanntschaft im östreichischen Gesandtschaftshotel führte mich auch zu der Appollonia's, der Tochter des Gesandtschaftssecretairs. Ich wußte damals nicht, daß man die Schönheit dieser Dame für politische Zwecke ausbeutete, indeß ich erfuhr es später. Man hatte sie benutzt, um einen jungen Mann, Namens Stephi Andrä, zu ködern und ihn zum Verrath an seinem eigenen Vater zu treiben, indem er dafür mit ihrer Hand belohnt werden sollte. Der Unglückliche vollführte dies Verbrechen und sein Lohn war, daß man ihn schleunigst von hier entfernte und er, als er die östreichische Grenze betreten hatte, gefangen genommen und nach der ungarischen Festung Munkacz in den Kerker geschleppt wurde, um seine That für immer stumm zu machen. Ein Zufall machte mich zum Mitwisser dieses Geheimnisses und ich gab, um nicht auch gelegentlich durch Appollonia's Verstellungskunst einen ähnlichen Weg wandern zu müssen, mein intim-gewordenes Verhältniß zu ihr auf. Ihr Haß gegen mich ist also leicht erklärlich."

„Wie? das wäre wahr, was Sie von ihr erzählten?“

„Der Blitz des Himmels soll mich treffen, wenn eine Silbe davon erfunden ist!“ betheuerte Bernard feierlich.

Valeska wurde nachdenkend, sie ließ die Stirn in die hohle Hand sinken.

„Worüber sinnen Sie?“ fragte Jener.

„Worüber? daß dies Gesandtschaftshôtel viele böse Geister verbirgt, denn dort wurde ich gewarnt, bei dem Kurfürsten für Sie wegen einer Beförderung zu einer höhern Stellung zu sprechen, indem man mir vorstellte, daß —“

„Ach, also daher stammt diese Consequenz?“ rief Bernard . . . „wie künstlich man dort die Karten zu mischen versteht! nun, Madame, ich mache Ihnen keinen Fehler daraus, Sie hatten das Schicksal so Vieler, düpirt zu werden. Auch ich bin in demselben Fall. Man suchte Sie isolirt und mich in untergeordneter, abhängiger Stellung zu halten.“

„Ich erkannte wohl, daß man es nicht aufrichtig meinte, aber zu spät. Die Erfüllung meines Verlangens nämlich, daß der Kurfürst mir ein Eheversprechen gäbe, welchem nach ich ihm nach dem Tode seiner alten häßlichen Gemahlin an die linke Hand

getraut werden sollte, verhinderte Graf Lehrbach, ich weiß es bestimmt — der Kurfürst war dessen bereits willig, aber Lehrbach und der Hofpfarrer hintertrieben es und seit diesem Tage habe ich den Grafen zum Ziel des Gespötts bei jeder Gelegenheit zu machen gesucht. Vertrauend auf des Kurfürsten Gunst glaubte ich nie in dieser Bestrebung zu unterliegen und doch geschah es jetzt. Ha, welche Triumphe werden meine Feinde feiern! Ich möchte sterben vor Zorn."

Bernard suchte sie zu beruhigen. Dies war bei der heftigen Gemüthsweise Valeska's sehr schwer, Kummer und Zorn ergriffen sie mit derselben Leidenschaftlichkeit wie das Gefühl einer Freude.

„Ach, Graf, ich danke Ihnen nicht, daß Sie mich diese Laufbahn geführt haben. Was haben Sie aus mir gemacht!" rief sie aufwallend. „Ihre Lehren waren Gift für mich, indem sie mich mich selber vergessen ließen. Sie pflanzten den Ehrgeiz, den Uebermuth in meine Seele und verdarben sie, weil Sie mich die Tugend verspotten lehrten. Jetzt ist es zum Ende gekommen mit aller meiner Herrlichkeit, ich bin nichts weiter als die Maitresse des Kurfürsten, die er fortschickt, weil er ihrer satt ist. Könnte ich die ganze Welt fragen, welch ein Unterschied zwischen einer Gefallenen der untersten Stände und der Mai-

tresse eines Fürsten sei? ich würde sicher die Antwort erhalten: Die Letztere ist verabscheuungswürdiger, weil nicht zu entschuldigende Neigung, nur Herrsch- und Ehrsucht sie zu derselben gemacht haben."

Bernard beobachtete Schweigen; was hätte er auch diesem Ansbruch des bessern und von ihm absichtlich und allmälig verderbten sittlichen Gefühls bei ihr entgegensetzen können! Er betrachtete dergleichen als gelegentliche Eruptionen schwacher Naturen, die eben nur vereinzelt erscheinen und nicht von höherm Belang sind, als auf flackernde Irrlichter, die gleichfalls bald verschwinden. Und in der That genoß er das Vergnügen, sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht zu haben, denn Valeska fragte ihn, nachdem sie sich gefaßt hatte: Was sie in ihrer jetzigen Lage thun solle?

„Nichts, vorderhand den Umständen weichen, meine Gnädige, und die günstigere Gelegenheit abwarten. Ich wiederhole nochmals, daß Sie als Mutter eines Kindes Sr. Durchlaucht nicht ganz aus dem Felde geschlagen sind. Die Angelegenheit ist jetzt noch zu neu, um etwas Bestimmtes verabreden zu können. Nur Eins ist sicher. Zeigen Sie jetzt Ruhe und Ergebung, so erschweren Sie Ihren Feinden, das Herz des Kurfürsten gegen Sie zu stimmen. Ihre Feinde bestehen aber nicht allein in der Partei der Gräfin

Josephe von Törring-Seefeld oder den Bewohnern des östreichischen Gesandtschaftshôtels, sondern und vorzüglich in der Person des Grafen von Holnstein, des zukünftigen Schwiegersohns Sr. Durchlaucht, welcher diese Heirath nur in der Voraussicht schließt, ein Mann von Einfluß zu werden. Ein solcher kann Niemand neben sich dulden, der des Kurfürsten Herz besitzt. Eins geht aus dem andern hervor."

Diese Unterredung zwischen Fräulein von Castel und Bernard trug die vom Kurfürsten gewünschte Frucht: Valeska gab keinen Anlaß zu einem Eclat und diese Ergebung in ihr Geschick machte es dem durchlauchtigsten Herrn schwer, sie dem Grafen Lehrbach zum Opfer zu bringen. Indeß es mußte geschehen, der östreichische Gesandte, sonst so fügsam gegen alle Wünsche des Kurfürsten, bestand beharrlich darauf, daß Fräulein von Castel gänzlich aus München und dessen Umgebung entfernt werde. Vergebens waren die von dem Kurfürsten eingeleiteten Unterhandlungen von seiner Seite, die vielleicht weniger darum geschahen, um die Entfernung Valeska's zu verzögern, als sich nicht die Blöße zu geben, der Foderung Lehrbach's bereitwillig nachzukommen. Der Letztere erschien seit dem Tage, wo er das Misgeschick gehabt hatte, Gegenstand der Scherze der Favorite zu werden, nicht

bei Hofe, statt seiner besorgte der Gesandtschaftssekretair Schraut die laufenden Geschäfte und zwar durch Vermittelung des Cabinetssekretairs Herrn von Stengel, der das Vertrauen des Kurfürsten besaß. Eines Tages glaubte Herr Schraut, als er sich allein mit Herrn von Stengel befand, diesen ernsthaften alten Herrn ein wenig im Interesse der guten Sache, wie er das vom wiener Hofe beliebte Tauschproject Baierns gegen das neu zu schaffende Königreich Burgund nannte, bearbeiten zu müssen und redete von der zu höchst ungünstiger Zeit eingetretenen Mishelligkeit zwischen dem Kurfürsten und dem Gesandten, wodurch der Abschluß des Tauschprojects doch eine Verzögerung erleide.

„Wir brauchen Freunde, mein Theuerster, und zwar einflußreiche, wie Sie zum Beispiel, die Sr. Durchlaucht in geziemender Ehrfurcht Vorstellungen machen, auf welche Höchstderselbe hört und vertraut", sagte er. „Ach, ist es nicht lächerlich, wegen einer Maitresse so viele Umstände zu machen! fort mit ihr, man versorge sie, aber man erhebe derlei Zwistigkeit zu keiner wichtigen Angelegenheit. Das gute Einvernehmen zwischen den Staaten leidet darunter."

Der alte Kabinetssekretair entgegnete trocken: „Ich habe noch nicht gewußt, daß Sr. Excellenz, des Herrn Gesandten von Oestreich, Haarputz wichtig genug

ist, um das Einvernehmen der Staaten in Frage zu bringen."

„Ich sage das ja nicht, mein Theuerster; aber Sie werden mit mir einverstanden sein, daß die fragliche Dame nicht so viel aufwiegt, um irgendeine Störung — Sie verstehen, Herr Geheim-Secretarius, es ist odiös, ein Mehres darüber zu sprechen. Ich wollte nur andeuten, daß bei der projectirten Verschmelzung Baierns mit Oestreich die Sympathien und Eigenthümlichkeiten des bairischen Volks auch nicht im Geringsten benachtheiligt werden. Zwischen Oestreich und Baiern sind nachbarliche Beziehungen aller Art hervortretend, ich möchte sagen, es ist ein verwandtschaftlicher Zug den Völkern beider Lande eingeprägt, der sich in allen Klassen der Gesellschaft erkennen läßt."

„Jawohl, jawohl", stimmte Herr von Stengel bei. „Sogar in den beiderseitigen Bureaukratien spricht sich ein verwandtschaftlicher Zug stark aus. Die Beamten Oestreichs wie Baierns lieben es nicht, Oel an den Fingern zu haben."

Der Gesandtschaftssecretair wies sich frappirt durch diese Anspielung auf die in beiden Ländern so stark von der Beamtenwelt in Schwung gebrachte Bereicherungslust auf unerlaubte Weise, besonders da dieser

harmonirende verwandtschaftliche Zug gar nicht abzuleugnen war, indem die gemeinsten und gröbsten Betrügereien officiell nachgewiesen werden konnten, aber wo möglich vertuscht wurden, weil man bei näher eingehenden Untersuchungen Entdeckungen aller Art fürchten mußte. Indeß ein in der diplomatischen Kunst, des Gegners Aeußerung nie auf die Goldwage zu legen und hinter dem Wort immer einen andern Sinn zu suchen, so wohl eingeschulter Mann, wie Herr Schraut, ließ einem ihn unwillkürlich anwandelnden Aerger höchstens für die Dauer eines Moments Raum, dann saß er wieder fest im Sattel. Einem Gegner wie Herrn von Stengel gegenüber, den der Witz eines Hofjunkers als eine zufällig nach München verschwemmte Eispyramide aus den Nordpolregionen bezeichnet hatte, gehörte in Wahrheit auch ein in allen diplomatischen Equilibres gewandter Mann dazu, um denselben zu Irgendetwas zu vermögen, und der Gesandtschaftssecretair, welcher schon so manchen wunderbaren Faden angesponnen hatte, hielt es für eine Ehrensache, bei diesem Gegner zu einem Ziel zu gelangen. Diese Aufgabe war besonders dadurch erschwert, daß Herr von Stengel eine so gänzlich von allen Interessen, von denen die meisten Menschen sich bestimmen lassen und daher der Bestechlichkeit zugäng-

lich sind, unabhängige Stellung einnahm. Keine Gattin, kein Kind machten Anspruch auf seine Theilnahme, er stand isolirt in dem großen Treiben, der Tod hatte ihm die Herzen geraubt, welche ihn mit der Welt, wie sie ihn umgab, vereinten, und somit war er auch den Neigungen entfremdet, die in so vielfachen Ausstrahlungen sich im Leben kund geben. Eine Neigung bei ihm ausfindig zu machen, die sich in dieser Verwaisung von Beziehungen zu dem großen Ganzen noch lebensfähig erhalten, war daher schon ein außerordentlicher Vortheil für Den, welcher danach strebte, sich in den Besitz einer solchen Kenntniß zu bringen.

Eben diese isolirte Stellung war es auch, die Herrn von Stengel in den Augen seines durchlauchtigsten Gebieters einen besondern Werth verlieh. Der Kurfürst fühlte sich überzeugt, daß dieser Mann kein Sonderinteresse verfolgte, nie sein Ich in Anschlag brachte, da er für Niemand zu sorgen hatte, und der Hang zur Ironie, welchem Herr von Stengel sich hingegeben, seine Unzugänglichkeit machten ihn Demselben lieb, trotzdem zwischen Beiden eine wesentliche Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Neigung des Kurfürsten zu Oestreich bestand, indem Herr von Stengel offenbar dagegen war. Man wußte das im östreichischen Gesandtschaftshôtel recht gut, und da man bisher keinen

Kanal entdeckt hatte, den Geheim-Kabinetssecretair zu gewinnen, so erwies man ihm wenigstens jene besondere Aufmerksamkeit, wie man solche Allen erweist, welche man in irgendeiner Beziehung fürchten muß.

„Cher ami“, sagte Schraut vertraulich ... „Sie bringen da ein Thema in Anregung, das viel für und viel gegen sich hat und welches zu besprechen wol nicht in unsern Ressort gehört. Daß Sie nicht auf trockene Finger — ich mache Ihnen nachträglich mein Compliment über den gut gewählten noblen Ausdruck: Oel an den Fingern haben — also, daß Sie nicht auf trockene Finger angewiesen sind, macht die glückliche unabhängige Situation, in der Sie sich befinden. Ich möchte wohl wissen, womit man Sie gewinnen könnte, um Ihrer Freundschaft oder wenigstens Ihres Schweigens gegen Se. Kurfürstliche Durchlaucht über so Manches, was Ihnen zufällig als nicht ganz passend oder vortheilhaft in diplomatischer Hinsicht erscheint, gewiß zu werden.“

Herr von Stengel schien von dieser Aeußerung durchaus nicht beleidigt, da sie zu dem Tagselement gehörte, dem Jeder am kurfürstlichen Hofe huldigte. Das furchenreiche Gesicht des Mannes blieb unbeweglich, seine Blicke hefteten, Nachdenken andeutend, an der Wand. Es folgte eine Pause. Mit lauerndem

Auge beobachtete Schraut seinen Gegner, und die Vermuthung stieg in ihm auf, daß es doch Etwas gäbe, was bei dieser «Eispyramide» ein Schmelzen herbeiführen könne.

„Freundchen, über was denken Sie nach? lassen Sie mich's wissen, ich stehe Ihnen bei — oh, meine Ideen sind zuweilen recht praktisch — stehen mir auch mancherlei Wege zu Gebote, Dinge durchzusetzen, die für Andere unmöglich scheinen. Sie werden erkennen, daß wir Oestreicher recht brauchbare Freunde sind.“

„Ich weiß das schon“, entgegnete der Geheim-Kabinetssecretair . . . „an dieser brauchbaren Freundschaft ging der Zahlmeister der Herzogin Clemens, Andrä, zu Grunde. Sie waren ja seines Sohnes Freund und Ihre Tochter hielt den jungen Mann in einem Netz gefangen, das nichts als eine Täuschung war, denn jetzt ist sie ja mit einem Andern vermählt.“

Der Gesandtschaftssecretair fühlte sich sehr unangenehm durch diese Erinnerung berührt, zumal es den Anschein hatte, als habe Herr von Stengel eine gewisse Einsicht in diese Intrigue auf irgendeine unbekannte Weise erlangt. Indeß wäre es ein ungeheuerer faux pas gewesen, hätte er sich ein Zeichen von Bestürzung in diesem kritischen Moment, wo Stengel's graues Auge unverwandt auf ihm haftete, zu Schulden kommen lassen.

„Ich muß bitten, Hochverehrtester, die Sache beim rechten Namen zu nennen“, entgegnete er ... „die Freundschaft, die ich mit diesem jungen Manne pflog, gründete sich allerdings auf den Wunsch, ihn für unsere Pläne zu gewinnen — Sie sehen, ich bin sehr aufrichtig, daß ich einer Sache erwähne, die ich gar nicht zu berühren brauchte; aber ich wünsche bei Ihnen gerechtfertigt zu erscheinen, deshalb spreche ich davon. Meine Tochter Appollonia liebte den Stephi Andrä, es ist nichts Auffallendes in solcher Neigung zwischen jungen Personen; aber auffallend wäre es gewesen, wenn ich mich so leicht damit einverstanden erklärt hätte. Der junge Mann war ja noch nichts, um mir eine Verbindung zwischen meiner Tochter und ihm wünschenswerth zu machen. Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß eines Tags eine unangenehme Scene zwischen mir und dem Stephi Andrä bei Anwesenheit einer von mir eingeladenen Gesellschaft sich ereignete?“

„Man redete im Kabinet Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht davon“, antwortete Herr von Stengel.

„Wirklich?“ rief der Gesandtschaftssecretair mit sichtbarer Freude ... „o, das ist mir lieb, sehr lieb, es ist eine Bestätigung Dessen, was ich Ihnen erzähle. Der Ungestüm des jungen Mannes in seiner Leiden-

schaft zu meiner Tochter war von einer Art, die mich zu einer entschiedenen Entfernung desselben bestimmte, und daß meine Tochter dieselbe Ansicht hatte, mag daraus hervorgehen, daß sie ihn ihrer fernern Zuneigung unwürdig erachtete."

Herr Schraut redete von diesem Ereigniß in einer so offenen Weise, daß ein Anderer als Herr von Stengel unbedingt an die Wahrheit seiner Erzählung geglaubt haben würde.

Nach einem kurzen Sinnen trat der geheime Kabinetssecretair auf ihn zu und sprach: „Mein Herr, bewirken Sie die Freilassung des Zahlmeisters Andrä, auf welche Art dies auch geschehen kann, und ich verspreche Ihnen, nie gegen Se. Kurfürstliche Durchlaucht Oestreichs Pläne einer Kritik zu unterwerfen."

Herr Schraut beobachtete ein tiefes Schweigen, er wies sich von der Foderung ebenso wenig überrascht als daß er irgendein Zeichen von Ablehnung derselben kund gab. Dies nach Belieben zu deutende Resultat langen Studiums, sich in schwieriger Situation zu beherrschen, damit Niemand seine wahren Gedanken ahne, verschaffte ihm Zeit zur Wahl für sein Benehmen. Der ihm Gegenüberstehende mußte in Zweifel bleiben, was er von ihm zu erwarten habe und sich daher auch zu dem ersten Schritt, gleichsam zur An-

gabe des anzuschlagenden Tons gedrungen sehen. Bei Herrn von Stengel traf dies Calcul richtig ein.

„Mein Herr“, sagte dieser zu ihm ... „Sie kennen nun meine Foderung. Ich enthalte mich jedes Urtheils, ob Andrä schuldig sei, ob nicht; aber ich bin überzeugt — überzeugt, verstehen Sie? — daß ein abscheulicher Betrug dieser Angelegenheit zugrunde liegt.“

„Auch ich halte mich überzeugt, daß ein Bubenstück dabei obgewaltet hat“, stimmte Jener lebhaft bei. Wie? Sie selbst glauben das?“ fragte Herr von Stengel, von Staunen überwältigt.

„Sind wir allein, daß meine Worte nicht zu unrechtem Ohr dringen können?“ fragte Schraut.

„Ganz allein, ganz sicher“, antwortete Jener ... „sprechen Sie.“

„Ich hätte nicht geglaubt, mein Herr Secretarius, daß zwischen uns je eine Stunde kommen würde, wo wir uns zu einer vertraulichen Besprechung zusammenfänden“, hub Schraut an. „Mit Erstaunen erfuhr ich, daß der junge Stephi Andrä, den ich, wie bereits erwähnt, von meiner Tochter entfernt hatte, ein paar mal zu später Abendzeit beim damaligen Gesandten, Excellenz, Baron von Ried, Audienz gehabt habe. Das Warum? wurde mir bald klar, als von

Seiten unserer Gesandtschaft das Ansuchen an Kurfürstliche Regierung gestellt wurde, den mit seinem Vater München verlassenden Stephi Andrä anhalten zu lassen, indem derselbe in starkem Verdacht stehe, einige wichtige Dokumente der Gesandtschaft entwendet zu haben. Die Arretur erfolgte und das Resultat derselben wissen Sie. Es brachte dem Zahlmeister Zeit zum Nachdenken über die Wechselfälle des Lebens. Ich erkannte bald, wie die Angabe hinsichtlich der Dokumenten-Entwendung von Seiten Stephi's lediglich Vorwand gewesen, sich der Papiere seines Vaters zu bemächtigen. Der Sohn hatte seinen Vater verrathen. Nun, dem Stephi wurde der Weg zur Flucht aus Baiern ermöglicht und ihm zu Wien eine Anstellung gegeben. Glaubte er seine That entweder zu gering belohnt oder peinigten ihn Gewissensbisse, ich weiß das nicht, nur das ist mir bekannt, daß er von Seiten des wiener Hofs nach Munkacz geschickt wurde, weil er von Dingen redete, die nicht für die Oeffentlichkeit geschaffen sind und sogar zu Drohungen mit solcher Veröffentlichung sich hinreißen ließ. Der Zufall wollte es, daß einer meiner Studienfreunde Festungsprediger zu Munkacz ist, von ihm erfuhr ich neulich erst, daß Stephi Andrä als ein zerknirschter reuevoller Ischariot sich geberdet und sich im Raptus

zuweilen des Vatermordes zeiht. Hier haben Sie Alles, was ich von dieser Geschichte weiß. Es ist nun an Ihnen, mir den Weg anzugeben, auf welche Weise dem Andrä zur Freiheit zu verhelfen wäre."

„Den eigenen Vater verrathen!" sprach Herr von Stengel, die Hände wie in Abspannung faltend . . . „Diese That ist ein Pasquill auf alle Menschlichkeit. Nun, mein Herr Gesandtschaftssecretair, Sie sind glücklich genug situirt, um hier, meiner Foderung zufolge, einwirken zu können. Ich gestehe Ihnen, mir fehlt der Witz, Auswege aus solchem Labyrinth von Schlechtigkeiten zu finden. Arrangiren Sie die Sache nach Belieben. Ich verlange nur Andrä's Befreiung, nicht die seines Judas von Sohn. Thun Sie in dieser Angelegenheit Ihr Möglichstes. Ich gelobe Ihnen Schweigen."

Und Jener versprach die Freilassung Andrä's mit einer Voraussicht, aus der Herr von Stengel leicht erkannte, daß die Fäden dieser Intrigue in seiner Hand lagen und seine angebliche Unkenntniß der Letztern nur eine Unwahrheit sei. Der alte Geheimekabinetssecretair überließ sich einem langen und nicht sehr angenehmen Nachdenken. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß der gelegentliche Widerstand, welchen er den Sympathien seines Kurfürstlichen Herrn für Oestreich ent-

gegensetzte, ohne Wirkung bleibe. Den durchlauchtigsten Herrn fesselte die Aussicht, von Oestreich für seine Kinder die Reichsfürstenwürde zu erlangen, zu sehr, um der Stimme des Rechts sein Ohr zu leihen. Die Befreiung Andrä's aus der Oubliette von Rothenberg erwirken, war also wenigstens ein Vortheil, den er von seinem künftigen Schweigen zog.

Der geheime Kabinetssecretair blickte mit Ekel auf das Hoftreiben, wie es gleich den Wellen eines von umsetzenden Winden aufgewühlten Meers gegeneinander wogte, sich in der Tiefe wie auf der Höhe bekämpfte. In diesem Gewirr von Leidenschaften, die oft in abscheulicher Nacktheit vor Augen traten, fand Treue und Glauben an das Bessere im Menschen keinen Ankergrund. Nur ein Mann, für den die Anknüpfungspunkte in der Gesellschaft verloren gegangen waren, den keine Nothwendigkeit trieb, ein besonderes Interesse im Auge zu behalten, konnte unberührt von diesem sich unaufhörlich drängenden Chaos von eigennützigen Bestrebungen und gröbster Selbstliebe bleiben. Da Herr von Stengel diesen Standpunkt der Vereinsamung einnahm, so war auch sein Blick für die ihn umgebenden Hofzustände nicht getrübt, er sah Alles in dem Licht einer Nüchternheit, welche einen erschreckenden Eindruck nicht verfehlen konnte.

Die Parteien am Hofe standen einander schroff entgegen, jede bemühte sich den Kurfürsten für sich zu fesseln. Die der schönen Gräfin Josephe von Törring-Seefeld, welche bisher an dem meisterhaften Spiel von Intriguen, die ihren Quell im östreichischen Gesandtschaftshôtel fanden, gescheitert war, blieb nichts desto weniger auf dem Platz, um bei günstiger Gelegenheit sich der Situation zu bemächtigen. Diese antiöstreichische Partei, gesteift auf ihre hohen Adelsverbindungen, auf den Kern der bairischen Ritterschaft, in der die Erinnerungen an den von Maria Theresia dem Kurfürsten Karl Albrecht entrissenen Kaiserthron fortlebten, besaß eine unvergleichliche Ausdauer. Sie hüllte sich in die Erlauchtheit ihres Rangs und genoß wenigstens das Vergnügen, sich gefürchtet zu sehen. Der Parteienkampf drehte sich unmittelbar um des Kurfürsten Gunst in Bezug auf weibliche Schönheit und Anmuth. In der Person des Fräulein von Castel hatte das östreichische Gesandtschaftshôtel eine Siegerin auf den Kampfplatz gestellt, welche in Wirklichkeit eine vollkommen andere und für einen durch Genuß abgestumpften Herrn wie der Kurfürst, besonders anziehende Erscheinung war. Das Ungewöhnte hatte ihm imponirt, es war ihm neu an Frauen. Der naturwüchsige Charakter dieser Favorite, die ohne

Heuchelei sich gab, wie sie war, mit allen ihren tollen Launen und nicht selten verletzenden unweiblichen Muthwillenäußerungen, machte sie dem durchlauchtigsten Herrn pikant und wunderbarer Weise fand auch der alte geheime Kabinetssecretair sich von dieser seltenen Erscheinung angezogen. Der Contrast, den Fräulein von Castel in ihrem Wesen gegen die wohleingeschulten Hofmenschen an den Tag stellte, war die einzige Wahrheit am münchener Hofe. Ein Stück wildes Leben war plötzlich wie vom Himmel geschneit mit dem Fräulein in das Hofleben gefallen, man war überrascht; aber Valeska trug den Sieg davon, ihr Beschützer, der Kurfürst, hielt sie durch seine Gunst sicher vor allen Intriguen, und die östreichische Partei unterstützte sie.

So wild und anmaßend in ihren Launen sich Fräulein von Castel auch gegen die Hofgesellschaft benahm, so hatte sich doch zwischen ihr und dem Geheim-Kabinetssecretair ein gutes Verhältniß herausgestellt. Der alte stille Mann litt nie durch ihren Muthwillen, sie machte einen offenbaren Unterschied zwischen ihm und Andern.

„Sie haben viel Aehnlichkeit mit meinem seligen Vater", hatte sie eines Tags zu ihm gesagt . . . „ich könnte Ihnen nie ein Leid anthun."

Die wenigen Worte hatten Herrn von Stengel für sie gewonnen, sie zeugten von einem tiefen kindlichen Gefühl, und die Erinnerungen des kinderlosen Mannes, zu dessen Herzen einst auch eine Tochter mit solchem wohlthuenden Ausdruck geredet, trugen sich in eine Zugeneigtheit für Fräulein von Castel über. Es schmerzte ihn, dies wilde, leicht beschwingte und mit schöner natürlicher Empfindung für Innigkeit des Herzens begabte weibliche Wesen in einem Taumel von Lüsten untergehen zu sehen, ohne daß er warnend demselben zur Seite treten konnte. Es entging ihm nicht, welchen Einfluß Graf Bernard Chamisso, der Satellit der östreichischen Gesandtschaft, auf sie übte, und er empfand gegen diesen Cavalier, der sich solcher unedler Mittel bediente, um sich empor zu schwingen, eine gründliche Verachtung, die sich allerdings nur in gelegentlichen Aeußerungen, dem Kurfürsten gegenüber, kund gaben, aber da sie später mit den Wünschen Valeska's, Bernard in seiner bisherigen Stellung zu lassen, zusammentrafen, von Wirkung waren. Der still beobachtende Kabinetssecretair übersah ebenso wenig, daß sich die Verbindung zwischen dem östreichischen Gesandtschaftshôtel und Fräulein von Castel zu lockern begann, aber er glaubte an keinen so schnellen Bruch dieses Verhältnisses. Dies Ereigniß überraschte ihn

wie den ganzen Hof, und Herr von Stengel war fest überzeugt, daß die glänzende Carrière Valeska's beendet sei.

Die Ehre des östreichischen Gesandten war zu sehr bei diesem Vorfall engagirt, um sich nachgiebig zeigen zu können. Der Kurfürst konnte nicht ohne einen schlimmern Eclat zu veranlassen der Foderung des Gesandten, das Fräulein vom Hofe zu entfernen, widerstehen, da der Kaiser jedenfalls nicht gleichgültig dabei blieb, seinen Bevollmächtigten dem Muthwillen einer kurfürstlichen Favorite ausgesetzt zu wissen. Es handelte sich von Seite des durchlauchtigsten Herrn nur um die geschickte Art und Weise, dem Verlangen des Grafen Lehrbach, hinter welchem noch scheinbar unberührt von dem seinem Gesandten widerfahrenen Affront der Kaiser stand, zu entsprechen, ohne daß dies Letztere den Anschein eines Zwangs hatte. Voraus zu sehen war mit Gewißheit, daß Valeska als Opfer dieses Vorgangs fallen mußte. Ihre Ruhe und Ergebung in den kurfürstlichen Befehl gab allerdings Gelegenheit zur Verwunderung, da diese Eigenschaften mit ihrem Charakter, den der Hof seit Jahren zur Genüge erfahren, im directesten Widerspruch standen. Ob sie dadurch ein Ziel verfolgen, des Kurfürsten Herz fesseln wolle oder irgendein Geheimniß sich hinter

dieser ungewöhnlichen Sanftmuth des Fräulein von Castel, vielleicht eine geheime Weisung ihres durchlauchtigen Beschützers, verberge, wer konnte dies mit Bestimmtheit entscheiden?

Der jedesmalige Wechsel der Favorite brachte wie an allen Höfen natürlich auch am münchener eine große Veränderung in der Parteienstellung hervor. Man konnte mit Recht auf dies Fallen und Steigen das alte französische Loosungswort «le roi est mort; vive le roi!» in Anwendung bringen. Die neue Favorite begründete auch eine neue Herrschaft, während die Freunde und Creaturen der Gestürzten nicht selten das Ziel des Spotts und der Verfolgung wurden, wie sie in den Tagen ihres Regiments der Gegenstand heimlichen Hasses gewesen waren. Aus dem entschiedenen Verlangen des östreichischen Gesandten hinsichtlich der Entfernung Valeska's ließ sich die Vermuthung schöpfen, daß man darüber bereits im Klaren sei, welche Dame die Nachfolgerin derselben werden würde, und der Hof sah dem Aufgang dieses neuen Sterns mit Spannung entgegen, umsomehr als derselbe die eingetretene Spannung zwischen dem Kurfürsten und dem östreichischen Gesandten, welche doch einigen Einfluß auf die abzu-

wickelnde Politik zwischen beiden Höfen übte, lösen und zugleich der allverhaßten Valeska Schenk von Castel für immer den Todesstoß geben sollte.

Im östreichischen Gesandtschaftshôtel war man nicht ohne Besorgniß über den herbeizuführenden günstigen Schluß dieses Intermezzos, von dem man eine schnellere und den gehegten Erwartungen eine entsprechendere Wendung gehofft hatte. Graf Lehrbach genoß das unangenehme Bewußtsein eines sonst guten Rechenmeisters, der sich für unfehlbar im Gebiet der Arithmetik gehalten und zur Erkenntniß gekommen, wie das Facit seines Exempels ein falsches gewesen. Er hatte die Ergebung des Kurfürsten für Oestreich als stärker betrachtet, und auf diese gestützt, vermeinte er sich in eine drohende Stellung dem Durchlauchtigsten Herrn gegenüber setzen und mit Einem Schlag die Beziehungen des Fräulein von Castel zu ihm vernichten zu können. Dieser Fehlschlag verursachte ihm viel Aerger, zumal der Fürst Kaunitz, dem er von dem unangenehmen Vorfall Bericht erstattet, ihm die Weisung hatte zugehen lassen, diese läppische Angelegenheit wo möglich mit Ehre zu ordnen, daß die nun fast zum günstigen Abschluß gediehenen Verhandlungen wegen des Tauschprojects zwischen dem wiener und münchener Hofe keinen Stoß erlitten, denn in Berlin sei Einer

auf steter Wache, sein Veto einzulegen, wo es eine östreichische Arrondirungssache beträfe.

Graf Lehrbach sah sich in eine Verwirrung versetzt, deren Lösung ihn ausschließlich beschäftigte. Man mußte alle Register ziehen, um möglicher Weise widrigen Vorkommnissen vorzubeugen. Zu diesem Zweck hatte man auch den Beichtvater des Kurfürsten ins Spiel gezogen, da man überzeugt war, daß dieser geistliche Herr, wenn auch stark unzufrieden mit den das geistliche Regiment in den östreichischen Staaten betreffenden Maßregeln Kaiser Joseph's II., doch gut östreichisch gesinnt war, indem die geistliche Klugheit sich auf die Gewißheit stützte, daß ein Menschenleben nicht ewig dauere und selbst des längsten Menschenlebens Werke leicht zum Verfall zu bringen wären. Man hegte schon damals die frohe Hoffnung, daß des rastlosen unermüdlichen Kaisers Leben unter den Anstrengungen, die er sich selbst auferlegt, brechen werde; von seinen Nachfolgern war man überzeugt, daß sie der Kirche nicht hindernd in den Weg treten würden. Man betrachtete demnach das Leben des Kaisers wie eine Nebelwolke, die zufällig über das gesegnete Kanaan hinzog.

Graf Lehrbach, der hochwürdige Beichtvater, Pater Frank, und der Gesandtschaftssecretair saßen zusammen

an einem Abend, um über das wichtige Kapitel, die gestörten Beziehungen zwischen dem Kurfürsten und dem Gesandten auf irgendeine gute Manier wieder herzustellen, sich zu besprechen.

„Es ist erschrecklich, daß Se. Durchlaucht nicht von dieser Schwäche lassen kann!“ rief der Pater, da Graf Lehrbach darauf hingedeutet hatte, wie verderblich die Favoritenwirthschaft auf Alles, was den Hof und dessen auswärtige Beziehungen betreffe, einwirke. „Ein so guter Katholik, der es sich zur schweren Sünde anrechnen würde, an einem Fasttage Fleisch zu genießen, ist den Verlockungen des bösen Feindes so sehr unterthan, daß sich davon los zu machen, Höchstdemselben ganz unmöglich fällt. Es ist eine schlimme, beweinenswerthe Verblendung des Durchlauchtigsten Herrn — ein trauriges Beispiel, das leider nicht zu ändern steht. Ich kenne nur Ein Mittel, ihn auf andere Gedanken zu bringen.“

„Sprechen Ew. Hochwürden es aus“, bat der Graf.

„Man muß Se. Durchlaucht beschäftigen.“

Eine Pause folgte. Der hochwürdige Herr hatte in der That ein Mittel genannt, das sich in vielen tausend Fällen als probat erwiesen hatte; hier freilich war die Frage, welche Beschäftigung so einflußreich

auf den Kurfürsten einwirken könne, um denselben seinen Hang zu weiblichen Schönheiten vergessen zu machen.

„Sie erstaunen?“ fragte der Pater Beichtvater nach einer Weile.

„Erstaunen? nein, Hochwürden, ich bin nur ungewiß, wie eine solche Beschäftigung für Se. Durchlaucht zu finden sein dürfte?“ entgegnete Graf Lehrbach. „Höchstderselbe beschäftigen sich bereits vollauf mit Ihren Malern, Bildhauern, Baumeistern und dergleichen Künstlern in Fülle; ich wüßte nicht, welche Neigung noch in Anspruch zu nehmen wäre.“

„Der Religionseifer“, entschied der Beichtvater mit Ueberzeugung. „Als Se. Durchlaucht noch als Kurfürst von der Pfalz zu Manheim residirten, bewiesen Sie, wie sehr Ihnen die Unterdrückung aller Ketzerei am Herzen läge, und wir hatten die Freude, Tausende solchen ketzerischen Gesindels aus dem Lande ziehen zu sehen. Freilich moquirte man sich in dem übrigen Deutschland darüber, ein übel berüchtigtes Subject, ein göttinger Professor, Namens Schlözer, erfrechte sich sogar, in seinem sogenannten «Staatsanzeiger» sehr spöttisch zu bemerken, «daß aus keinem Lande der Welt nach Verhältniß mehr Menschen auswanderten, als aus Deutschlands Paradies, der Pfalz».

Was that uns der Stich dieser Hornisse? wir hatten das Bewußtsein, die schöne Pfalz von der Ketzerei purificirt zu haben. Beschäftige man Se. Durchlaucht wieder auf diese Art."

„Hochwürdiger, Baiern hat so wenig Protestanten, daß es wahrhaft nicht der Mühe lohnt, einen solchen Plan aufzunehmen", entgegnete Strauch.

„Der Herr Secretarius mögen in politicis recht zu Hause sein, aber was Ketzerei betrifft, muß ich Hochdenselben zurechtweisen", versetzte der geistliche Herr. „Ist Baiern nicht die Heimat einer Gesellschaft, die, ich möchte fast sagen, noch ärgere Ketzerei treibt als die Lutherischen oder Calvinischen? Ich meine den Geheimbund der Illuminaten. Herr, das ist ein Kapitel mit so viel Text, daß es nicht in einem Jahr durchgemacht ist. Wie vom Wind in alle Richtungen von einem großen Haufen Samenkörner verweht, greifen die Sendlinge dieser verderblichen geheimen Brüderschaft, die auf die Freimaurerei gepfropft ist, überall Platz, nicht unter dem armen gemeinen Volk, sondern in den bemittelten und lassen Sie mich sagen, sogar in den ausgezeichneten und hohen Kreisen. Das ist wohl zu beachten, und es käme nur darauf an, Se. Durchlaucht zu einer Sichtung dieses Unkrauts zu vermögen, indem man Höchstdenselben auf die Gefähr-

lichkeit dieser Gesellschaft aufmerksam macht. Das «Wie dies zu bewerkstelligen?» würde Ihre Aufgabe sein. Im Voraus versichere ich Sie meiner eifrigsten Unterstützung."

„Nun, Hochwürden, wir sind glücklicherweise im Besitz eines Subjects, welches Illuminat ist, und zwar den Brüderschaftsregeln nach Meister", antwortete der Gesandtschaftssecretair. „Er ist ein sehr brauchbarer Mensch, der Geheimreferendar von Lippert, Hochwürden kennen ihn vielleicht?"

„O Jesus Christus, dieser gute Christ ist Illuminat!" rief der Pater Beichtvater erstaunt.

„Hochwürden befinden sich im Irrthum, Lippert wurde Illuminat, weil wir es für nöthig fanden, Kenntniß von Dem zu nehmen, was in solchen geheimen Verbrüderungen vorgeht. Er lacht und spottet über den Mummenschanz, den man allda treibt."

„Wie mich das erschreckt hatte!" sprach Pater Frank, wie von einer schweren Last befreit, tief Athem schöpfend. „Also nur zum Schein ist er Illuminat? nun, nun, ich will das nicht tadeln, man muß das Böse zuweilen aufsuchen, sonst lernt man es nicht kennen und kann keine Vorkehrungen dagegen treffen; aber es ist immer ein gefährliches Wagstück für einen

guten Katholiken, sich in solche Verbrüderungen einzulassen."

„Wenn Ew. Hochwürden Belieben tragen, die Grundzüge dieses geheimen Ordens näher kennen zu lernen, so wird es dem Geheimreferendar von Lippert gewiß großes Vergnügen gewähren, Ihnen Näheres über diese Gesellschaft und ihre Statuten zu berichten. Vielleicht wäre es dabei möglich, daß wir einen Plan dadurch ausfindig machten, Se. Durchlaucht dem gnädigsten Herrn Kurfürsten eine Zerstreuung zu bereiten, welche, wie Ew. Hochwürden vorhin bemerkten, von guter Wirkung sein dürften. Lippert erwartet mich in meinem Bureau und ich rufe ihn hierher." Mit diesen Worten verließ der Gesandtschaftssecretair das Zimmer.

Nach dem Weggange Schraut's trat eine Pause ein. Im Nebenzimmer raschelte etwas als ob Jemand ermüdet vom Stehen einen Fuß an sich zöge oder demselben eine andere Stellung gäbe.

„Sind wir nicht allein, Herr Graf?" fragte der Pater Peichtvater.

„Ganz allein, Hochwürden", versicherte der Gefragte, nach dem Nebenzimmer gehend, in das er einen raschen prüfenden Blick warf ... „ganz allein. Es wird ein wenig Kalk oder Anwurf gewesen sein, der

sich abgelöst und hinter der Tapete herabgerutscht ist, nicht der Rede werth." Nach einigen Augenblicken Pause fuhr der Gesandte fort zu sprechen: „Se. Kurfürstliche Durchlaucht will Höchstdero älteste Tochter, Comtesse von Bretzenheim, an den Herrn Grafen von Holnstein vermählen. Was halten Ew. Hochwürden von dieser Mariage in Bezug auf den genannten Herrn Grafen?"

„Hm, finde die Partie gut. Graf Holnstein ist ein ganz aimabler Herr, recht erfreuliche Gesinnungen für die Kirche — und denke auch, er wird dieselben Gesinnungen hinsichtlich anderer Verhältnisse, ich meine die Politica, haben. Glaube ihn als recht gut östreichisch gesinnt."

„Bis jetzt, Hochwürden, ja, wenn nicht sein Nähertreten zu Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht vielleicht andere Ansichten bei ihm erweckt. Man kann da nichts mit Bestimmtheit voraussagen, die Wendungen kommen oft wunderbar. Eins ist aber gewiß: — Graf Holnstein hat dasselbe Interesse wie wir, Se. Kurfürstliche Durchlaucht um jeden Preis von dem kleinen boshaften Teufel, dem Fräulein von Castel, zu entfernen, dieser Dame jedmöglichen Einfluß auf den durchlauchtigen Herrn abzuschneiden, überhaupt vorzubeugen, daß

nicht so leicht wieder der Fall eintritt, daß eine andere Sirene ..."

„Verstehe — werde auch das Meine beitragen, dem Herrn Grafen dies ans Herz zu legen. Ach, mein lieber Herr Graf, in dieser Angelegenheit haben wir keine Schwierigkeiten zu befürchten, der künftige kurfürstliche Schwiegersohn muß seiner selbst willen dergleichen Einflüssen den Weg vertreten. Ich fürchte nur, daß eine andere Person, die wegen ihres Rangs und nahen Verwandtschaft mit Sr. Durchlaucht nicht so leicht zu bekämpfen ist, die Frau Herzogin Clemens, eben keine Freundin Oestreichs, wie sich aus vergangener Zeit unwiderleglich herausgestellt hat, Profit von dieser jetzigen Verwirrung am Hofe und von der nicht sehr erfreulichen Stimmung ihres durchlauchtigen Herrn Schwagers ziehen und durch verschiedene kluge Manövres die nun bald zum Abschluß gediehenen Verhandlungen zwischen dem wiener und hiesigen Hofe durchkreuzen könne. Klugheit und Energie ist dieser alten Durchlaucht nicht abzusprechen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie jetzt in der Sache gar nicht so unthätig ist als wie es den Anschein hat. Man hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut, die Correspondenz zwischen der preußischen Majestät" ... der Hochwürdige schalt ein: „Ein recht schlimmer Wider-

sacher unserer heiligen römischen Kirche, dieser preußische König, dessen Königthum in Nichts den andern Königreichen ebenbürtig ist, denn keine gesalbte Hand hat dem ersten Preußenkönig die Krone aufs Haupt gesetzt", und fuhr dann in seiner unterbrochenen Rede fort: „also die Correspondenz zwischen dieser protestantischen Majestät und der Frau Herzogin soll neuerdings in Flor gekommen sein."

Der Gesandte ging mit lebhaften und unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile sagte er stehen bleibend:

„Ew. Hochwürden bringen mich auf eine Idee. — Wenn man eine Einsicht in diese Correspondenz gewinnen könnte! vielleicht würden sich dann manche uns für jetzt noch dunkle Verhältnisse erläutern. Se. Majestät Kaiser Joseph II. hat bisher vergeblich Anerbietungen an Herzog Karl von Zweibrücken und dessen Bruder, Maximilian von Birkenfeld, für deren Verzicht auf Baiern machen lassen. Denken sich Ew. Hochwürden eine Million Gulden für den Herzog und eine halbe für dessen Bruder hat nicht gezogen, ohne weiters haben Beide abgelehnt. Die durchlauchtigen Herren müssen sich nothwendig auf irgendeine Hülfe stützen. Welch andere kann es sein als die preußische? Alle Erkundigungen nach diesem geheimnißvollen Bei-

stand sind fruchtlos geblieben. Selbst Prinz Christian von Waldeck, sozusagen ein Intimus von Herzog Karl und nebenbei ein guter Freund Oestreichs, hat trotz allen Spähens nichts über dies Geheimniß erforschen können, und das ist stark. Durch die Luft sind keine Correspondenzen zu führen, demnach hat man die Sache schlau eingefädelt, und es wäre ein Haupttreffer, wenn wir hinter dies Geheimniß gelangten. Eine Möglichkeit dazu wäre vorhanden, sobald man eine Einsicht in den Briefwechsel der Frau Herzogin mit dem Preußenkönig gewänne. Aber wie Das? — Wie?"

Der Sprechende begann aufs Neue seine lebhafte Promenade durchs Zimmer, dann sagte der kurfürstliche Beichtvater:

„Nun, mein lieber Herr Graf, ich sage Ihnen, wenn Sie solch eine Art und Weise ausfindig machen, hinter dieses Geheimniß zu kommen, meinen vollen Beistand zu, insofern derselbe Ihnen nützlich und der Sache förderlich erscheint."

„Hochwürdiger Herr, im Voraus glaube ich im Recht zu sein, wenn ich Ihnen zum Empfang der erzbischöflichen Würde oder zu einem neu zu gründenden Cardinalat von Baiern Glück wünsche. Se. Majestät Kaiser Joseph II. weiß die Männer, die in seinem Interesse thätig sind, zu belohnen."

Die nahenden Schritte des Gesandtschaftssecretairs mit einem ihn Begleitenden, hielten den jedenfalls im Gewand christlicher Demuth erfolgenden Ausdruck des geistlichen Stolzes, von welchem der Pater ein bedeutendes Theil sein Eigenthum nannte, zurück. Schraut trat mit dem Geheimreferendar von Lippert ein und die bisherige Scene gewann eine Wendung durch die Mittheilung, welche der Letztgenannte über den geheimen Orden der Illuminaten machte. Der Edle von Lippert sprach ziemlich fließend und schnell, ohne jedoch die Verständlichkeit seines Berichts dadurch zu beeinträchtigen. Er entwarf ein vollständiges Bild vom Illuminatenorden, seinen Zwecken und seinen Einrichtungen. Nachdem er berichtet hatte, daß der Jesuitenorden, nur verschieden durch den vorgesteckten Zweck, die Denkfreiheit in Banden zu schlagen, während der Illuminatismus das Ziel erstreben wolle, Aufklärung und Freiheit über alle Länder zu verbreiten, hinsichtlich seiner Einrichtung zum Muster für den letztgenannten Bund gedient habe, fuhr er fort zu referiren:

„Der Illuminatenorden zerfällt in drei Classen. Die erste bildet die Pflanzschule, die zweite ist nichts als die Freimaurerei mit ihrem Logenwesen, die dritte und höchste Klasse sind die Mysterien. In der ersten

oder der Pflanzschule ist das Novizenthum der unterste Grad, der Novize steigt dann zum Minervalis, von diesem Grad zu dem eines gering Erleuchteten oder Illuminatus minor, und endlich zu dem eines Magistrat. Die zweite Classe oder die Freimaurerei hatte nur zwei Grade, den Illuminatus major oder Schottischen Novizen und den Illuminatus dirigens oder Schottischen Ritter. In der dritten und höchsten Classe, den Mysterien, gibt es abermals vier Grade. In den Kleinen Mysterien ist der erste Grad der Presbyter- oder Priestergrad, der zweite der Princeps- oder Regentengrad. In den Großen Mysterien — die hochedlen Herren erlauben mir die Bemerkung einzuweben, daß ich noch nicht in dies Allerheiligste eingedrungen und nur das schmeichelhafte Bewußtsein habe, Illuminatus dirigens oder Schottischer Ritter zu sein, aber durch Zufall zur Kenntniß der höhern Würden gelangt bin", schalt der Edle von Lippert in humoristischer Weise ein und fuhr dann in seinem Referate fort: „In den Großen Mysterien, die die Krone aller Illuminatenwürden sind, deren Träger die Wahrheit ohne Schleier sehen, ist der Magus der erste, der Rex oder Basileus der zweite Grad."

„Stärke der allbarmherzige Gott Jeden, daß er nicht in die Fesseln solchen Unsinns verfalle!" rief

der Hochwürdige mit Emphase . . . „aber sprechen Sie weiter, Herr Referendar.“

„Wie Hochwürden befehlen. Das Ordenszeichen ist das Andreaskreuz und das Meisterwort heißt: «Mac Benac, sie haben den Sohn erschlagen, das ist, dein Augenmerk sei die große von Jesu begonnene, aber noch nicht beendigte Revolution.»“

„Revolution? da haben wir es! diese Ungeheuer, diese Phantasten nennen Christi Religion eine Revolution! Abscheulich! Abscheulich! Oh, man muß diese Viperbrut, dieses gottesschänderische Gezücht vertilgen auf jegliche Art und Weise. Ich will nicht der Letzte in dieser heiligen Mission sein“, eiferte der Pater Beichtvater.

Graf Lehrbach bat ihn, sich in seinem allerdings gerechtfertigten heiligen Zorn so lange zu beruhigen, bis der Geheimreferendar mit seiner Schilderung zu Ende sei, und der Hochwürdige versprach es, obwol, wie er sagte, einem echten guten Katholiken die Kunde solcher Schändlichkeiten das Herz abdrücken müsse.

Lippert erzählte weiter: „Derjenige, welcher die höchste Ordenswürde, den Grad eines Königs bekleidet, bleibt den Brüdern der untern beiden Classen unsichtbar. Niemand kennt ihn, obwol er nicht unthätig ist

und schriftliche «Erinnerungen» an die Mitglieder des Bundes von ihm erfolgen, welche Billets die Unterschrift: «Basileus» und die Buchstaben Q. L. (quibus licet) tragen. Da blinder Gehorsam die Hauptregel des Ordens ist, so hat jeder Illuminat die Verpflichtung, allmonatlich eine treue und vollkommene Beichte schriftlich abzulegen, von Allem was sie beobachtet oder selbst gethan haben. Jeder Befehl mit «Basileus» unterzeichnet, müsse von Dem, an den er ergangen, ohne Murren und Weigerung vollzogen werden."

„Auch das heilige Sacrament der Beichte gebrauchen diese Gottesschänder!" rief der Hofpfarrer in Ekstase ... „oh, das übersteigt den Aberwitz der Gottlosigkeit. Es ist eine Entheiligung, eine wahrhafte Schandthat an Gott selbst."

„Kennen sich die Brüder Illuminaten unter einander?" fragte der Gesandte. Der Geheimreferendar bejahte die Frage und zählte eine Menge Namen von in München lebenden Männern auf.

„Halt da! Halt da!" rief Graf Lehrbach ... „Sie nannten soeben den Namen des Secretairs der Herzogin Clemens, den Joseph Utzschneider, wenn ich recht gehört habe?"

„So ist es, Ew. Excellenz."

„Eine Idee kommt mir, eine kostbare Idee, deren

Ausführung nur auf Ein Hinderniß stößt. Wenn es möglich wäre, mittels eines täuschend nachgeahmten Billets, mit Basileus unterzeichnet, den Utzschneider zur Auslieferung der Correspondenz zwischen seiner Herrin und dem König von Preußen aufzufodern!"

„Ich sehe keine Schwierigkeit in diesem Versuch", entgegnete Lippert. „Ich selbst besitze mehre solche Billets, die die Ordensbrüder «Reprochenzettel» nennen, weil sie, wenn nicht besondere Ursachen vorwalten, nur erst nach den abgelegten monatlichen Beichten der Brüder erfolgen und Anweisungen, auch oft Vorwürfe enthalten, Mahnungen an eine Veränderung der gewöhnlichen Handlungsweise."

„Dann gelingt mein Plan!" rief Graf Lehrbach. „Geheimreferendar, ich kenne Ihr Talent, Schriften nachzuahmen. Lassen Sie ein solches Billet mit Basileus gezeichnet an Utzschneider gelangen, fodern Sie ihn auf, die erwähnten Correspondenzen seiner Gebieterin zu einem bestimmten Tage an eine Person, die unser Vertrauen besitzt, auszuliefern. Wir gelangen somit zur Kenntniß dieser Briefgeheimnisse, mit denen wir dann den Kurfürsten Durchlaucht bekannt machen. Wir erringen zwei Zwecke dadurch zugleich. Se. Durchlaucht und wir sind im Besitz der Kenntniß der Maß-

nahmen unserer Gegner, und was die «Erleuchteten» betrifft, so werden die vom Kurfürsten befohlenen Anordnungen, eine Gesellschaft von Leuten aufzuheben, deren Macht sich soweit erstreckt, daß sie selbst über die verschwiegensten Dinge gebieten und zu deren Herren sich zu machen wissen, auch allen Anfoderungen der Kirche entsprechen."

„Das war ein Gedanke, den der heilige Geist Ew. Excellenz eingegeben hat!" stimmte der Pater Beichtvater freudig bei ... „was an mir ist, will ich als treuer Diener der Kirche redlich beitragen. Nicht Se. Durchlaucht allein sollen gegen diese Rotte Korah einschreiten, auch das Volk."

Nun wurde das geheime Unternehmen ausführlich besprochen und der Hofpfarrer nannte voll Salbung den Verräther Lippert einen vom Himmel erweckten Gideon, der schon hier auf Erden des reichsten Lohns sich würdig mache. Ein halbes Stündchen später war diese Zusammenkunft beendet und Graf Lehrbach begleitete seinen hochwürdigen Freund und Beistand bis an die Treppe, der Gesandtschaftssecretair und der Edle von Lippert folgten. Letztere Beide begaben sich in das Gesandtschaftsbureau, um Alles, was in Betreff der Unternehmung, die nach den Pla-

nen der Verbündeten den Kurfürsten zerstreuen sollte, noch zu thun war, endgültig zu erwägen.

Im Nebenzimmer des Gemachs, wo die Besprechung unter den vier Personen stattgefunden hatte, ließ sich jetzt wieder Geräusch hören. Der Hofkriegsrath Graf Bernard Chamisso entfernte sich, mit den Localitäten des Hauses durch seine öftern Besuche daselbst genugsam vertraut, flüchtigen Schritts, die Kenntniß eines Geheimnisses mitnehmend, das zu gebrauchen war und zu der ihm ein günstiger Augenblick verholfen, ohne daß er, der Ahnungslose, nur mit der Spur eines Gedankens darnach gestrebt hatte.

Seine öftern Besuche im Gesandtschaftshôtel, sein vertrauter Verkehr mit dem Gesandten und dem Gesandtschaftssecretair hatten ihn den Lakaien so bekannt gemacht, daß es Keinem derselben einfiel, ihn durch irgendeine Frage, wen er sprechen wolle? zu belästigen!, er kam und ging nach Belieben. Am heutigen Abend war er auch ins Hotel gekommen und hatte zufällig den Portier gefragt: „Se. Excellenz zu Hause?“ worauf die Antwort erfolgte: des Herrn Hofpfarrers Hochwürden sei bei demselben. Bernard erstaunte nicht besonders, den Gesandten nicht in seinem gewöhnlichen Wohnzimmer zu finden, er verhielt sich, ihn erwar-

tend, einige Zeit in dem Zimmer, dann aber wollte er ihn aufsuchen, Pater Frank war ihm kein Fremder, vor dem er sich zu scheuen hatte. Aus einem Zimmer in das andere tretend, hörte er sprechen, des Gesandtschaftssecretairs Stimme ward ihm vernehmbar. Mehr Laune als Absicht bezeichnete seine Neugier, sich von dem Gegenstand der Unterhaltung unbemerkt zu unterrichten. Zu diesem Zweck trat er auf den Zehen schleichend einer ehemals gangbaren, jetzt aber durch zwei große Spiegel auf beiden Seiten verdeckten Thür näher und ward so ungesehen Ohrenzeuge Dessen, was zwischen den vier Personen verhandelt wurde. Des Gesandten feste Ueberzeugung, kein Ohr in seiner Nähe zu wissen, für welches Das, was man hier besprach, ein Geheimniß bleiben solle, war die Ursache, daß, als er auf die Frage des Paters: «Sind wir allein, Herr Graf?» einen Blick in das Nebenzimmer warf, sich zu flüchtig dabei benahm und Bernard's Gegenwart, der zur Noth verborgen an der Seite einer mit kostbaren Porzellanfiguren besetzten Etagère stand, nicht bemerkte.

Ungesehen entkam Bernard dem Gesandtschaftshotel und fand es für sehr rathsam, mit sich selber ins Klare zu kommen, ob und auf welche Weise er

von dem ihm so überraschend zutheil gewordenen Vorhaben Nutzen ziehen könne. Nachdem er lange mit sich selbst Rath gepflogen, lenkte er seine Schritte nach dem Gartenpalais der Herzogin Clemens. Das Dunkel des Abends verhüllte seinen Weg dahin.

IV.

Mit der Zeit wechseln die Gesinnungen der Menschen. Was wir heute mit Blicken des Unmuths, mit Empfindungen von mehr oder minder tiefer Abneigung betrachten, das verliert zuweilen im Lauf der Zeit in unsern Augen diesen Anhauch des Unangenehmen, die Verhältnisse, die sich allmälig, ohne daß wir anfänglich deren Dasein kaum spüren, um uns aufbauen, gleichsam uns in Schranken bannen, übernehmen die Vermittlerrolle und Das, was ehedem unsern Unwillen erregte, tritt eben allmälig in minder gehässiger Form uns näher, sodaß nicht selten sogar unsere frühern Ansichten total verwischt und wir Freunde Dessen werden, was vor kurzem uns feindlich abstieß. Ein solcher Gesinnungswechsel war bei der Herzogin Clemens zu deren eigener Verwunderung erfolgt. Ehedem hatte zwischen ihr und der Gräfin Josephe von Törring-Seefeld auch nicht die mindeste Annäherung

stattgefunden, im Gegentheil eine ziemlich starke Abneigung, jetzt, wo noch nicht vier Jahre seit der Vermählung der schönen Josephe mit dem Grafen Clemens Törring-Seefeld verflossen waren, gehörte diese Dame zu den wenigen Frauen der hohen bairischen Aristokratie, welche Besuche im Palais der Herzogin abstatteten.

Daß die Neigung des Kurfürsten auf ihr, als sie noch Comtesse Minucci hieß, geruht hatte, war durch ihre Ehe mit Graf Clemens in Vergessenheit gebracht und das feine Benehmen dieser jungen schönen Dame und ihre Parteistellung den östreichischen Bestrebungen gegenüber machte sie, wie früher schon erwähnt, zum Mittelpunkt aller Derer, welche sich Patrioten nannten. Die Herzogin hatte ihren politischen Standpunkt, um dem Versprechen, das sie dem Kurfürsten, ihrem durchlauchtigen Schwager, gegeben, als er ihren Zahlmeister zum Gefängniß in die Oubliette zu Rothenberg und die Herrn von Lori und Obermayer zur Verweisung begnadigte, nachzukommen, im Angesicht der Oeffentlichkeit aufgegeben. Die nicht minder schlaue Gegenpartei behauptete indeß, daß Gräfin Josephe von Törring-Seefeld denselben eingenommen und sich dabei der Unterstützung der Frau Herzogin erfreue, welche unter der Hand die nämlichen von ihr schon

früher gehegten antiöstreichischen Gesinnungen durch diese junge schöne Dame zum Ausdruck bringe und dergestalt der Partei der Patrioten nur unter anderer Person und Namen nach wie vor präsidire.

Viel leichter würde es den östreichisch Gesinnten geworden sein, eine Freundschaftsverbindung zwischen ihren Absichten feindlichen Männern zu sprengen, als wie eine solche zwischen zwei durch ihren hohen Rang bevorzugte Frauen. Es fanden sich bei der großen Verschiedenheit des Lebensalters beider Damen nicht so leicht Anknüpfungspunkte, um eine Trennung zwischen ihnen herbeizuführen. Man konnte keine Eifersucht, keinen Neid zwischen ihnen erregen, was für gewöhnlich ein untrügliches Mittel zu sein pflegt, Frauenherzen einander zu entfremden, die Alterskluft zwischen Beiden machte dies vollkommen unmöglich, die Herzogin stand jeder Beziehung zu irgendeiner solchen unedlen Empfindung zu fern. Ihr Verhältniß zu der Gräfin Josephe trug den Anschein einer mütterlichen Zuneigung und man hätte die nöthige Delikatesse doch mehr als stark verletzen müssen, wenn man störend in dieses schuldlose Freundschaftsverhältniß eingreifen wollte. Die Folgen eines derartigen faux pas würden sich beim Nichtgelingen desselben vielleicht als eine Niederlage Derer herausgestellt

haben, von denen der Versuch ausging. Ein solcher unterblieb mithin.

Da nichts von der Gegenpartei außer Acht gelassen wurde, was in einer Beziehung zu den im Stillen gefürchteten Maßnahmen der Patrioten stand, so fand man es auffällig, daß Gräfin Josephe es für diesen Sommer vorzog, statt auf ihren Gütern zu leben, in München zu bleiben und ein hübsches Landhaus vor dem Neuhauser Thor, welches sie zu Anfang des Jahres erst käuflich erworben, zu beziehen. Diese nahe Nachbarschaft mit der Herzogin Palais leistete natürlich der Freundschaft zwischen beiden Damen wesentlichen Vorschub. Ganz gegen sonst wies sich auch die durchlauchtige Frau lebenslustig. Der Gemahl der Gräfin Josephe veranstaltete öfters als Hoftheaterintendant im Palais der Herzogin Unterhaltungen, Concerte und declamatorische Scherze. Die Mitglieder der Hofbühne erheiterten durch ihre Talente ein zwar kleines, aber aus der Crême des hohen Adels bestehendes Auditorium. Es war natürlich, daß man auf diese Assemblées mit Argwohn sah, ohne doch etwas dagegen thun zu können.

An demselben Abend, als Graf Bernard Chamisso unbemerkter Ohrenzeuge des gegen die Sicherheit des Correspondenzgeheimnisses zwischen der Frau Herzogin

Clemens und des Königs von Preußen Majestät geschmiedeten Unternehmens geworden war, hatte eine solche musikalische Unterhaltung im herzoglichen Palais stattgefunden, die Gesellschaft hatte sich erst vor wenig Minuten entfernt und die durchlauchtige Frau saß in ihrem Garderobezimmer, wie man das Gemach nannte, in welchem sie sich an- und auskleiden ließ, und durchflog mit steigender Theilnahme einen Brief, den sie durch den Präsidenten Graf von Haimhausen kurz vor Ende des Concerts zugeschickt erhalten hatte und welcher die Aufschrift: «An meine gütige, herzensliebe durchlauchtige Mutter und Freundin» trug. Der anwesenden Gesellschaft wegen hatte die Herzogin das Lesen des Briefs verschieben müssen, bis sie sich allein sah, so weh ihr das that, denn jede von Manheim und von Rahel's Hand kommende Nachricht war stets für sie ein wahrhaftes Vergnügen. So lästig auch der durchlauchtigen Frau das längere Verbleiben in den Kleidern sein mochte, so überwog doch die Freude, von Rahel einen Brief zu lesen, diese Unbequemlichkeit und die Kammerfrauen, die sie auskleiden wollten, erhielten Befehl, sich einstweilen noch zurück zu ziehen.

Der Brief Rahel's war in jenem wohlthuenden herzlichen Ton geschrieben, der an des Lesenden Herz

und Gemüth sich wie sanfter Zephyrhauch legt und es ganz mit Freude füllt. Mit der Offenheit einer edlen Frauenseele schilderte Rahel alle die kleinen Vorkommnisse in ihrer durch die Geburt einer Tochter beglückten Ehe, deren Pathe die durchlauchtige Frau geworden war. Ein tiefes kindlich-dankbares Gefühl leitete Rahel beim Schreiben an die Herzogin, der sie jetzt, da Gräfin von Seissel de Aix, ihre Mutter, gestorben war, den schönen Namen Mutter gab. Auch dieser Brief drückte gleich zum Anfang diese innige Empfindung aus, und doch war er im Ganzen von einem leisen Weh durchhaucht, das die Schreiberin in der Schilderung ihrer kleinen Erlebnisse weniger aussprach, als feinfühlend etwas zu verbergen schien, was ihr Kummer verursachte. Die Herzogin fand das heraus, ohne sich darüber klar werden, sich selbst Rechenschaft von der Richtigkeit ihrer Ahnungen geben zu können, welcher Zweifel die Ursache wurde, daß sie das Schreiben noch ein mal vom Anfang an durchlas, um, wie sie meinte, einen von ihr vielleicht übersehenen Anknüpfungspunkt für das erwähnte ihr selbst unklare Gefühl zu finden. Der Brief lautete:

„Ich bin alle mal glücklich, wenn ich mich im Geiste mit Ihnen, meine durchlauchtige gütige Mutter, beschäftige, und zwar so glücklich, daß ich nur beklage,

nicht die Gabe zu besitzen, Ihnen alle Empfindungen der innigsten, dankbarsten Liebe, von denen mein ganzes Ich für Sie beseelt ist, aussprechen, Ihnen mittheilen zu können, wie ich es wünschte. Könnte ich diesen Ihnen von mir Kunde gebenden Zeilen mein Herz, meine Augen beischließen, daß diese dem mangelnden Ausdruck der Worte meiner ehrfurchtsvollen und inbrünstigen Liebe zu Ihnen ein Ersatz würden, gewiß ich würde es nicht versäumen, weil ich weiß, welch eine heilige, wenn auch wortlose Sprache in den Augen liegt. Meiner kleinen Claudia Augen erscheinen mir reicher als alle von Menschenfleiß und Gelehrsamkeit gesammelte Wörterbücher. In dem Lächeln meines lieben Kindes lese ich tausend Dinge, für die ich kein Wort auffinden kann, so sehr ich mich auch darum mühe. Ich glaube diese unhörbare Sprache der Augen reden die Engel, die Seligen, und sie ist ein Geschenk, das dem Menschen von den heiligen Schutzgeistern mitgegeben ist als Aussteuer für das Leben. Mich erschreckt es, wenn meines Kindes Augen trübe sind wie von einem Kranksichfühlen, von einer körperlichen Unbehaglichkeit. Diese Augen haben nur Wahrheit, da ist kein Falsch, und weil ich dessen hinsichtlich meiner kleinen holden Claudia so gewiß bin, so meine ich auch, könnten bei Lesung dieses Schreibens meine

Augen vor Ihnen, meine gütige durchlauchtige Mutter, stehen, Sie würden alles Das darin finden, wofür mir Worte fehlen."

„Ich habe viel, unendlich viel zu schreiben, und doch ist nichts Außerordentliches geschehen, das besonders hervortretend wäre. Dies Manheim ist so schön und so schachbretartig eintönig, so — ich möchte fast sagen, versteint in seinen nach der Schnur gezogenen Straßen, die alle nach einer und derselben Silhouette geschnitten, sich so ähnlich sehen, wie Geschwister. Hier kann gar nichts Großes geschehen, das Große liebt das Freie, es wird erdrückt von der starren Idee seiner Umgebung. Mein Gemahl hat ein reizendes Landhaus vor der Stadt am Neckar gemiethet, der sich kaum ein Viertelstündchen weit von unserm Tusculum entfernt in den Rhein ergießt. Das bietet eine Entschädigung für die Eintönigkeit der Stadt. Ich ergötze mich an dem eifrigen Treiben der Schiffer, die ihre Güter dem Rhein zuführen, an dem zu jeder Zeit geschäftigen Verkehr. Es ist ein Bild, daß sich immer verändert und immer neue Figuren bringt. Ich bin meinem Gemahl für diesen schönen Aufenthalt von Herzen verpflichtet und ich glaube, die frische gesunde Luft wird meiner kleinen lieben Claudia eine recht dauerhafte Gesundheit geben. Das sind so Gedanken,

die mir die Liebe zu meinem Kinde bringt und welche vielleicht recht thöricht, ganz unnöthig sind; aber da stoßen wir auf einen nicht zu entwirrenden Widerspruch, wenn wir uns der uns überwuchernden Gedanken anklagen. Sind sie wirklich unsere Schuld? sind sie Sünde? ach, wenn der uns überkommende Gedanke, den wir nicht gerufen haben, der uns ängstet und dessen wir gern los sein möchten, der aber mit der Kraft eines Polypen sich an unser Geistiges angehängt hat, selbst ein Theil desselben, Sünde sein soll und wir straffällig, weil wir ihn nicht verscheuchen können, so wäre an einer Tugend zu zweifeln. Die edelsten Menschen würden nichts als tägliche Sünder sein, weil in ihres Denkens Werkstatt Edles und Unedles durcheinander wogt, ohne daß sich dieser Zwiespalt nach außen hin verräth.

„Die Durchlauchtigste Frau Kurfürstin hat sich jetzt für ein paar Sommermonate nach dem prächtigen Schwezingen zurückgezogen. Sie ist immer die Gnade selbst gegen mich. Ich weiß recht wohl, daß ich diese mir bewiesene Huld nur der mir so wohlwollenden Liebe meiner durchlauchtigen gütigen Mutter zu verdanken habe, mir selbst traue ich zu wenig Anziehendes zu, um sie auf meine eigene Rechnung zu setzen. Wie mich, überhäuft die durchlauchtigste Frau Kur-

fürstin auch meinen Gemahl mit Auszeichnung. Wir können nicht genug dankbar sein für diese uns geschenkte hohe Gnade. Mein Gemahl ist nur Eifer für den Dienst seines Kurfürstlichen Herrn und so sehr ich auch dies für Recht spreche, so befürchte ich doch, daß dieser Eifer, diese rastlose Anstrengung an seiner Kraft zehrt. Ich finde ihn — vielleicht irre ich und wie leicht ist dies möglich! — ich finde ihn oft aufgeregt, als wären seine Nerven überspannt. Er ist zuweilen sehr zum Erschrecken geneigt und dabei nachdenkend, als wolle er sich auf etwas besinnen, das seinem Gedächtniß entfallen. Dieser Zustand datirt gar nicht von lange her. Erlauben Sie, meine durchlauchtige gütige Mutter, daß ich Ihnen davon erzähle — der Gedanke schon thut mir wohl, Ihnen Alles mittheilen zu dürfen, was mich angenehm oder unangenehm berührt. Sie haben für mich Rath, Trost und Zurechtweisung — das ist ja ein Segen, den mir zu erhalten ich Sie aus vollem Herzen bitte. Wie lieb und angenehm ist mir die Gewohnheit, meine Briefe Ihnen zu treuen Referaten alles Dessen zu machen, was uns hier betrifft! Gewiß, dieses Vertrauen macht Ihrem edlen Herzen Freude, ich weiß es, und ich habe den großen Vortheil davon, indem ich Ihnen von allen uns mehr oder weniger angehenden Vorgängen schreibe, diese noch

ein mal zu durchleben. Will ich von dem sonderbaren Zustand meines Gemahls reden, muß ich nothwendig, einer uns gewordenen, gleichsam damit zusammenhängenden Bekanntschaft erwähnen.

„Jetzt ist ein junger Mann hier, ein gewisser Schiller, den der Intendant hiesigen manheimer Hoftheaters, Freiherr von Dalberg, als Theaterdichter angestellt hat. Dieser junge Mann macht viel von sich reden, Leute, auf deren Urtheil man etwas geben kann, sind der Meinung, daß er ein Genie ersten Ranges sei. Dies nur nebenbei erwähnt. Mein Gemahl wünschte diesen Dichter persönlich kennen zu lernen. Das Geschick waltete zuvorkommend in Rücksicht auf diesen seinen Wunsch.

„Die zu Speyer wohnende Frau Staatsräthin de la Roche war in einer Angelegenheit ihrer Familie nach Manheim gekommen und die Durchlauchtigste Frau Kurfürstin, diese ehrwürdige Dame kennend, zeichnete sie während ihres hiesigen Aufenthalts von einigen Wochen besonders gnädigst aus. Dadurch kam auch ich in Berührung mit der Frau Staatsräthin und hatte das Vergnügen, dieselbe bei uns zu Besuch zu sehen. O, meine durchlauchtige, gütige Mutter, es war für mich eine große stille Freude, in dieser würdigen Dame Ihr Conterfei zu erblicken — und so ähnlich, so täuschend

ähnlich, daß mir vor Wonne das Herz zitterte. Ihnen gleich im Lebensalter, sanft und geistvoll und mit dem frischen heitern Herzen eines Mädchens, das noch eine schöne glänzende Zukunft träumt, verbindet die Frau Staatsräthin jene zarte liebevolle Weise, die die Gemüther fesselt — ich wurde durch sie zum freudigen Denken an Sie, meine durchlauchtige Mutter, erinnert, es war ein zu großer Einklang zwischen Ihrer schönen Seele und der dieser würdigen Frau. Mein Gemahl war bei deren Besuch zugegen, die Unterhaltung kam auf Kunst und Wissenschaften und Frau de la Roche erwähnte zufällig mit sichtbarer Erhebung, daß ihr der Kammerrath Schwan eine recht große überraschende Freude gemacht, indem er den Theaterdichter Schiller im October vorigen Jahres, wo er mit demselben einen Ausflug nach Speyer unternommen, ihr zugeführt habe. Mein Gemahl sagte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als diesen Dichter persönlich kennen zu lernen. Er glaube in einem Gegenüber mit ihm eine höchst genußreiche Stunde zu finden. Die Frau Staatsräthin bejahte dies und erbot sich, diese gewünschte Gelegenheit herbei zu führen, mittels einer an diesen Herrn Schiller zu erlassenden Einladung, sie zu besuchen. Natürlich war ich von der Partie und ich bekenne recht offen, daß auch ich sehr begierig war, den Mann kennen zu

lernen, dessen Theaterstücke so ganz und gar von der gewöhnlichen Art und Weise abweichen. Ich habe deren zwei, von ihm gedichtet, aufführen sehen, «die Räuber» und «Fiesko».

„Das erstere ist ungeheuerlich, man schauert vor der Ueberfülle des Grauenhaften darin, aber mitten in diesem Chaos von Schrecken leuchten die Blitze eines großen gewaltigen Geistes durch. Das sind Gestalten aus Granit gemeißelt, gigantisch, uns fremd in ihren Charakteren, und doch so bewältigend, so ganz die Empfindungen der Geister, der Herzen beherrschend, daß man wie von einem unsichtbaren Dämon gefangen gehalten wird, mit ihnen auffliegt in den leuchtenden Aether erhabener Gedanken, und mit dem Repräsentanten des Lasters, der in diesem Stück vorkommt, bebend und entsetzensvoll in die Hölle hinabsinkt. Ich war vom Sehen dieses Stücks so tief erschüttert, daß ich tagelang den Eindruck, den es auf mich gemacht hatte, mit mir herumtrug. In dem andern Stück: «Fiesko», von welchem die Manheimer sagen, es sei ihnen zu gelehrt, findet sich wieder ein Reichthum von Gedanken, wieder eine Glut von Leidenschaften, die uns anschauern und doch hinreißen. Der Geist, der dergleichen aus seiner Werkstatt hervorgehen lassen kann, ist ein ungewöhnlicher. Ich denke mir, daß es nur

Wenige seiner Art gibt. Dazu gehört die unsichtbare Taufe im Reich der Geister, die fähig macht, eine Welt zu denken und mit eigenen Gestalten zu bevölkern.

„Die Stunde kam, wo wir bei der Frau Staatsräthin ihn sehen sollten. Ach, meine durchlauchtige gütige Mutter, diese Stunde hat mich gelehrt, wie närrisch oft in uns die Vorstellungen von dem oder jenem Gegenstand unsers Denkens sich gestalten, wie sie nur Licht und Färbung von unserer zuweilen überspannten Phantasie erhalten und wir endlich, wenn wir dem uns bis dahin unbekannten Originale entgegentreten, eine ganz andere Erscheinung erblicken, als die von uns gedachte. Ich stellte mir den Schiller auch als körperlichen Repräsentanten seines großen schönen Geistes vor. Wie wurde ich enttäuscht! Es drängt mich, gleichsam zu meiner Selbstvertheidigung, ein Bild von diesem Manne zu entwerfen, welcher zwei Extreme in sich vereint, jene wunderbare Anziehungskraft, welche unsern Geist und Herz im Sturm für ihn einnimmt, und dann wieder ein unbeschreiblich fast widerwärtiges Gefühl, durch sein Aeußeres nicht den Erwartungen, die wir von der persönlichen Begegnung mit ihm träumten, entsprochen zu sehen, bei uns hervorruft."

Die Herzogin nahm den zweiten, als Fortsetzung

dienenden Bogen des Schreibens und las mit gesteigerter Theilnahme weiter:

„Ein langer junger Mann mit langem Hals und langen Armen, dem alle Eleganz im Aeußern fehlte, begrüßte uns mit einer üblen Stimme, die jedes melodischen Klangs entbehrte. Seine stark gewölbte heraustretende Brust gab ihm den Typus einer Steifheit in der Haltung, die keinen angenehmen Eindruck machte. Er hatte nichts in seiner Erscheinung, das für ihn gewinnt, selbst sein Gesicht vermehrte das widerliche Gefühl bei seinem ersten Anblick. Denken Sie sich, meine durchlauchtige gütige Mutter, ein blasses Gesicht, dessen Wangen etwas eingefallen, dessen entzündete Augenlider überwölbt von dunkelrothen Braunen sind, welche bei der Nasenwurzel fast in eine Linie zusammentreten, ein paar tiefliegende dunkelgraue Augen gleichsam verhangen, eine breite Stirn, eine dünne, fast weiße spitzige und papageienartig gebogene Nase, dünne Lippen, die Unterlippe hervorragend und ein starkes Kinn — denken Sie sich dies unschöne Gesicht, unter einem buschigen dunkelrothen Hauptthaar noch sommerfleckig und Sie werden mir beistimmen, daß diese irdische Hülle eines großen Geistes unwürdig ist. Ich fühlte einen Schreck vor ihm, er war so ganz anders,

als ich ihn gedacht hatte, fern alles Schönen, gerade das Gegentheil davon.

„Aber keine Viertelstunde war vergangen, als ich auch schon jene tiefe Beschämung empfand, die eine Nachwehe eines von uns ausgesprochenen ungerechten Urtheils zu sein pflegt. Der Geist, das Geniale brach sich durch bei ihm, sein Gesicht, so unschön, gewann einen Ausdruck des Geisterartigen, die unangenehme, kreischende Stimme und der bei ihm besonders stark hervortretende schwäbische Jargon wurden vergessen unter dem großen Ausdruck Dessen, was er sprach. Gedanke reihte sich bei ihm an Gedanke, wie die Küg-lein eines Rosenkranzes, er redete voll Affect, voll Begeisterung. Man fühlte, daß Alles, was er sprach, aus seines Geistes, seines Herzens Fülle kam, nichts Erborgtes, Alles sein Eigenthum, Zeugniß seiner Schöpferkraft. Mit voller Seele sprach er von dem Beruf, welchen er in sich fühlte, Theaterdichter zu sein, da er die Bühne für eine Stütze der Religion betrachte. Kanzel und Bühne müßten wetteifern in Erreichung des Ziels, die Menschen zu veredeln, heranzubilden zum großen Verständniß der Aufgabe ihres Daseins. Als ein Wohllaut herrlicher Empfindungen ist mir Alles in der Seele geblieben, was er redete, aber ich bin zu wenig, um es in den Wortformen wiederzugeben,

die er gebrauchte. Nur von Einem glaube ich seine Worte treu in meinem Gedächtniß behalten zu haben, und das war, als er von der Freundschaft, von der Liebe redete.

„Er nannte die Freundschaft einen Mai und sagte: «Ich habe es schon in seinem ganzen Umfang gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es erfodert, ganz glücklich zu sein. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, — ein Freund ist ihm Vollendung. Jahrelang können Menschen zusammen sein, ohne zu wissen, wie tief gegenseitig ihre Freundschaft zueinander in ihnen lebt. Da kommt unvermuthet eine Trennung, und nun erst werden sie sich wichtig, sie denken sich gegenseitig und erstaunen, daß sie auch nicht von fern die verborgenen Fäden geahnt haben, welche sie so fest an einander zwangen und für ewig ein Band der Harmonie zwischen ihnen knüpften.» Und von der Liebe sagte er: «Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hineinzuschlingen, ist Liebe — Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen.»

„Es war eine große herrliche Stunde, die uns die würdige Frau Staatsräthin bereitet hatte, herrlich darum, weil sie die Schlacken der Einbildungskraft von uns nahm und uns lehrte, daß der Körper eine

werthlose Beigabe, der Geist aber Das sei, was als Unvergängliches keinen Werth auf das ihm angewiesene vergängliche Gefäß lege. Wir empfanden Ehrfurcht vor dem in so unansehnlicher Hülle wohnenden Geist. Natürlich, daß wir durchdrungen von solchem Gefühl der ersten Aufführung seines neuesten Trauerspiels «Kabale und Liebe» *) beiwohnten. Ich fasse mein Urtheil in die Thatsache, daß, als der zweite Akt, voll Feuer und mit ergreifender Wahrheit dargestellt, geendet war, alle Zuschauer wie auf Verabredung sich von ihren Sitzen erhoben und in den stürmischsten Beifall ausbrachen. Ach, meine durchlauchtige gütige Mutter, dies Stück — ich muß es wenigstens glauben, denn ich weiß keine andere Ursache mir dafür zu erdenken — dies Stück hat einen Eindruck bei meinem Gemahl hinterlassen, der, wie es scheint, unverwischbar bleiben soll. Es beschäftigt und bekümmert ihn Etwas, das ich nicht kenne. Er ist nachdenkend, scheu und dann wieder überhäuft er mich mit Liebkosungen, lacht — ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Neulich überraschte ich ihn, wie er an dem Bettchen unserer herzlieben Claudia stand und — weinte. Er konnte, obwol er die Thränen schnell von den Augen wischte,

*) Den 9. März 1784.

mir sie doch nicht ganz verbergen. Auf meine Fragen, ob er sich krank fühle, hat er nur die Eine Antwort: «Das sind Stimmungen, Verstimmungen — die vergehen schon wieder. Du sollst sehen, Rahel, daß ich noch sehr lustig werden werde».

„Es kann sein, daß es Verstimmungen sind; der Arzt meint, der Arbeitseifer, dem sich mein Gemahl hingibt, könne leicht auf sein Nervensystem eingewirkt, eine Störung desselben herbeigeführt haben. Wenn ich ihn nur von diesen rastlosen Arbeiten abbringen könnte! . . . Ich will das Beste hoffen.

„Da haben Sie, meine gütige Mutter, ein Stück meiner Lebensgeschichte. Es ist nicht soviel darin, als ich wünschte, um Ihrem edlen Herzen Freude zu machen; aber die Wahrheit trägt immer den Vorzug, und so bitte ich unterthänigst, den Ausdruck meiner innigen dankbaren Liebe zu Ihnen als einen Pfeiler meines Seins zu betrachten. Ich kann es nicht genug sagen, wie glücklich mich der Gedanke an Sie macht. Ja, der Schiller hatte recht, wenn er sagte: «Da kommt unvermuthet eine Trennung, und nun erst werden sie sich wichtig, sie denken sich gegenseitig.» Lassen Sie mich diesen schönen trostreichen Gedanken als eine mir so unaussprechlich wohlthuende Wahrheit festhalten, be-

wahren mir Ihro Durchlaucht Ihr Herz voll mütterlicher Liebe."

Die Herzogin ließ die Hand mit dem Brief in den Schoß niedergleiten. Sie vertiefte sich ins Sinnen. Ihr Wunsch, Rahel glücklich zu wissen, war, diesem Briefe nach, nicht ganz in Erfüllung gegangen, etwas unsichtbar Feindliches hatte sich mit einem mal deren Frieden entgegengestellt, und dies bekümmerte die edle durchlauchtige Frau sehr, da Rahel der Freuden stillen Glücks so würdig war. Was konnte es sein, was den Grafen dem Genuß eines durch alle äußerliche Mittel aufgebauten Lebensglücks entfremdete? Sollte die Meinung des Arztes die rechte sein? Die Herzogin sah sich zum Glauben daran gezwungen, da ihr jeder andere Anhalt zu irgendeiner Vermuthung über die wahre Ursache der Verstimmung von Rahel's Gemahl mangelte. Sie kannte denselben als ein weiches, leicht empfängliches Gemüth, als einen Cavalier mit dem edelsten Herzen und deshalb erschien es ihr nach längerm Nachdenken als wohl möglich, daß der Eindruck des neuesten Schiller'schen Trauerspiels, dessen Inhalt die Herzogin nicht kannte, Veranlassung zu dem deutlichern Hervortreten der Nervenverstimmung, die vielleicht schon lange in ihm, wenn auch ohne äußere Kundgebung, eines Anstoßes gewartet hatte, geworden

sein könnte. „Arme Rahel“, seufzte die hohe Frau ... „auch du sollst die Prüfungen der Ehe empfinden, auch an dein gutes liebevolles Herz treten stille unsichtbare Feinde heran, um dein Glück zu mindern! Und wir glaubten Alle an die Unfehlbarkeit des Letztern für dich. Wie ewig wahr ist des Weisen Spruch: «Lobe den Tag nicht vor dem Abend». Arme Rahel!“

Ein leises Klopfen an die Thür störte die durchlauchtige Frau in diesen keineswegs erfreulichen Betrachtungen, das von ihr gegebene Klingelzeichen gestattete der Klopfenden den Eintritt. Es war ihre diensthabende Kammerfrau, welche die Meldung brachte, Graf Chamisso bitte um die Gnade einer Audienz. Der Name des Grafen erregte schon ein unangenehmes Gefühl bei der durchlauchtigen Frau, sie wies sein Gesuch entschieden ab.

Aber die Kammerfrau erschien nochmals vor ihr und händigte ihr ein zusammengefaltetes Blatt ein, welches, wie sie sagte, der Herr Graf ohne weiters aus seinem Notizenbuch geschnitten und etwas darauf geschrieben habe.

„Diese Zudringlichkeit ist widerlich“, äußerte die Herzogin, das Blatt, ohne es zu entfalten, von sich abweisend.

„Der Herr Graf meinte, es bedürfe nur der weni-

gen darauf geschriebenen Worte, um Ihro Durchlaucht zur Gewährung einer Audienz für ihn zu bestimmen", bemerkte Jene ... „lesen Ihro Durchlaucht doch die paar Worte, das ist ja weiter nichts, verpflichtet ja gar nicht zu irgendeiner Erfüllung seines Gesuchs."

Die Herzogin fragte, das zusammengefaltete Blatt nun annehmend: „Sie ist wol mit dem Grafen aliirt, Liebscherin?"

„Das ganz gewiß nicht, aber er redete etwas von Gefahr für Ihro Durchlaucht, und deshalb möchte ich unterthänigst bitten, daß ..."

„Schon gut, schon gut", kürzte die durchlauchtige Frau jede möglicherweise weitschweifige Erklärung der Kammerfrau.

Wirklich war ein Blick auf das von ihr nun entfaltete Blatt hinreichend, um sie in Erstaunen zu setzen. In dem von Graf Chamisso Geschriebenen: „Ihro Durchlaucht Correspondenz mit Sr. Majestät dem König von Preußen steht Entdeckung bevor. Ich bin im Besitz dieses Geheimnisses" — lag allerdings eine Gefahr, welche die Herzogin sogleich bewog, seinem Gesuch um eine Audienz zu willfahren.

„Ich hoffe, Herr Graf, daß Das, was Sie mir zu sagen sich gedrungen fühlen, nicht auf Fictionen beruht", redete sie den sich tief vor ihr Verbeugenden

an. „Wenigstens haben Sie eine sehr ungewöhnliche Stunde für Ihr Gesuch um eine Audienz gewählt.“

„Nicht ich habe diese von Ihro Durchlaucht mit Recht als ungewöhnlich bezeichnete Wahl der Stunde getroffen, sondern folge nur der Nothwendigkeit, die das Ungewöhnliche gebieterisch Jedem auferlegt, welcher irgendeine böse That verhindern will“, antwortete der Graf ehrfurchtsvoll. „Mein Hiersein hat diese Absicht. Ihro Durchlaucht bitte ich unterthänigst, die Abneigung, welche Höchstdieselben wegen meiner Stellung am kurfürstlichen Hofe und meines Umgangs mit Personen, die allerdings die Gegner Ihrer Partei sind, gegen mich hegen, für die Dauer Dessen, was ich Ihro Durchlaucht zu vermelden habe, der Wichtigkeit desselben gnädigst unterzuordnen zu geruhen; ich hoffe, daß nach meinem Referat Höchstdieselben ein günstigeres Urtheil über mich fällen werden.“

„Sie verstehen es, mich wißbegierig zu machen, Herr Graf. Sprechen Sie.“

Der zum Reden Aufgefoderte entdeckte ihr den Plan, mittels des blinden Gehorsams Utzschneider's, ihres Secretairs, als Mitglied des Illuminatenordens, sich ihrer Correspondenz zu bemächtigen. Graf Chamisso spielte ziemlich deutlich darauf an, daß man am Hofe zu Wien das Mittel gefunden habe, die Ordens-

obern zu gewinnen, um durch sie die Entwürfe zur möglichen Ausführung zu bringen, welche hinsichtlich Baierns den kaiserlichen Hof schon zu Lebzeiten Maria Theresia's beschäftigt hätten. Er, Bernard, erachte es für unnöthig, der durchlauchtigen Frau ans Herz zu legen, von welchen Folgen das Gelingen dieses geheimen Plans sein werde.

Die Herzogin war vom Erstaunen gefesselt, aber ihr Mistrauen gegen den Grafen, der, wie alle Welt wußte, als intimer Freund im östreichischen Gesandtschafts-hôtel ein- und ausging, und dessen Stellung zwischen ihrem Durchlauchtigsten Schwager und desselben Favorite, Fräulein von Castel, als eine mindestens sehr zweideutige anzusehen war, überwog ihren Schreck. Nach einem kurzen Schweigen äußerte sie:

„Ich möchte die Motive kennen, die Sie, Graf, angeregt haben, mir einen Dienst zu leisten, für den ich vorderhand noch keine rechte Bezeichnung finde.“

Bernard entgegnete mit Seelenruhe: „Ihro Durchlaucht, Namen thun überhaupt nur dann etwas zur Sache, wenn auf dieselben etwas ankommt. Geruhen Ihro Durchlaucht, die Ihnen von mir gemachte Entdeckung also vor der Hand ohne Namen zu lassen, ich bin nicht so eitel auf ein Lob und ebenso wenig begierig nach einem Tadel, welcher übrigens der An-

sicht, welche Ihro Durchlaucht von mir haben, wol am meisten zusagen dürfte."

„Ich will nicht läugnen, Graf, daß meine Gesinnungen über die Stellung, in die Sie sich am kurfürstlichen Hofe zu setzen beliebten, keineswegs für Sie sprechen", replicirte die Herzogin.

Bernard verbeugte sich tief und sprach: „Dann kann ich vom Glück sagen, den Weg gefunden zu haben, welcher vielleicht eine Veränderung dieser mir so ungünstigen Gesinnungen anbahnen wird. Ich glaube gern, daß das Gängelband, an welchem ich bis jetzt ging, nicht Ihro Durchlaucht Beifall hat, da es selbst den meinen verloren und mich mir selbst als einen verblendeten Thoren erscheinen läßt, der leider spät genug zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß er sich auf einem Wege des Irrthums befand. Weit entfernt aber von jener so verächtlichen Weise, welche von Vielen benutzt wird, die gern vom irrigen auf den rechten Pfad ablenken wollen, in einer geheuchelten Reue ihre Vergangenheit zu bejammern, weil ihnen diese zu keinem Ziel verhalf, gestehe ich Ihro Durchlaucht offenherzig, daß ich *meine* Vergangenheit gar nicht bereue, sie vielmehr als einen höchst vortheilhaften Schulgang betrachte, der mir so manche Kenntnisse gebracht hat, die eben nur auf diesem Wege des Irrthums zu er-

langen waren und die mich bewahren werden, später bereuenswerthe Fehler zu begehen. Ihro Durchlaucht sehen, ich bin aufrichtig genug, um männlich einzugestehen, daß ich ein Irrender war, den ein falscher Ehrgeiz verblendete; aber ich bin nicht so unmännlich, geheuchelte Reue darüber zu zeigen, weil ich ein Ziel verfehlte."

„Was bürgt aber für Ihren Entschluß, Graf, den irrthümlichen Pfad, den Sie bis jetzt verfolgten, mit einem andern zu vertauschen?" fragte die Herzogin, nicht ganz unangenehm überrascht von der Weise des Grafen, sich einer Verblendung zu zeihen, ohne doch sich selbst zu einem um Gnade bettelnden Reumüthigen zu erniedrigen.

„Wenn Ihro Durchlaucht die von mir gemachte Entdeckung als keine Bürgschaft zu betrachten geruhen, so ist jedes weitere Wort nutzlos und ich verlasse Höchstdero Palais mit der Ueberzeugung, daß ich mich auch hier der Verblendung anzuklagen habe."

Mit diesen Worten trat der Graf, sich tief verbeugend, einige Schritte zurück als wenn er das Zeichen der Entlassung von der Herzogin erwarte. Es war eine Entschlossenheit in seinem Benehmen, welche für ihn einnahm, und die durchlauchtige Frau erkannte, daß ein vorderhand vorsichtiges Vertrauen ihr einen

vielleicht sehr nützlichen Anhänger ihrer Partei in seiner Person erwerben könne. Ihre Besprechung mit ihm endigte nach einer halben Stunde, dann verließ Graf Chamisso, ungemein mit dem Resultat dieser Abendvisite zufrieden, ihr Palais. Was konnte er noch von der Freundschaft des östreichischen Gesandten erwarten, der feindlich hinter seinem Rücken verfahren war, was überhaupt noch als Lohn seiner Bestrebungen im Interesse Oestreichs? Man hatte ihn mit Gold abgefunden — seine Erwartung, eine hohe einflußreiche Stellung zu erringen, hatte sich als vergebens erwiesen. Daß er sich dieser Täuschung so lange hingeben gekonnt, war ein peinigender und beschämender Selbstvorwurf für ihn.

Valeska's Carrière, ihr Einfluß war vorüber, sie galt ihm nichts mehr. Den Plan des Kurfürsten, die abgesetzte Favorite ihm als Gemahlin aufzudringen, wie diese Andeutung ihm bereits von dem Durchlauchtigsten Herrn gemacht worden, zu durchkreuzen, war es nöthig, irgendein schickliches Liebesintermezzo mit einer Dame des Hofs anzuknüpfen. Dieser Punkt beunruhigte ihn vorderhand wenig, da derselbe mit keiner Schwierigkeit verbunden war. Warf Graf Bernard einen allgemeinen Ueberblick über sämmtliche Verhältnisse am kurfürstlichen Hofe, so kam ihm ein

geschickter Rückzug von dem Gebiet, auf welchem er bisjetzt mit so wenig Glück debutirt hatte, als der rechtzeitigste und glücklichste Gedanke vor.

Der Kurfürst war bereits in die sechziger Altersjahre eingetreten. Wer verbürgte ihm noch lange Lebensdauer? Konnte nicht ein Augenblick ihn, der stark an Schwindel litt und trotzdem den Freuden der Tafel sehr ergeben war, dem Tode in die Arme werfen? dann trat die Linie Zweibrücken an seine Stelle und Oestreich verlor in Baiern den Boden unter den Füßen. Die östreichische Partei verwehte spurlos und eine preußische gewann jedenfalls das Uebergewicht. Diese Voraussicht mußte also für Graf Chamisso unter jetzigen Verhältnissen Zielpunkt seiner Bestrebungen werden, und seine Visite bei der Herzogin war der erste Schritt auf dem für ihn neuen Felde.

Im östreichischen Gesandtschaftshôtel hatte man keine Ahnung, welche Fäden im Geheimen geknüpft worden waren, um den Schlag zu paralysiren, der mittels des Plans, den Illuminatenorden zu vernichten, auf die politische Gegnerschaft der Herzogin und ihrer erhabenen Freunde, sowie überhaupt auf die ganze Partei der Patrioten fallen sollte. Man glaubte sich des guten Ausgangs der Intrigue gewiß und war daher in einer sehr fröhlichen Stimmung. Der hoch-

würdige Pater Beichtvater gab sehr deutlich den Beweis, wie besonders angelegen ihm der Gedanke sei, eine Gesellschaft zu beseitigen, die mit den Lehren und Satzungen der Kirche in Widerspruch stand. Ein Karmeliter endigte seinen Kanzelvortrag mit der Auffoderung: „Liebe Christen! Morgen ist Prozession, ihr werdet an vielen Fenstern Freimaurer und Unchristen sehen, die im Stillen unsrer spotten: waffnet euch mit dem Eifer des Herrn, greift nach Steinen und werft sie nach ihnen.“ So plump auch dies Gebahren war, so hatte es doch eine tiefeingreifende Wirkung: das dumme bigotte Volk war in Alarm gebracht. Indeß war dieses Ziel keineswegs das einzige, welches durch diese Mahnung des Karmeliters erreicht werden sollte.

Der Pater Beichtvater sorgte dafür, daß dem Kurfürst davon gesagt wurde, und die natürliche Folge dieser Mittheilung war, daß der Durchlauchtigste Herr auf den geheimen Orden der Illuminaten aufmerksam gemacht wurde. Indeß ihn zu einer offenbaren Thätlichkeit gegen denselben zu treiben, unterließ man noch, weil man erst das Resultat der Intrigue, welche Utzschneider, der Secretair der Herzogin Clemens, als Ordensmitglied, zum Verräther an den Geheimnissen seiner Gebieterin machen sollte, abzuwarten hatte. Nach des Geheimreferendars des Edeln von Lippert,

Behauptung, daß vor allen Dingen erst die Zeit, wo den die monatlichen Beichtberichte ablegenden Ordensbrüdern mit «Baliseus» gezeichnete Reprochenzettel zugingen, vorüber gelassen werden müsse, um nicht möglicherweise die falsche nachgeahmte Auffoderung an Utzschneider mit einem unverfälschten an denselben erfolgenden Reprochenzettel in eine unangenehme Collision zu bringen, hatte man sich in ein geduldiges Abwarten, welches die Frist von funfzehn bis achtzehn Tagen in Anspruch nahm, zu fügen. Eine solche Geduldsprobe war hart, aber man konnte nichts dagegen thun, wollte man nicht die eigene Speculation in Gefahr setzen.

Zwischen dem Kurfürsten und dem östreichischen Gesandten war noch keine Vereinbarung zustande gekommen, Gesandtschaftssecretair Schraut vermittelte die laufenden Geschäfte nicht unmittelbar mit dem Kurfürsten, sondern mit dessen vertrautem Kabinetssecretair, Herrn von Stengel, es entstand sonach keine Pause in den Unterhandlungen zwischen dem wiener und münchener Hofe. Graf Lehrbach empfand einen tiefen Groll gegen den Kurfürsten. Von dessen Seite geschah nichts, um irgend dem Grafen ein Zeichen zu geben, daß die zwischen ihm und demselben vorgekommene Störung ihm unlieb sei. Es war eine Hartnäckigkeit von Seiten des Durchlauchtigsten Herrn, für

die man kein Beispiel hatte und in welcher ein gar nicht sehr verblümtes Zeichen von Verachtung gegen den Grafen begründet lag. Nach wie vor wohnte Fräulein von Castel zu Nymphenburg, obwol der Kurfürst alle intimern Beziehungen zu ihr, wenigstens vor der Welt, aufgehoben hatte. Auch in diesem ungestörten Aufenthalt der Favorite lag ein Zeichen des Vorsatzes des Kurfürsten, sie nicht der Foderung des Grafen aufzuopfern. Es war nicht gut abzusehen, wie sich dieses unangenehme Verhältniß lösen sollte, da von Seiten des Grafen ein bedeutender faux pas geschehen war, nämlich eine Drohung gegen den Kurfürsten, dessen Belustigung an den die höchsten Adelsherrn betreffenden Karikaturen seines Spaßmachers Pranger zu veröffentlichen.

Etwas mußte indeß geschehen, um eine Vermittelung bei dem Durchlauchtigsten Herrn herbeizuführen. Nach längern Berathungen glaubte man endlich ein Mittel gefunden zu haben, diesem Zweck entsprochen zu sehen. Eine junge Dame aus Oestreich, verwandt mit der Gräfin Josephe von Törring-Seefeld, hatte sich seit ein paar Wochen zu Besuch bei derselben eingefunden, und genauen Erkundigungen nach war diese Fremde ebenso unbemittelt als schön. Es galt, sie vor des Kurfürsten Augen zu bringen, doch dies unterlag

großer Schwierigkeit, da Gräfin Josephe sich nie einverstanden haben würde, selbst wenn sie nicht zur antiöstreichischen Partei gehört hätte, dazu ihre Hand zu bieten. Graf Lehrbach vermeinte in Bernard Chamisso den Rechten zu erblicken, welcher den Versuch, diese Dame zu gewinnen, vielleicht mit Glück unternehmen könne und genoß das Vergnügen, daß Dieser darauf einging. Freilich ahnte der speculative Gesandte nicht, daß Graf Bernard bereits ins Geheim Eintritt in das vor dem Neuhauser Thor gelegene Besitzthum der Gräfin Josephe gefunden, und zwar durch Vermittelung der Herzogin, die jede Vermuthung eines Einverständnisses mit ihm vermieden sehen wollte.

Gräfin Josephe übernahm ohne Weigerung die Aufgabe, die über die Vornahmen im östreichischen Gesandtschaftshôtel von Bernard zu machenden Mittheilungen von demselben persönlich zu empfangen. Der große Garten an ihrer Villa begünstigte diese geheimen Zusammenkünfte, der Graf fand durch eine Pforte in der den Garten umschließenden Mauer, zu der er den Schlüssel erhalten, im Abenddunkel Eintritt. Gräfin Josephe gab sich diesem Geheimniß mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit hin, denn dieses bot ihr das Mittel, sich an Denen zu rächen, die die Ursache der ihr durch Fräulein von Castel gewordenen Niederlage waren.

Der Stolz der Gräfin wetteiferte mit der Leidenschaft des Hasses gegen ihre Feinde; vielleicht auch hegte sie im Stillen die Hoffnung, durch einen rechtzeitigen Coup sich wieder in den Besitz jener Geltung am Hofe zu setzen, die ihrem Ehrgeiz schmeichelte.

Während dieses kleine Geheimniß unbehindert Fortgang hatte, rückte man in der schönen Erwartung, die Kluft auszufüllen, welche sich zwischen dem Kurfürsten und dem Grafen Lehrbach geöffnet, allmälig auf dem Felde der Intrigue vor. Eines Tags erschien der Gesandtschaftssecretair Schraut zu ungewöhnlicher Stunde im Vorzimmer des Kurfürsten und ließ um gnädige Gewährung einer Audienz bitten. Herr von Stengel war bei dem Durchlauchtigsten Herrn in Kabinetsangelegenheiten und erhielt Befehl, ihn eintreten zu lassen. Leise flüsterte Schraut ihm zu:

„Nachricht aus Munkacz, verehrtester Freund, ich hoffe, Sie werden mit unserm Eifer zufrieden sein.“

„Etwas Besonderes, Herr Gesandtschaftssecretair?“ fragte der Kurfürst.

„Kurfürstliche Durchlaucht, dies mal erscheine ich in einer Sache, welche mich zu nahe angeht, um nicht Ew. Durchlaucht höchste Gnade in Anspruch zu nehmen.“

„Meine Gnade?“ fragte der Kurfürst erstaunt ...

„ich bin nicht Herr über kaiserlich östreichische Unterthanen. Doch sprechen Sie. Was könnte meine Gnade Ihnen so wünschenswerth machen?“

Der Gesandtschaftssecretair bat um die Erlaubniß, Sr. Durchlaucht ein soeben der Gesandtschaft zugegangenes Schriftstück vorlesen zu dürfen, welches von der ungarischen Festung Munkacz aus der kaiserlichen Kanzlei zu Wien zugeschickt und von dieser unverweilt hierher befördert worden sei.

Nach erhaltener Erlaubniß las Herr Schraut einen Bericht ab, welcher von dem Festungscommandanten von Munkacz, dem Oberauditeur, dem Festungsgeistlichen und mehren namentlich aufgeführten Personen unterzeichnet war, und ein letztes vor dem Tode abgelegtes Geständniß des ehemaligen münchener Vicearchivars Stephi Andrä enthielt, aus dem hervorging, daß die bei der Arretur seines Vaters und seiner Person aufgefundenen Papiere fast sämmtlich von ihm gefälschte gewesen. Er habe durch diese Fälschung nichts Anderes bezweckt, als sich die Hoffnung auf Wiederherstellung des von dem Gesandtschaftssecretair Schraut zerrissenen Verhältnisses zu dessen Tochter Appollonia zu erwerben. Durch einen solchen Verrath hätte er einen Anspruch auf die Dankbarkeit der östreichischen Gesandtschaft sich begründen wollen, welche, wie er wohl

gewußt habe, seinen Vater und die Freunde der Herzogin, von Lori und Baron Obermayer, in Verdacht von Feindseligkeiten gegen Oestreich gehabt hätte. Da er, Stephi, jedoch nichts besonders Gravirendes in dieser Beziehung entdeckt, so sei er zu dem Entschluß gekommen, solche Papiere selbst zu fabriciren. Baron von Ried (der damalige Gesandte) sei von ihm ins Geheim unterrichtet worden, daß er eine derartige Entdeckung gemacht und seine und seines Vaters Arretur wäre von diesem Herrn unter dem Vorwande, es fehlten einige Documente aus dem Gesandtschaftsarchiv, die niemand Anders als er, der Stephi, haben könne», verbreitet gewesen. Man hätte die gefälschten Papiere bei der Durchsuchung der Effecten finden müssen, wie dies auch wirklich geschehen. Der Gesandte jedoch habe ihm schlecht gelohnt, denn als er durch seinen Beistand dem Gefängniß entsprungen, habe er ihn mit einem Schreiben nach Wien geschickt, unter dem Vorgeben, daß man ihm daselbst eine Stelle geben werde, und im Glauben an die Wahrheit dieser Vorspiegelung habe er das Schreiben in Wien an die bezeichnete Behörde überreicht, worauf man sich sogleich seiner bemächtigt und ihn in Ketten nach Munkacz gebracht hätte. Sein Verbrechen des abscheulichsten Verraths am eigenen Vater sei die furchtbarste Marter

für ihn geworden, seine Gewissensbisse wären viel entsetzlicher gewesen als die Strafe, in Eisen zu karren. Jetzt, wo er hart an der Grenze des Grabes stehe, glaube er sich durch ein offenes Geständniß seiner Unthat einen sanften Tod zu erringen, er bereue sein Verbrechen von ganzem Herzen und bitte Gott, daß diese Reue ihm dessen Gnade erwecke.

Als der Gesandtschaftssecretair dieses so inhaltreiche Schriftstück abgelesen, herrschte eine lange Pause. Der Kurfürst schien durch die Kenntniß dieses abscheulichen Verraths, der ihn unwissend zum Ausspruch eines harten Strafurtheils gegen Andrä verleitet hatte, betreten. Schraut, der diese Bewegung in des Durchlauchtigsten Herrn Gesicht las, sprach weiter:

„Wenn ich vorher gesagt habe, daß diese Angelegenheit mich zu nahe angeht, so sprach ich nur die Wahrheit. Der Gedanke, daß, wenngleich ohne Schuld bei diesem furchtbaren Verbrechen meine Tochter gleichsam die Veranlassung dazu geworden und ich selbst, da jede Hoffnung auf irgendeine Verbindung zwischen ihr und diesem unglückseligen Menschen entschieden zerriß, mich gewissermaßen eines Antheils an der verabscheuungswürdigen That dieses Elenden zeihen muß und somit auch an der Verurtheilung seines Vaters Andrä, beunruhigt mich außerordentlich und ich flehe

Ew. Kurfürstliche Durchlaucht unterthänigst an, benannten Andrä Allerhöchst Dero Gnade zu würdigen. Auch für mich wird das Bewußtsein, ihn aus dem Kerker befreit zu wissen, eine große Gnade sein."

„Lassen Sie mir die Papiere da, ich werde später mir es noch ein mal vorlesen lassen", antwortete der Kurfürst ... „meinen Entschluß in dieser Sache werden Sie erfahren. Warum zerrissen Sie die Hoffnung dieses zum abscheulichsten Verbrechen Gesunkenen auf eine Verbindung mit Ihrer Tochter?"

„Kurfürstliche Durchlaucht, die Sorge um die Zukunft meiner Tochter legte mir die Pflicht auf, eine reelle Aussicht jeder andern Möglichkeit vorzuziehen. Stephi Andrä's excentrischer Character konnte mir nicht genügen und auch meine Tochter fand sich durch denselben allmälig abgestoßen, seine Leidenschaftlichkeit erschreckte sie, er benahm sich nicht selten wie ein Ueberspannter. Und so kam es, daß sowol sie als ich die ihr in Aussicht gestellte Partie, eine Heirath zwischen ihr und dem Professor Riedel, welcher sehr wohl angeschrieben beim wiener Hofe ist, als eine sehr vortheilhafte betrachteten, und ich dem Stephi Andrä, da sein Benehmen einen nicht zu duldenden Character angenommen, einst im Beisein mehrer Personen untersagte, je wieder in unserer Nähe zu erscheinen. Ich

konnte nicht ahnen, daß diese Abweisung ihn zu solchem Thun treiben werde. Sein excentrischer Character machte ihn zu Allem fähig, seine That beweist dies."

Klopfen an der Thür unterbrach diese Scene. Auf das vom Kurfürsten ertheilte Klingelzeichen als Eintrittserlaubniß erschien der Kammerlakai und meldete die Frau Herzogin Clemens an, welche Se. Durchlaucht in höchst wichtiger Angelegenheit sogleich sprechen wolle.

„Unsere durchlauchtigste Frau Schwägerin!" rief Karl Theodor überrascht und gab dann seinem Geheimkabinetssecretair und Herrn Schraut das sie entlassende Zeichen, der Kammerlakai erhielt Befehl, der Frau Herzogin zu öffnen, welche mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit eintrat.

Als Herr von Stengel und der Gesandtschaftssecretair miteinander ins Vorzimmer kamen, erblickte der Letztere zu seinem größten Erstaunen den Secretair der Herzogin, Joseph Utzschneider, Andrä's Neffen, seiner durchlauchtigen Herrin wartend.

„Was mag Der hier wollen?" flüsterte Schraut leise Herrn von Stengel zu.

Dieser antwortete mit Achselzucken: „Ich kann es nicht wissen, Hochdieselben müssen sich an ihn selbst wenden."

„An Den? ah, wo denken Sie hin? dies verschlossene Gesicht sagt nichts.“ Und Herrn von Stengel in eine Fensternische führend, wisperte er diesem zu: „Ihr Wunsch, den Andrä aus der Oubliette von Rothenberg befreit zu sehen, wird nun jedenfalls bald in Erfüllung gehen. Ich habe das Meine gethan und erwarte von Ihnen, cher ami, das versprochene Schweigen.“

„Seien Sie dessen gewiß“, entgegnete der alte Geheimkabinetssecretair mit einem Anflug von Lächeln, das auf seinem stets ruhigen gefurchten Gesicht ein außerordentlich seltener Gast war.

„Warum belieben der Herr Geheimkabinetssecretair zu lächeln?“ fragte Jener, dadurch pikirt.

„Warum? o, über ein Epigramm, mein Herr. Es fiel mir zufällig ein, daß die Menschheit zum größten Theil ein solches sei, von dem man Alles, und wäre es auch das Schlechteste, denken kann, ohne sich zu versündigen.“

„Der Herr Geheimkabinetssecretair belieben zu satirisiren.“

„Nein, nein, mein Herr, das erlaube ich mir nicht. Mir fehlt es an Witz, um etwas Großes in dieser Kunst zu leisten, seit ich zu der Einsicht gekommen bin, daß die lächerlichste Satire auf den Himmel das

Treiben der Menschen ist. Könnte ich da wirklich noch etwas zur Vervollkommnung beitragen? Ich zweifle."

Schraut schien wenig mit der Laune des Herrn von Stengel zufrieden zu sein, er schwieg daher eine zeitlang, wobei Jener ihn nicht störte. Der Gesandtschaftssecretair blickte mitunter zuweilen höchst beunruhigt nach dem Secretair der Frau Herzogin, der entfernt von ihnen am Fenster stand und offenbar über etwas sehr Ernstes nachdachte.

„Ob man von dem jungen Menschen vielleicht eine Andeutung erfahren könnte, welcher Art das Anliegen seiner durchlauchtigen Herrin bei dem Kurfürsten sein mag?" flüsterte Schraut Herrn von Stengel zu.

„Leicht möglich. Versuchen Sie es", war dessen Antwort.

„Hm, womit knüpft man bei diesem jungen Menschen an? Es ist schlimm, ich kenne ihn zu wenig", redete Schraut vor sich hin, indeß dessen Gegenwart im kurfürstlichen Vorzimmer war zu auffallend, als daß sich der Gesandtschaftssecretair nicht gedrungen gefühlt hätte, ihn zu einer Rede zu bewegen. Er näherte sich ihm und fragte höchst verbindlich: „Man darf wol dem jungen Herrn Secretarius zu einem bevorstehenden Avancement in kurfürstlichen Diensten,

zu dem die durchlauchtige Frau Herzogin wahrscheinlich Hochdenselben soeben empfiehlt, gratuliren?"

„Es ist möglich, — man muß das abwarten", entgegnete Utzschneider kurz.

„Ganz recht, abwarten — ein prächtiges Wort, recht diplomatisch. Abwarten, Geduld haben, die Sachen gehen lassen, sie nicht aus den Augen verlieren, günstige Momente festhalten — o, der Herr Secretarius haben da das Rechte getroffen, werden dereinst gewiß eine gute Carrière machen — freut mich immer, junge emporstrebende Männer kennen zu lernen. Bitte bei etwa vorkommender Gelegenheit sich freundlichst meiner Theilnahme für Hochdenselben erinnern zu wollen, würde mich sehr glücklich fühlen, durch irgendein Zeichen von — von Wohlwollen meine gute Meinung für den jungen Herrn effectuiren zu können."

Utzschneider hatte statt der Antwort nur eine Verbeugung für den Wohlmeinenden, der, da der Versuch, ihn zu einem Gespräch zu bewegen, mislang, sehr unzufrieden zu Herrn von Stengel zurückschritt und demselben zuraunte:

„Wenn ich nicht ganz irre, hat man mir erzählt, daß dieser Herr Secretarius der Sohn eines Bauers sei."

„Ganz recht — aus Rieden am Staffelsee", stimmte Jener bei.

„Also nicht zu verwundern, daß etwas von der bäurischen Natur in ihm geblieben ist", redete der Gesandtschaftssecretair ärgerlich weiter. „Jeder Andere würde sich geschmeichelt gefühlt haben, sich von mir zu einer Unterhaltung engagirt zu sehen. Ach, mein Hochverehrtester, oft empfindet man den gewaltigen Unterschied zwischen vornehmen und gemeinen Leuten recht sehr. Sie haben ihn gewiß auch schon empfunden, nicht wahr?"

„Allerdings, ich habe ihn allabendlich vor Augen."

„Wie das, mein Theuerster?"

„Ich brenne Wachslichter, mein Diener Talglichter. Da haben Sie das treffendste Bild des fraglichen Unterschieds."

„Recht spaßhaft, Hochverehrtester. Natürlich. Sie sind der vornehme, Dero Diener der gemeine Mann."

„So ist es nicht gemeint. Vornehme Leute sind wie Wachslichter, sie leuchten ohne alles Schneuzen, die gemeinen Leute aber sind wie Talglichter, die immer Lichtputzer haben müssen, wie zum Beispiel den Amtmann, den Pfarrer oder andere Personen."

„Immer zum Scherz aufgelegt; freut mich recht

sehr. Wünschte den guten Humor des Herrn Geheimkabinetssecretairs zu besitzen."

Der Genannte schaute ihn ernst an, dann sagte er: „Beneiden Sie mich um diesen Humor nicht, er ist eine Gabe, an der man langsam hinstirbt. Er steigt immer bei mir zu Tage, wenn ich das Unglück habe, in schlechte Gesellschaft zu gerathen."

„Herr Geheimkabinetssecretair, das ..."

Stengel unterbrach ihn mit den Worten: „Aufrichtigkeit ist ein weißer Rabe am Hofe, ich will keinen andern Vorzug als diesen in Anspruch nehmen, er ist mir genügend. Von der schlechten Gesellschaft nehme ich den Herrn Gesandtschaftssecretair keineswegs aus. Was Hochdieselben Sr. Durchlaucht dem Kurfürst die Ehre hatten vorzulesen, ist, unter uns gesagt, eine vollständige Schlechtigkeit, welche, man mag sie drehen und wenden wie man will, immer dasselbe Gesicht zeigt. Fürchten Sie nicht, daß ich den Kurfürsten darauf aufmerksam machen werde, da der Zweck, die Befreiung eines rechtschaffenen Mannes, der ein Opfer Ihrer Intrigue geworden, wohl zu erwarten sein darf. Sie haben mein Versprechen, zu schweigen über die Maßnahmen, welche von Seiten Oestreichs beliebt werden. Ich werde es pünktlich halten. Wenn Sie dasselbe als einen Gewinn für sich betrachten, so ge-

schieht das Nämliche von mir im Hinblick auf die Kenntniß, welche ich Ihnen durch den mir erfüllten Wunsch, Andrä's Freiheit betreffend, verdanke. Ich glaube, mein Herr, daß diese Kenntniß für mich eine sehr gute Stütze gegen mögliche Wünsche, mich gelegentlich aus Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Nähe und Vertrauen entfernt zu sehen, sein wird. Der Herr Gesandtschaftssecretair werden solchergestalt es als vollkommene Wahrheit zu betrachten haben, was ich vorhin hinsichtlich meines Humors äußerte."

Eine unangenehmere Ueberraschung als diese konnte Herrn Schraut unmöglich treffen; er sah sich von einem Manne, der so wenig Wünsche besaß, daß nichts zur Verlockung für ihn werden konnte, in Schach versetzt. Auf alle Fälle blieb Herr von Stengel trotz seines versprochenen Schweigens zu fürchten, wenigstens war nicht zu hoffen, daß man sich seiner nach Belieben entledigen, seine Stelle durch einen andern fügsamern Mann ersetzen könne. Dies war schon ein gewaltiges Hinderniß für Leute, welche derartige politische Pläne verfolgten wie die Herren von der östreichischen Gesandtschaft. Sie bedurften abhängiger Personen, die ihrer selbst willen, selbst in sie treffenden unangenehmen Fällen zum Schweigen gezwungen waren; Herr von Stengel stand unabhängiger als früher da,

weil er sich im Besitz einer von seinen Gegnern ausgeführten Täuschung gegen des Kurfürsten Durchlaucht wußte. Inwieweit der Geheimkabinetssecretair diese Täuschung durchschaute, that im Ganzen nichts zur Sache, da das Bewußtsein, daß überhaupt eine Durchschau dieser Angelegenheit demselben zu Theil geworden, schon hinlänglich unangenehm war. Für jetzt blieb nichts weiter übrig, als zum bösen Spiel gute Miene machen, um wenigstens dem Gegner nicht so offenbar die Beängstigung, welche dessen moralisches Uebergewicht hervorrief, merken zu lassen. Demnach sah sich Herr von Stengel zum Gegenstand sehr eindringlicher Rechtfertigung von Seiten des Gesandtschaftssecretairs gemacht. Die Ruhe des alten Staatsmannes ward dadurch auf eine harte Probe gestellt, aber er bestand sie, Schraut konnte nicht mit Gewißheit behaupten, sein Gegner sei von seinen Versicherungen, daß von einer absichtlichen Täuschung des Kurfürsten keine Rede sei, überzeugt.

Das Klingelzeichen im Kurfürstlichen Gemach rief den im Vorzimmer der Befehle seines Gebieters wartenden Lakai hinein, und als derselbe wieder zurückkam, erhielt Joseph Utzschneider die Weisung, vor dem Durchlauchtigsten Herrn zu erscheinen.

„Was in aller Welt mag das zu bedeuten haben?“

fragte Schraut ... „ich begreife nicht, welche Angelegenheit so besonders wichtig sein kann, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich bewogen finden, diesen jungen Menschen vor sich zu lassen!“

Der Lakai nahte sich beiden Herren und sagte leise zu Herrn von Stengel: „Kurfürstliche Durchlaucht waren ganz dunkelroth im Gesicht — 's muß eine Sache von Wichtigkeit sein, die Allerhöchstdenselben in solchen Aerger gebracht hat.“

Der Gesandtschaftssecretair verhehlte nur mit Mühe die ihn immer stärker beherrschende Unruhe. Nach einer Viertelstunde ertönte abermals das Klingelzeichen im Kurfürstlichen Gemach. Der aus demselben zurückkehrende Lakai sagte: „Das weiß Gott, was da geschehen sein muß, Se. Durchlaucht befiehlt augenblicklich den hochwürdigen Herrn Hofpfarrer zu sich. Ich muß ihn eiligst rufen.“

Kaum war der Diener aus dem Vorzimmer fort, als der Kurfürst persönlich die Thür öffnete und rief: „Häferlein!“

„Soeben ist Häferlein fortgeeilt. Befehlen Kurfürstliche Durchlaucht?“ fragte Herr von Stengel.

„Nein, nein ... hat Zeit. Ah, da ist der Herr Gesandtschaftssecretair noch ... für heute kann ich keine Audienz weiter gewähren, der Herr mag sich morgen

wieder her bemühen. Komme Er herein, Stengel." Eine entlassende mit einem Kopfnicken verbundene Handbewegung gegen Schraut, und der Kurfürst wendete sich rasch zurück in sein Gemach, in welches ihm befohlener maßen der Geheimkabinetssecretair folgte.

Schraut verließ mit großem Unmuth das Vorzimmer, die ihm entzogene Kenntnißnahme des Vorgangs im Kurfürstlichen Kabinet machte ihn ungemein besorgt, da die Personen der Herzogin und ihres Secretairs, die unleugbar denselben veranlaßt hatten, ihm mehr als gefährlich erschienen. Die Vermuthung, daß die Anwesenheit der beiden Genannten mit dem Lippertschen Plane des Correspondenzverraths an der Herzogin in Verbindung stehen könne, wurde ihm immer wahrer, einleuchtender. Was war da geschehen? mußte dieser so gut angelegte Plan als gescheitert angesehen werden ... und dann, wodurch war er gescheitert?

Erst am Spätabend erhielt man im östreichischen Gesandtschaftshôtel durch den Pater Beichtvater Kunde von Dem, was der Grund des Vorgangs gewesen. Zum größten Theil war der Lippert'sche Plan wirklich gescheitert, Joseph Utzschneider hatte die Correspondenz seiner durchlauchtigen Gebieterin nicht ausgeliefert, indem die Letztere, wie der hochwürdige Hofpfarrer versicherte, schon vorher von dem Vorhaben, ihren

Secretair zum Verrath zu verlocken, unterrichtet gewesen. Der Kurfürst habe sich so empört über diese Thatsache gezeigt, wie er ihn noch niemals gesehen hätte, nachdem er den Secretair Utzschneider drei Stunden lang persönlich über alles den Illuminatenorden Betreffende verhört, die strengste Untersuchung und Unterdrückung genannten Ordens anbefohlen.

„Die Herzogin will schon vorher unterrichtet gewesen sein?“ fragte Graf Lehrbach ... „das ist ja vollkommen unmöglich.“

„Ihre eigenen Worte, Herr Graf“, entgegnete Pater Frank.

Dieser räthselhafte Umstand beschäftigte die Herren außerordentlich, denn da die Herzogin dies selbst ausgesprochen, war nur anzunehmen, daß der fragliche Verrath seinen Ausgang aus dem Gesandtschaftshôtel selbst genommen habe. Die Bestürzung der Betheiligten war allgemein, indeß zu einer Vermuthung, auf welche Weise dies geschehen sein könne, gelangte man nicht, dieser Umstand blieb in ein undurchdringliches räthselhaftes Dunkel gehüllt, ein Quell für viele andere Befürchtungen derselben Art. Mit einem außerordentlichen Eifer griff Kurfürst Karl Theodor die Vernichtung eines Ordens an, der aus den Herzen seiner eigenen Mitglieder Höhlen des Verraths machte. Es

erfolgte wenige Tage später ein allgemeines Verbot aller geheimen Verbrüderungen in Baiern, und da die Illuminaten dieser Weisung keine Folge gaben, so wurden die ernstesten Maßregeln gegen sie eingeleitet; unerwartete Haussuchungen bei Ordensmitgliedern angestellt, bei welcher Gelegenheit man sich eines großen Theils der Briefschaften und sonstiger Documente der geheimen Verbrüderung bemächtigte, die Karl Theodor durch den Druck veröffentlichen ließ, um die Verderblichkeit der gehegten Entwürfe ganz Deutschland darzulegen.

Dieser Fehlschlag einer Intrigue, von welcher man ein großes Resultat erwartet hatte, war keineswegs günstig für die locker gewordene Verbindung der diplomatischen Fäden, welche Graf Lehrbach im Interesse des wiener Hofs in München zu leiten hatte. Ein besonderer Unstern schwebte über allen geheimen Unternehmungen Lehrbach's, der an der Hoffnung festhielt, daß es ihm durch Graf Chamisso's Talent gelingen werde, dem Kurfürsten die schöne Oestreicherin zu insinuiren und der antiöstreichischen Partei, die jetzt, wo Herzogin Clemens mit ihrem durchlauchtigsten Schwager wieder in nähere Verbindung getreten, mehr als je en vogue gekommen war, somit einen Damm für ihre Bestrebungen entgegen zu setzen. Alles schien

diesem großen Ziele nahe zu sein, der Gesandtschafts-secretair hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, daß Graf Chamisso schon so weit in seiner galanten Intrigue vorgerückt sei, daß an einem Einverständniß zwischen der schönen Dame und ihm nicht gezweifelt werden konnte, denn derselbe besaß zu den nöthigen geheimen Zusammenkünften den Schlüssel zu der Gartenpforte, Schraut hatte selbst ihn durch diesen Eingang in den Garten gelangen sehen.

Um so überraschender kam eines Spätabends die Nachricht von einem feindseligen Zusammentreffen Graf Bernard's mit dem Grafen Clemens Törring-Seefeld, über welches man allerdings nichts Weiteres erfuhr, als daß beide Cavaliere sich gefodert hatten. Dieser Hiobspost folgte eine andere auf dem Fuße, welche noch von weit mehr Bedeutung war und bald ihre Wirkung offenbarte. Die schöne Gräfin Josephe hatte sich bei des Kurfürsten Durchlaucht am Morgen nach dem Zusammentreffen ihres Gemahls mit Graf Bernard melden lassen und denselben angefleht, kraft seiner Macht das Duell unmöglich zu machen. Die schöne bittende Frau, welche schon vor ihrer Verheirathung des Durchlauchtigsten Herrn Gunst besessen, gewann in dieser Stunde dieselbe wieder. Somit war die östreichische Partei gefallen, welcher der Kurfürst

die bisher ihrem Repräsentanten, Grafen Lehrbach, vorenthaltene Concession machte, Fräulein Schenk von Castel ganz aus Baiern zu verweisen. Der alte Geheimkabinetssecretair von Stengel erhielt den Auftrag, diesen Entschluß seines Durchlauchtigsten Herrn und alle damit verbundenen Versprechungen desselben für ihre Zukunft dieser so leicht enragirten Dame zu verkünden und sie zur unbedingten Widerspruchlosigkeit zu bestimmen. Alter und die ruhige Würde der äußern Erscheinung Herrn von Stengels schien bei dieser ihm übertragenen üblen Commission den Kurfürsten zu seiner Wahl bestimmt zu haben.

„Was bringen Sie mir, Herr Geheimkabinetssecretair?“ rief Fräulein Valeska ihm entgegen, als er in ihre reichgeschmückte Wohnung im nymphenburger Schlosse trat.

„Gutes, welches vorderhand den Anstrich des Schlimmen hat, aber zuverlässig sich in das erstere verwandeln wird“, antwortete Herr von Stengel. „Sind Sie geneigt, mir ruhig zuzuhören, Fräulein?“

„Es ist ja bald die einzige Freiheit noch, die Se. Kurfürstliche Durchlaucht mir gelassen hat!“ rief Valeska zornig. „Behandelt man mich nicht wie eine Gefangene, die ein ungeheures Verbrechen begangen hat!“

Der Geheimkabinetssecretair ließ den Blick über das prächtige Zimmer und dessen kostbare Einrichtung streifen und sagte dann: „Fräulein, Sie sehen die Dinge mit zu sehr getrübtem Auge an, eine solche Gefangenschaft läßt sich, glaube ich, schon noch ertragen. Doch ich komme, Ihnen Freiheit zu bringen. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an. Versprechen Sie mir das?“ Und da Valeska zögerte, redete er weiter, mit einem Ton, der von Theilnahme zeugte.

„Sehen Sie mich an“, sprach er. „Ich bin ein alter Mann, von dem Sie mit Zuversicht erwarten können, daß er keine Heuchelei ausspricht, wenn er Ihnen den Rath ertheilt, die Verhältnisse so zu nehmen, wie sie einmal sind. Vielleicht haben Sie zuweilen bemerkt, daß ich mit Theilnahme auf Sie geblickt habe. Ich wünsche, daß Sie dies bemerkt haben möchten. Sollte dies der Fall sein, nun so bitte ich Sie, diese Bemerkung mit der zu vereinen, daß ich fern von all jenem Treiben bin, welchem wol fast alle Personen an hiesigem Kurfürstlichen Hof huldigen. Mein Alter kennt keine Leidenschaften mehr, ich stehe allein, gleich einem langsam hinsterbenden Baume. Dies muß Ihnen ein gewisses Vertrauen zu mir geben, denn auch Sie, in Ihrer schönen Jugend, sind — vereinsamt, verwaist.“

„Ja, das ist das rechte Wort“, entgegnete Valeska unter Thränen des Zorns ... „o, ich bin abscheulich mishandelt worden. Der Kurfürst hat mich aufgeopfert.“

„Fräulein, Sie sind da nicht ganz im Recht“, antwortete Herr von Stengel ... „was jetzt an Ihnen geschieht, ist seit Tausenden von Jahren an Andern geschehen, Ihr Fall ist nichts Neues, er ist in den Verhältnissen, in dem Gewirr von Leidenschaften aller Art, die an Höfen ihren Tummelplatz finden, natürlich begründet. Der Wechsel begünstigter Geliebten eines regierenden Herrn ist meist vom Wechsel politischer Systeme begleitet. Ihr Fall zog auch den der östreichischen Sympathien nach sich, Graf Lehrbach hat seinen Einfluß bei dem Kurfürsten verloren; Gräfin Josephe Törring-Seefeld ist jetzt der Stern des Hofs.“

„Wie? Josephe ... ihr muß ich also weichen? Ha, wie wird diese Stolze sich geschmeichelt fühlen!“ rief Valeska.

„Gönnen Sie ihr den kurzen Traum eines Triumphs, von dem sie eines Tags unangenehm erwachen wird. Mit ihr tritt die Partei der Patrioten in den Vordergrund, und augenblicklich ist dies gut in Beziehung auf die Baiern gefährliche Freundschaft Oestreichs. Doch lassen wir Das. Reden wir von Ihrem vorhin

geäußerten Ausspruch, der Kurfürst habe Sie aufgeopfert. Ich bin der Meinung, daß dieser Vorwurf mit mehr Recht für einen Andern gebührt."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Geheimkabinetssecretair."

„Graf Chamisso war es, der Sie aufopferte."

„Was sagen Sie? Graf Bernard ... erklären Sie mir ... ah, es ist nicht möglich!"

„Als Sie an den Hof herkamen, Fräulein, traten Sie aus einer natürlichen Welt in eine Welt der Unnatur. Nichts in Ihnen stimmte zu dem hiesigen Treiben. Ihre offene Seele, wenn auch durch eine schrankenlose Freiheit verwildert, wenn ich mich dieses Ausdrucks für große Leidenschaftlichkeit, für ungezügeltes Wesen überhaupt bedienen darf, ergriff mit Hast die Hand Dessen, der Ihnen als ein Freund erschien und dessen Absicht nichts weiter war, als durch Sie sich selbst zu erheben. Graf Chamisso verdarb Sie, er machte Sie zur Favorite eines Fürsten, weil es ihm Vortheil bringen mußte. Er erniedrigte Sie zu einem Werkzeug seiner Pläne. Hätte er es redlich mit Ihnen gemeint, würde er Sie auf die Gefahren aufmerksam gemacht haben, die unzertrennlich von der Laufbahn sind, welcher er Sie zuführte. In seiner Macht stand es, Sie zu veredeln, er that das Gegen-

theil, er blendete Sie gegen Ihre eigene Ehre. Als ich Sie zum ersten mal sah, Fräulein, war mir mein altes Herz tief bewegt, Sie glichen meiner für mich leider zu früh verstorbenen Tochter Antonie. Mit ihr, der einzigen Seele, die nach dem Tode meines guten treuen Weibes mir als Trost verblieben, hatte ich vor Jahren Alles verloren! . . . und Sie werden selbst fühlen, wie ungemein ich mich angeregt finden mußte, in Ihnen sie vor mir wieder erscheinen zu sehen. Dies ist der Grund meiner Theilnahme für Sie. Ich konnte dieselbe nicht bethätigen, denn wir standen einander zu fern, Ihre überschäumende Jugendlust warf eine breite Kluft zwischen Ihnen und mir. Der alte Mann, der in keiner weitern Berührung zu dem wirren Treiben um ihn her stand, als gerade sein Amt unumgänglich erfoderte, würde Ihnen lächerlich erschienen sein, hätte er eine Annäherung an Sie versucht. Darum war es ein Schmerz für mich, Sie, die meinem lieben verstorbenen Kinde glichen, untergehen zu sehen. Indeß dieser Kummer ging in Freude über, als zwischen Ihnen und Comtesse Rahel von Seissel de Aix eine Freundschaft sich entspann."

„Sprechen Sie nicht von dieser Freundschaft!" rief Valeska . . . „es war keine solche, nur ein Blendwerk, um mich vor dem ganzen Hofe lächerlich zu

machen. O ich habe es wohl erfahren, daß Comtesse Rahel sich der Mühe unterzog, alle meine Aeußerungen der alten Kurfürstin zu hinterbringen, damit diese häßliche Durchlaucht Stoff zum Spott hatte. Comtesse Rahel war falsch, sie hat mich abscheulich getäuscht, abscheulich!"

„Lästern Sie dies edle Frauenherz nicht! Comtesse Rahel war niemals zu einer Täuschung fähig. Ich weiß es, daß es ihr sehr wehe that, plötzlich von Ihnen und ohne daß sie die Ursache kannte, die erst angebahnte Freundschaft gebrochen zu sehen. Sie hatte Sie lieb gewonnen und würde den Schritt, Sie für sich wieder zu erringen, gern gethan haben, wenn die traurigen Parteiungen am Hofe und ihre Stellung bei der Frau Herzogin Clemens es ihr nicht gebieterisch untersagt hätten", entgegnete Herr von Stengel. „Comtesse Rahel lebt fern von hier, kein Vortheil, welcher er auch sein möge, ist auch nur denkbar, der mich leiten könnte, sie gegen eine solche Verunglimpfung ihres edlen Charakters in Schutz zu nehmen. Dies muß Ihnen Ueberzeugung sein, daß ich die lauterste Wahrheit spreche. Allein Der, welchem es gelang, Sie der Freundschaft zu ihr zu entziehen, hat ein Meisterstück der Täuschung vollbracht."

„Graf Chamisso war es, der . . . ach, es wäre

ja entsetzlich, wenn ich solche schändliche Absichtlichkeit von ihm glauben sollte! . . . mein Himmel, mir wird Angst vor mir selbst . . . ich wäre nichts als ein Spielzeug eines niederträchtigen Menschen gewesen!"

„Es ist so und nicht anders", bestätigte der Geheimkabinetssecretair. „Der Ausspruch scheint hart, aber er ist in moralischer Hinsicht dasselbe, was die Sonde eines Arztes für einen verwundeten Körpertheil ist, Beide bringen die verborgene Ursache eines Uebels zutage."

Valeska warf sich tief erschüttert in die Sophakissen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; Herr von Stengel hörte sie weinen, er that aber nichts, um diese Thränen einer sehr bittern Erkenntniß zu unterbrechen, sie mußten fließen, um das von wilder Leidenschaftlichkeit verhärtete Herz weicher, zugänglicher zu machen. Nach einer Weile ließ sie die Hände herabgleiten in den Schoß und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich habe Alles verloren, weil ich mich selbst verloren hatte. Ist ein Wiederfinden meiner selbst möglich, so will ich es erringen — gewiß, das will ich, und wenn ich etwas will, führe ich es durch. Reden wir nicht mehr von dieser abscheulichen Vergangenheit. Sagen Sie mir, was des Kurfürsten Durchlaucht über mich verfügt hat, oder vielmehr Gräfin Josephe, denn

sie ist jetzt sein Wille. Es wird nichts Gutes sein, denn daß sie mir, der sie früher weichen mußte, Demüthigungen bereitet, verlangt ihr Stolz; ich kenne sie."

Fräulein von Castel hatte nicht unrecht vermuthet, als sie von sich bereiteten Demüthigungen redete. In der Person eines Freiherrn Betschard, welcher ehedem Landrichter zu Sulzbach, aber wegen arger Verbrechen seines Postens entsetzt und zum Tode verurtheilt worden war, hatte man einen Gemahl für sie gefunden, welcher einwilligte, eine Scheinehe mit ihr einzugehen, wenn ihm Begnadigung zutheil werde. Sobald Valeska zu dieser Scheinehe sich verstand, sollte der Elende zum Grafen ernannt werden und in der Oberpfalz eine Ministerstelle erhalten.

Tiefe Blässe überzog das Antlitz Valeska's, sie fühlte sich unvermögend, dem in ihr tobenden Sturm einen Ausdruck zu geben. Zorn und Schmerz theilten sich zugleich in ihrer Seele. Mit tiefem Athemzuge sagte sie nach einer Weile:

„Tiefer konnte keine Demüthigung für mich aufgefunden werden, der Kurfürst entehrt sich selbst, daß er den einst von ihm geliebten Gegenstand nicht werther hält, als nun den Namen eines zum Tode verurtheilten Verbrechers zu tragen. Aber es hat auch seine

lustige Seite. Der neue Graf ist dann mein Geschöpf und ich hoffe — recht glücklich mit ihm zu werden."

Sie brach in heftiges Lachen aus, das aber in jenes Krampfgelächter überging, welches in nicht seltenen Fällen mit schweren Nachwehen verbunden ist. Es gehörte nur die unerschütterliche Seelenruhe eines Mannes, wie der Geheimkabinetssekretair war, dazu, um gegenwärtig zu bleiben. Er setzte sich zu ihr ans Sopha und wartete den Vorübergang dieses Zustands ab, in welchen Zorn, Scham, Haß und Schmerz sie versetzt hatten. Fast eine halbe Stunde hielt er so aus, dann wies sich eine allmälig eintretende Ruhe bei Valeska. Ihr Blick haftete auf ihm, der theilnahmsvoll ihre Hand ergriffen hatte.

„Ich danke Ihnen", sagte sie leise . . . „ich danke Ihnen, Sie verdammen mich nicht, und haben auch keine Demüthigung für mich, wie die Andern. Sie sind besser wie sie alle. Ich hätte nicht geglaubt, einmal so arm und elend werden zu können, daß ich einen Händedruck für ein großes Glück halten müßte, und jetzt bin ich dahin gelangt. Sagen Sie dem Kurfürsten, ich wäre zu Allem bereit, sagen Sie ihm, daß ich die Schande, die er meiner Feindin mir aufzubürden erlaubt hat, als Zeichen seiner fürstlichen Gunst mit

mir herumtragen will — sagen Sie ihm, daß Valeska Schenk von Castel die Stunde verwünscht, in der sie hierher nach München kam. Ha, welche Verworfenheit! ich trage sein Kind unter dem Herzen und er brandmarkt mich, dessen Mutter, durch die Schmach, vor der Welt den Namen eines Verbrechers zu tragen! Genug, Genug, jede Klage wäre lächerlich. Melden Sie dem Kurfürsten, daß ich nur die Eine Gnade von ihm beanspruche, dieser schändlichen Posse ein schnelles Ende zu machen, damit ich fort von hier komme, wo überall die Blicke des Hohns mich verfolgen werden. Ich will nach der Schweiz, zwischen ihren freien Bergen soll meines Kindes Wiege stehen, daß nie der Gedanke, nach eines Fürsten Gunst zu streben, in dessen Seele sich verirre. Leben Sie wohl. Ich darf Sie nicht erst bitten, mir, der Gestürzten, der von Schande Niedergedrückten, das Mitleid zu erhalten, das Sie mir heute gezeigt haben. Sie werden es, denn ich trage die Züge Ihrer Tochter."

Der alte Geheimkabinetssecretair blieb lange vor ihr stehen und schaute ihr in die Augen. Beide redeten nicht. In des alten Mannes Auge drängten sich dann einige Tropfen hervor, und — er ging. Es war für ihn selbst eine seltene Ueberraschung, sich gerührt zu fühlen, aber es war wohlthuend für ihn. Solchen

Eindruck bewirkt das Glück wie das Unglück, dessen Zeugen wir werden, ebenso wie der Anblick eines kostbaren kunstvollen Gebäudes oder eine Ruine aus lang vergangener Zeit unser Inneres oft seltsam bewegen.

Ehe noch eine Woche vergangen war, verbreitete sich das Gerücht, Fräulein Valeska Schenk von Castel habe mit ihrem Gemahl, dem Grafen Betschard, Schloß Nymphenburg verlassen. Es war eins jener Ereignisse, die man nur erzählt und hört, um sie erzählt und gehört zu haben und dann schnell zu vergessen. Diese Art Erinnerung ist eine Art Gottesgericht.

Im östreichischen Gesandtschaftshôtel, wo dies Gerücht natürlich auch schnell Eingang fand, war man keineswegs so erfreut darüber, als dies unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde. Im Gegentheil wünschte man, der Kurfürst hätte sich weniger willfährig gegen die schöne Gräfin Josephe Törring-Seefeld gezeigt, welche, das war mit Ueberzeugung anzunehmen, bei der schnellen Entfernung des Fräulein von Castel besonders betheiligt sein mußte. Die östreichischen Sympathien hatten durch diesen Favoritenwechsel, welchen Graf Lehrbach selbst herbeigeführt zu haben sich den Vorwurf machen mußte, bedeutend verloren, sie waren gegenüber der nun schnell Platz

greifenden Patriotenpartei in Schach gerathen, aus dem nur außerordentliche Gewandtheit, begünstigende Zeitumstände oder glückliche Zufälle sie zur frühern Geltung emporheben konnten.

Die Partei, welche jetzt ans Ruder gekommen, wies sich besonnen genug, um Alles zu vermeiden, was irgend wie Haß oder Hohn gedeutet werden konnte. Ohne Aufsehen hatte Graf Lehrbach, dem von Seiten des Kurfürsten eine Einladung zu einer Lustpartie nach Schleißheim, an welcher der ganze Hof Theil nahm, zugeschickt worden, dadurch wieder Zutritt bei dem Durchlauchtigsten Herrn gewonnen; aber eben nur dieses Gewinns konnte sich der Herr Gesandte rühmen. Die bis zum nahen Abschluß gediehenen Verhandlungen zwischen Kaiser Joseph II. und dem Kurfürsten wegen des Tauschprojekts stießen unerwartet auf Hindernisse, über die man sich nicht verständigen konnte, welche aber auf keinen Fall vorhanden gewesen sein würden, wenn die Harmonie zwischen dem Kurfürsten und dem Grafen Lehrbach nicht einer so unerwarteten Störung ausgesetzt worden wäre.

Vergebens hatten der Letztere und sein Gesandtschaftssecretair sich bemüht, über das räthselhafte Zusammentreffen des Grafen Chamisso mit dem Grafen Törring-Seefeld etwas Näheres zu erfahren. Es blieb

ein Geheimniß für sie, wie für den Hof überhaupt, denn es war gefährlich, von Dingen zu reden, welche, wie es schien, absichtlich in Dunkel gehüllt bleiben sollten. Im östreichischen Gesandtschaftshôtel kannte man nur die Vermuthung, ein Verrath der heimlichen Besuche Graf Bernard's im Garten des Grafen Törring-Seefeld habe diesen zu dem Wahn verleitet, sie gälten seiner Gemahlin. Bernard hatte noch spät am Abend an Graf Lehrbach ein Billet mit den wenigen Worten geschickt: „Der Satan hat sein Spiel gehabt. Um Niemand zu dem Gedanken zu bringen, Sie wären bei der unangenehmen Geschichte nur im Entferntesten betheiligt, vermeide ich jeden Besuch bei Ihnen. Später das Weitere."

Durch die Nachlässigkeit eines Dieners empfing der Gesandte erst am andern Morgen dies ebenso inhaltschwere als dunkel und geheimnißvoll gehaltene Billet, das ihn nicht wenig in Staunen setzte. Eine Stunde später brachte auch schon einer seiner besoldeten Agenten die höchst unwillkommene Nachricht von dem harten Zusammentreffen zwischen Bernard und Törring-Seefeld. Des Erstern Vorsicht in dieser fatalen Situation, jede Verbindung mit den Bewohnern des Gesandtschaftshôtels sogleich abzubrechen, konnte nur lobend anerkannt werden, sie entzog die Gesandt-

schaft vielen Fatalitäten und diente derselben zugleich als Muster für ihr nun einzuhaltendes Benehmen gegen seine Person. Nähere Erkundigungen ergaben, daß Graf Bernard Zimmerarrest auf Kurfürstlichen Befehl habe und dann war er eines Tags aus München verschwunden. Ein paar Wochen später erst erfuhr Graf Lehrbach den unangenehmen Vorgang durch ein von Manheim ihm zugesendetes Schreiben Bernard's.

Wer den Letztern verrathen, blieb dahin gestellt. Bernard schrieb: Graf Törring-Seefeld sei ihm mit bloßem Degen entgegen getreten, und kaum habe er vor der Wuth dieses Cavaliers sich retten können, welcher in seiner Anwesenheit im Garten den Beweis einer sträflichen Absicht in Bezug auf seine Gemahlin zu sehen geglaubt und ihn deshalb aufs Heftigste insultirt habe. Es sei ihm in dieser Situation nichts übrig geblieben, als den Wüthenden zu fodern. Dies hätte denselben erst zu einer Art Vernunft gebracht und das Duell sei von ihnen Beiden für den nächsten Tag anberaumt worden. Die Vorsorge, Niemand zu dem Argwohn zu leiten, dieser üble Handel stehe in irgendeiner Beziehung zu der östreichischen Gesandtschaft, hätte ihn zu dem Schreiben des Billets bewogen. Am nächsten Morgen habe sich auf kurfürstlichen Befehl Wache in seiner Wohnung eingefunden,

und zwei Tage darauf sei er aufgefodert worden, die Ursache seiner Anwesenheit in Törring-Seefeld's Garten schriftlich anzugeben. Er habe dies gethan und die junge östreichische Dame als den Magnet genannt, der ihn dorthin gezogen. Jedenfalls sei dies bei Befragung derselben als Wahrheit befunden worden, denn nach Verlauf einer halben Woche wäre ihm im Auftrag Sr. kurfürstlichen Durchlaucht das Patent als Hofkammerrath für die Pfalz eingehändigt worden, jedoch mit der Bedingung, München unter Begleitung des Oberstallmeisters Baron Vieregg zu verlassen. Dies sei geschehen, er befinde sich nun in Manheim und hoffe der Gesandtschaft durch sein Benehmen einen vorzüglichen Dienst geleistet zu haben.

Dies war nicht in Abrede zu stellen, Bernard's Klugheit hatte große Unannehmlichkeiten verhütet.

„Der Mensch ist gut zu verwenden", sagte Graf Lehrbach ... „man muß ihn in unserm Interesse festhalten. In der Pfalz bietet sich ihm ein sehr umfangreicher Wirkungskreis. Die Frau Kurfürstin ist unserer Pläne Feind, und die jeweiligen Besuche des zweibrückner Herzogs bei ihr deuten genugsam darauf hin, welchen Sympathien man daselbst Vorschub leistet. Man muß da vorsichtig beobachten, und Graf Chamisse scheint besonders tauglich dazu. Sein Rang, seine

Stellung, seine Gewandtheit lassen hoffen, daß die Schlappe, die unsere Interessen hier am Kurfürstlichen Hofe erlitten, bei Gelegenheit wieder auszugleichen sein dürfte. Der Mensch liebt Geld, senden Sie ihm tausend Dukaten durch treue Leute — man muß ihn fesseln. Gold oder Eisen hat in vielen Fällen gleiche Bedeutung."

Der Gesandtschaftssecretair war mit diesem Ausdruck großer diplomatischer Lebensweisheit ganz einverstanden.

Der östreichische Tauschplan erlitt eine förmliche Niederlage, denn fast gleichzeitig mit den Vorgängen in München hatte sich der Herzog Karl von Zweibrücken und dessen Bruder Max von Birkenfeld an den König Friedrich II. von Preußen, um dessen Beistand gegen Oestreichs Manipulationen gewendet. Die Welt erfuhr, daß von Wien aus dem Herzog eine Million, dem Birkenfelder eine halbe Million für deren Verzicht auf die bairische Erbfolge angeboten, und als diese Summen von Beiden ausgeschlagen worden, der in Wien accredidirte und durch Kaunitz' Staatskunst zum Satelliten Oestreichs gewordene russische Gesandte, Graf Romanzow, es sogar versucht hatte, den Herzog einzuschüchtern. Diese, der Oeffentlichkeit anheim gegebene Angelegenheit machte

außerordentliche Sensation; Oestreichs Plan war vollkommen als gescheitert zu betrachten, besonders da in München sich nun eine sehr starke Reaction dagegen gerirte. Graf Lehrbach's Stellung am kurfürstlichen Hofe zu München war von nun an eine sehr unangenehme und gestaltete sich nach Verlauf einiger Monate zu einer ziemlich mislichen, denn die Nachricht vom plötzlichen Tode des einzigen für die bairische Erbschaft bestimmten Erbprinzen von Zweibrücken, des neunjährigen Sohnes des Zweibrückner Herzogs Karl und der sächsischen Prinzeß Amalie, ward unverholen auf Lehrbach's Sündenregister gesetzt. Man erinnerte sich, daß im Jahr 1699 der junge zur spanischen Erbschaft bestimmte bairische Kurprinz, Joseph Ferdinand, ganz plötzlich gestorben, wodurch Oestreich in Vortheil kam, man munkelte, der so auffällig schnell erfolgte Tod des «guten Max», Karl Theodor's Vorgänger auf dem bairischen Kurfürstenstuhle, zu einer Zeit, wo nach Oestreichs Plan Karl Theodor auf eine Abtretung Baierns bereits insgeheim eingegangen war, sei jedenfalls nicht in natürlicher Ursache begründet, und die durch des neunjährigen Zweibrückener Erben überraschend schnelles Ableben zum Dreiblatt gewordenen Todesfälle machten viel von sich sprechen. Laut natürlich durfte dergleichen nicht werden, da

Beweise fehlten, aber von einem Ende Baierns bis zum andern bezüchtigte man den Grafen Lehrbach und den Prinzen Christian von Waldeck die Urheber des Todes des Zweibrückner Erben zu sein.*) Es gehörte ein ebenso diplomatisch-schlauer als wenig sich mit Scrupeln beschäftigender Staatsmann dazu, um die durch alles Dies in Miskredit gerathene Politik Oestreichs oder vielmehr Kaunitz' wieder zur Geltung zu heben.

*) Die damals erschienenen Staatsanzeigen Schlözer's nannten sogar den Namen des Leibarztes. Und Hormayr sagt in seiner letzten Schrift: „Baiern und Pfalz, Gott erhalts!" (Berlin 1848), S. 101: „Wenn binnen weniger als neunzig Jahren drei solche Todesfälle (1699, 1777 und 1784) und gerade in so peremtorischen Augenblicken aufeinander folgen, da wird der Wahn ansteckend und der Klügste verfällt dem Pöbelwitz."

V.

Die nächste Folge dieser politischen Wirren äußerte sich in dem von Friedrich II. von Preußen gestifteten Fürstenbund im nächstfolgenden Jahre 1785, und daß diese Idee des greisen Preußenkönigs bei der Mehrzahl der deutschen Fürsten Anklang fand und die angestrebte Verbindung binnen wenig Monaten zustande kam, war der schlagendste Beweis, wie sehr des ruhelosen Joseph II. Pläne auf Vergrößerung seines Reichs von Allen erkannt und daher auch von Allen in einem festen Zusammenhalt das sicherste Mittel zu ihrem eigenen Schutz gefunden wurde. So war Preußen abermals der östreichischen Politik hemmend entgegen getreten und sah seine Meinung von der Mehrheit der deutschen Mitfürsten getheilt.

In der Pfalz gerirte man sich in politischer Beziehung etwas freier, da der Kurfürst fern in der Hauptstadt Baierns lebte. Die jeweiligen Besuche des

nun kinderlosen zweibrückener Herzogs bei der Kurfürstin, Karl Theodor's Gemahlin, von der man überhaupt wußte, daß sie gegen Oestreich Antipathie hegte, trugen jedenfalls bei, die Meinungen nicht unter solchem Druck zu halten, wie dies in München geschah.

Fern von diesem Für uud Wider lebte Gräfin Rahel Haslang, sie nahm keinen Theil an der schnell zur Manie eingerissenen Sucht der pfälzer Damen, über die politischen Angelegenheiten sich zu unterhalten, ihr schönes edles Dasein krankte an tiefem Kummer. Nicht nur ihres Kindes, das sie so zärtlich liebte, sondern auch ihres Gemahls Zustand erweckte große und gerechte Besorgnisse in ihrem Herzen, und diese Besorgnisse gestalteten sich allmälig mehr zu einem stehenden Gram. Sie stand ziemlich allein in der Frauenwelt des manheimer Hofs, die Damen der Kurfürstin konnten kein Umgang für sie sein, da deren geistige Beziehungen einem so fein gebildeten Geiste, wie der Rahel's nicht entsprachen, sie fühlte sich nicht zu ihnen gezogen, kein Band einer innigern Harmonie knüpfte sie an diese vornehmen Frauen. Wie sehr fühlte Rahel das Entbehren ihrer edlen mütterlichen Freundin, der Herzogin! Hier gab es kein weibliches Wesen mit so tiefer Empfindung für das Schöne und Erhabene begabt wie sie. Die große Kluft der Altersjahre

hatte die gleiche Gemüthsfähigkeit, sich einander mit offener Hingebung anzuschließen, überbrückt, zwischen ihnen hatte nicht nur das schöne mütterlich-kindliche, sondern auch ein wahrhaft inniges Freundschaftsverhältniß obgewaltet, und diesem wohlthuenden und erheiternden Bewußtsein sah Rahel sich genöthigt zu entsagen, als sie mit ihrem Gemahl nach Manheim gekommen war. So gütig auch die Kurfürstin sich gegen sie bezeigte und sie deren Gnade sich versichert wußte, so bot ihr doch diese fürstliche Huld keinen Ersatz für Das, was sie durch die Entbehrung des Umgangs mit deren durchlauchtigen Schwester, der Herzogin, bald schmerzlich vermißte.

Obwohl die Kurfürstin den feinen Geist und die hohe Bildung ihrer Schwester besaß, war ihr Geschmack doch weit weniger geläutert und trat besonders als kennzeichnend in der Wahl der Theaterstücke hervor, durch die sie sich angezogen fühlte. Die gewöhnlichsten Komödien verschafften ihr Vergnügen, während die Aufführung der großen, Gemüth und Gefühl gleich sehr in Anspruch nehmenden Dichtungen Schiller's sie kalt ließen. Was Gräfin Rahel sich nie als möglich gedacht, stellte sich, und zwar gegen ihren Willen, vor ihr Denken hin. Sie fing an, den Kurfürsten in manchen Dingen zu entschuldigen, die sie früher gar

nicht gekannt oder in einem ganz andern Licht angesehen hatte. Fürstliche Repräsentation allein konnte unmöglich einen Mann fesseln, dessen Geist mit Recht ein hochgebildeter genannt wurde, der für Wissenschaften und Künste eine gleich offene Empfänglichkeit besaß und mit einem ausgezeichneten Schönheitssinn begabt war. In der großen Ungleichheit zwischen ihm und seiner Gemahlin lag die Wurzel jener Verirrungen, denen er sich hingegeben und die ihn zum Jerobeam an seinem Volk machten, dem er das Beispiel der Sünde gab.

Jemehr die Erkenntniß von Alledem in ihr Festigkeit gewann, desto vereinsamter fühlte sie sich und desto herzlicher sprach sich auch die Sehnsucht nach der Herzogin in ihren Briefen an diese edle mütterliche Freundin aus. Aber da kam ihr das große beseligende Glück der Mutterfreude, und das gab ihrem Herzen einen Aufschwung. Die kleine Claudia ward der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken, sie war so glücklich, so überselig in dieser großen Freude. Und wenn diese glückliche Stimmung durch irgendein Ereigniß noch erhöht werden konnte, so war es das Opfer gewesen, welches die Herzogin ihr brachte und persönlich Rahel's Töchterlein aus der Taufe hob. Der Gesundheitszustand der durchlauchtigen Frau untersagte ihr alle Anstrengun-

gen, und obwol es derselben an keiner nur denkbaren Bequemlichkeit auf der Reise von München nach Manheim mangelte, so war die Reise doch selbst immer eine Anstrengung für eine in höhern Jahren stehende, leicht zu Kränklichkeit geneigte Dame.

Wie kurz ist das Glück! Die kleine Claudia entfaltete in ihrem Aeußern nicht jenen raschen, fast sieghaft zu nennenden Entwickelungsgang, wie ein solcher nach der ihr werdenden Pflege und über sie wachenden Muttersorge hätte naturgemäß sein sollen. Sie war ein zartes aber schwächliches Kind mit einem blassen Gesichtchen, sehr oft kränkelnd. Das war eine große Trübung des Mutterglücks Rahel's.

Mit sorglicher Liebe saß Gräfin Rahel stundenlang an Claudia's Bettchen, jeden Athemzug des theuern Kindes überwachend, und oft stieg ein heißes inniges Flehen aus ihrem geängsteten Herzen zu Gott empor, ihr das Kind zu lassen, wenn sie bemerkte, wie schwer sich die Brust desselben beim Athmen im Schlafe hob, wenn leise krampfähnliche Zuckungen den kleinen Körper des ihr so theuren Wesens durchschütterten. Und doch war sie in dieser Trauer noch glücklich, ihr Gemahl theilte ihren Schmerz, er sprach ihr Trost ein. Wie wohl that das ihrem Herzen! Das erhob sie wieder, machte sie hoffnungsreich, zuversichtlich. Sigis-

mund besaß jenes milde Wesen, das zum Herzen spricht. Immer war das Gefühl bei ihm vorherrschend, sein innerer Mensch brach sich stets Bahn nach außen, er kam zur Anschauung in all seinem Thun. Das konnte nicht anders als tröstend wirken, und so ward es bei Rahel auch wirklich eine Erhebung, es steigerte ihre Liebe zu ihm.

„Ach, mein geliebter Freund“, sagte sie eines Tages zu ihm, als er mit ihr bei dem schlafenden Kinde stand . . . „welche Gedanken kommen mir oft beim Anblick unsers lieben Kindes! Wie theuer und wie nichtig ist das Leben! Es liegt in einer Wiege von Extremen vom Beginn bis zum Ende. Wir sehen seinen Anfang nicht und sein Ende ist ein Verschwinden; nach einer Reihe von Jahren, die zur Sekunde zusammenfließen, ist auch die letzte Spur verloren, daß ein Leben, dem das Stäubchen Asche, was noch zurückgeblieben ist, einst gehörte, auf Erden war. In diesem Kommen und Gehen ohne Spur des Beginnens und des Endes erkenne ich, daß wir Wesen einer andern Welt sind; selbst das Irdische an uns trägt dies Gepräge, denn man hat noch nie erhaltene Reste sterblicher Menschenhüllen aus unbekannter Vorzeit aufgefunden, wie solches von Thieren der Fall schon gewesen ist. Und diese Erkenntniß steigert unsern

Werth, unser Selbstbewußtsein. Es macht mich stolz und froh . . . ich bin Mutter eines Engels, der in einer fernen Welt seine eigentliche Heimat hat. Wir sind Eins, unzertrennbar Eins. Dort im Licht kannten und liebten wir uns, hier auf Erden fanden wir uns, und wenn wir uns hier verlieren, ists nur, um aufs Neue uns zu finden."

Sigismund wiederholte wie in Vergessenheit: „Um aufs Neue uns zu finden."

„Glaubst du das nicht?" fragte Rahel, sich rasch zu ihm wendend. „Mein Himmel, warum erschrickst du, Sigismund?" fragte sie, selbst erschreckend, da sie ein Zusammenzucken an ihm bemerkte.

Er mußte eine Antwort geben, ihre schönen Augen ruhten so fragend auf ihm, so eindringlich, als wollte sie die Gedanken aus seiner Seele lesen.

„Wie seltsam du bist, Rahel!" sagte er . . . „ich dachte über deine Rede nach und weil sie mich beschäftigte, mußte ich ja durch deine plötzliche Frage erschrecken. Sie geschah so unerwartet, überraschend für mich."

„Das kann sein", stimmte sie bei . . . „es war Unrecht von mir, daß ich einen Zweifel an die feste Begründung eines so schönen, uns schon hier verklärenden Glaubens in deinem Herzen äußerte; aber wie

ich einmal bin, der Gedanke, er beselige dich nicht wie mich, trat wie ein Gespenst plötzlich vor mir auf, ich fühlte Angst um dich. Vergib mir, mein theurer Sigismund, mein Zweifel war eine Sünde an dir. Wie könntest du so herzlich lieben, mich und unsern kleinen Engel lieben, wenn du nicht fest glaubtest, daß wir uns ewig, ohne Aufhören gehören! Ach, wenn ich diesen Glauben doch in aller Menschen Herzen hauchen könnte, sie sollten und würden gewiß alle glücklich werden. So vieles Böse müßte dann ungeschehen bleiben. Die Erkenntniß der Nichtigkeit eines Menschenlebens, wenn es nicht geheiligt wird durch solche Zuversicht, würde vor Aller Augen stehen und Jeder sich schämen, ein Dasein ohne Werth zu leben, denn das Jagen nach vergänglichen Glücksgütern, die wilden Leidenschaften, die das Herz friedenlos machen, wären dann als unwürdig aus dem Herzen verbannt. Ach, mein geliebter Freund, könnte ich nur Eins vollbringen, ich würde mich recht erhoben fühlen."

„Und das wäre?" fragte Sigismund.

„Allen die Treue, den Pfeiler der Liebe, ins Herz zu pflanzen. Unendlich viel Wehe würde nicht empfunden werden müssen, wenn die Menschen treu gegeneinander wären, Ströme von Thränen wären nicht geweint worden, die Untreue erzeugte. Denke ich mir

zum Beispiel den Schmerz eines Weibes, das schwer verletzt von der Untreue eines geliebten Mannes . . . mein Himmel, Sigismund, was ist dir? — Du wirst ja todtenbleich!"

Der Graf sank auf einen Sessel nieder, er athmete schwer, als ob plötzlich eine Last auf seine Brust gesunken sei. Rahel war fern von der Ahnung, daß ihre Worte diese Anwandlung von Ohnmacht bewirkt haben könnten, sie erblickte in dieser Hinfälligkeit nur die Folge der großen Anstrengung, mit welcher er unnöthiger Weise sich selber die Pflichten seines Amts erschwerte. Nach einer Weile hatte Sigismund sich wieder erholt, aber er sah recht angegriffen aus und redete davon, ein wenig ruhen zu wollen.

„Ja, ja, es wird gut sein, mein geliebter Freund", stimmte Rahel sogleich bei. „Du überhäufst dich mit Arbeit, du bist zu eifrig, viel zu eifrig. Das greift Geist und Körper an, es kann ja nicht anders sein. Ach, wenn nur unsere kleine liebe Claudia soweit sein wird, daß sie um dich herumspielen kann, dann dringe ich darauf, daß du dich mehr mit ihr beschäftigst. Das wird dich zerstreuen. Du glaubst nicht, welch ein wunderbarer Zauber aus den Augen des Kindes sich mir ins Herz senkt! Ein ganzer Himmel voll Glück und Friede. Die Kindesseele ruht klar im Auge und

kündet mir die Heimat der Engel an, von der sie abstammt. Da sehe ich noch den vollen unentweihten Frieden, die unverstellte Wahrheit des Gefühls vor mir. Das kleine theure Wesen, das nichts von dem Welttreiben weiß, ist ganz Liebe ich bin sein Ein und Alles. O, Sigismund, dies Glück, dieser Segen, den das Kind mit gebracht hat zu unserer Freude, wird dich wie mich fröhlich machen."

Unter dieser Rede hatte Rahel ihren Gemahl in sein Zimmer geleitet, damit er durch Ruhe sich erholen könne.

Die Ruhe des Körpers hilft freilich nicht gegen die Unruhe des Gewissens. Sigismund wußte das sehr gut und war der Grund, weshalb er sich in eine zu eifrige geschäftliche Thätigkeit stürzte, welche von einem Manne in so hohem Amt gar nicht gefodert wurde; er glaubte die ihn peinigende Erinnerung seines Treubruchs an Miedei dadurch übertäuben zu können. Zuweilen schien es, als gelänge ihm dies, aber das war Trug, die Erinnerung kehrte wieder und der Kampf gegen sie begann aufs Neue. Das geheime Seelenleid, dessen Dasein Niemand ahnte, griff tief bei ihm in Geist und Gemüth, die Frische an beiden ging dadurch verloren, der immerwährende Streit gegen einen geheimen Feind brachte ihn in krankhafte

Stimmung. In solcher war die edle Liebe seiner Gemahlin kein Trost für ihn, nur ein Vorwurf mehr. Sein schuldloses Kind erschreckte ihn oft sogar, in dem Blick der Kleinen ruhte für ihn nicht der wunderbare Zauber, mit welchem Rahel davon beseligt sich fühlte, vielmehr rief er geheimnißvoll das Verbrechen, welches er an Miedei's Kinde begangen, lebhaft in seine Seele zurück.

Sigismund hatte nur Bernard und seine Tante, die Gräfin Haimhausen, welche um sein Verhältniß zu dem zurückgelassenen Kinde Miedei's wußten. An die Gräfin-Tante, deren Stolz sich schon von der größten Indignation bei irgendeiner Erinnerung an das Kind, den Sprößling einer in ihren Augen mehr als verabscheuungswürdigen Mesalliance, berührt fühlen mußte — er kannte den Dünkel dieser Dame zu gut — hatte er sich nie um Auskunft über dasselbe gewendet, nur an Bernard, obwol sich jederzeit sein Gefühl dagegen sträubte, zu ihm, der als ein kaltherziger egoistischer Mensch ihn anwiderte, ein Vertrauen zu äußern, welches gleichsam ein Theil seines Selbst war. Bernard hatte ihn beruhigt mit der Nachricht, das Kind sei frisch und fröhlich, überhaupt wie die Leute am Staffelsee, weil sie nichts von krankhaften Seelenzuständen wüßten.

Der Streit, den Sigismund gegen den Feind in sich führte, schien zuweilen gar in eine Ruhe überzugehen, wenn er sich sagte, daß Miedei jedenfalls unter andern Verhältnissen auch nach der Geburt des Kindes gestorben wäre, der Tod sei nur ein physisches Ereigniß, welches sich nicht aufhalten lasse, und sei auch nichts Plötzliches, sondern vom Anfang des Lebensprocesses schon vorbereitet, wenn gleich diese allmälige Vorbereitung nicht sichtbar wäre. Diese Ansicht behauptete oft eine Herrschaft über die ihn peinigenden Selbstvorwürfe, sie erhob ihn scheinbar zu einem Siege, den er festzuhalten bestrebt war. In solchen Stunden der Selbsttäuschung fühlte er sich sogar vor Rahel entschuldigt, daß er ihr Gemahl geworden, während noch nicht einmal das Grab seines ersten Weibes mit Rasen bedeckt war.

Aber diese Verleugnung des edlen Theils seines Selbsts hielt nicht lange vor, dann brach sich das Letztere wieder und zwar gewaltsam Bahn, der alte Kampf in ihm, das vergebliche Ringen zwischen Selbstbeherrschung uud nagender Selbstanklage gewann die volle Uebermacht, und die Ueberzeugung, daß der große schwere Kummer, sich von ihm verlassen zu wissen in der schweren Stunde, Miedei's Mörder geworden sei, quälte ihn furchtbarer. Und welche An-

strengung, welche Aufraffung aller seiner Geisteskräfte mußte er anwenden, um vor seiner schuldlosen Gemahlin, vor der Welt diesen mehr als traurigen Zustand seines Innern zu verbergen! So lebte er ein Doppelleben, ein Leben des Scheins, ein Leben verborgener Qual.

Einige Monate später hatte Rahel den bereits bekannten Brief an ihre mütterliche Freundin, die Herzogin, geschrieben. Er enthielt nur Andeutungen, die volle Wahrheit konnte er nicht enthalten, weil Rahel sie selbst nicht kannte, nicht einmal ahnte, und nur die Wirkungen von etwas sah, was als Geheimniß in ihres Gemahls Seele verschlossen ruhte.

Die Aufführung des Schillerschen Trauerspiels «Kabale und Liebe» hatte ihn so tief erschüttert, daß die davon in große allgemeine Bewegung gekommenen Saiten seines innern Menschen unaufhörlich fortzitterten. An jenem Abend war er sich selbst entrissen worden. Diese Schiller'sche Luise Millerin mit all ihrer jungfräulichen Liebeslust und ihrem unaussprechlichen Liebesleid, mit der festen Treue, die den Geliebten ihrer Seele als Gott betrachtet und nur von ihm allein die Segnungen des Lebens oder den Tod erwartet, die selbst im Letztern noch schön in reiner heiliger Vergebung für den bittern Schmerz

ihres gebrochenen Herzens, ihrer hingeopferten Jugend, ihres zertrümmerten Lebensglücks sich verklärt — das war seine Miedei. Wie Luise ihren Ferdinand, so hatte Miedei ihn geliebt, er war ihr Gott gewesen, ihr Alles, und auch der Rangunterschied, die unausfüllbare Kluft, hatte in dem Trauerspiel nicht gefehlt, der Tod beider Liebenden aber hatte sie erst überbrückt, Beide gleich gemacht vor der Welt. Es waren so viele, viele Beziehungen zu seiner Wirklichkeit in dieser Dichtung, die so hart an der Grenze der Wahrheit hinstreicht, daß man sagen kann, sie finde ihre Abspiegelung alle Tage neu im Leben, wenn auch unter andern Verhältnissen, in anderer Gestaltung.

Der Gedanke des Dichters war an ihm zum mahnenden Gottesgeist geworden, der gewaltig an das schuldbewußte Herz in seiner Brust klopfte. Und zermalmend drückte sein Selbstverdammungsurtheil auf seine Seele, auf sein Denken. Nur getäuscht, hatte Ferdinand seiner Louise die Limonade mit Gift gewürzt, aber er war mit ihr gestorben. Noch immer, trotz des entsetzlichen Verbrechens, das er an ihr beging, lag eine Menschlichkeitsregung in seiner grausen That, der Tod entkleidete sie schnell allen Grams und — er ließ sie auch den weiten Weg in die Ewigkeit nicht allein gehen. Das war ein Aufblitz seiner inbrün-

stigen Liebe zu ihr, hierin ruhte der Anknüpfungspunkt zu einer Entsündigung, das Göttliche im Menschenherzen war nicht ganz ausgetreten für immer, in diesem Funken seines bessern Selbst, den auch die wildeste Leidenschaft um sein ganz zerstörtes Erdenglück, seinen heiligen Glauben an Louisens Treue, an ihre Tugend vernichtet zu wissen, nicht auszulöschen vermocht hatte, trat noch ein Hauch tiefen innigen Gefühls, etwas menschlich Schönes zur Anschauung. Man konnte weinen über ihn, den fremde Schuld zu so Ungeheuerm getrieben. Wie unendlich verworfener erschien sich Sigismund dagegen! Er hatte seinem treuen Weibe auch einen Gifttrank gegeben, aber keinen, der den Körper tödtete, sondern einen, der ihr Herz zerfraß, ihre Seele langsam zu Tode marterte, er hatte sie mit einer einzigen Lüge geistig gemordet und der körperliche Tod war nur die Folge dieser That gewesen. Wie das menschliche Scheusal, die Gestalt Wurm's in dem Schillerschen Trauerspiel, als Werkzeug zu dem Gräßlichen auftritt, so hatte Bernard den Mittler gemacht in dieser lebendigen Tragödie.

Bei einem so empfänglichen Gemüth wie das Sigismund's, bei einem so regbaren Geiste wie der seine konnte es nicht anders sein, als daß er unter diesen schauervollen Eindrücken namenlos elend wurde. Sein

Gesicht erbleichte unter der geheimen Qual. Wenn er gezwungen war, in Gesellschaft zu gehen, diente ihm nur der Weingenuß vorher zur Aufrichtung seines Gemüths. Und seine Nächte waren traurig, denn die Träume, die ihm vorschwebten, trugen die Reflexe seines wachen Denkens in wirren Bildern. Rahel sah dies Leid am Tage, sie hörte ihn stöhnen im Schlaf unter angstvollen Träumen.

„Wenn ich nur nicht träumte!" sagte er zuweilen zu ihr . . . „wenn ich nur dagegen ein Mittel wüßte — ich träume so wild — meine Seele hält das für die Dauer nicht aus. Ach, lege unsere kleine Claudia neben mich, vielleicht verscheucht die Nähe der Kindesseele die Gestalten, die sich ungerufen in meinen Schlaf stehlen — ich brauche diesen so nothwendig."

Ueber Rahel's stilles Glück war dadurch ein Nebel gefallen, unter dem es seine Blüten verlor, sie war sehr traurig. Und Etwas besonders mehrte ihre Angst. Er redete nie von Dem, was ihn im Traum beunruhigte, er hielt es als ein Geheimniß, als einen Schrecken vor ihr verborgen. Sie mochte fragen, wie sie wollte, so empfing sie immer nur Antworten, die nichts Bestimmtes angaben. Rahel hatte ihre Claudia ein kleines Abendgebet gelehrt, wenige Worte nur, aber recht inbrünstige. Die ließ sie ihr beim Gutenacht-

nehmen vom Vater vor diesem sprechen, denn sie hatten auch Bezug auf ihn. Tief gerührt schloß er das Kind in seine Arme, aber seine Träume blieben, dagegen verfing nichts.

Eines Nachmittags — der Spätsommer machte schon seine Rechte geltend — saß Rahel am offenen Fenster, die Briefe ihrer durchlauchtigen mütterlichen Freundin vor sich, aus denen sie, so oft sie dieselben las, Erhebung in ihrem Gram schöpfte. Die kleine Claudia lag von einem Schleiergewebe bedeckt im Sopha und schlummerte. Des Kindes Schwächlichkeit machte Rahel sehr besorgt um dessen Erhaltung und vermehrte natürlich ihren Kummer um ein Bedeutendes. Die Briefe waren wieder durchgelesen, und Rahel stützte sinnend den Arm auf das Fensterkissen und schaute planlos hinaus. Es war ein schönes Bild, welches vor ihrer Wohnung sich ausbreitete und das jetzt vom Sonnenlicht überleuchtet gewiß ihre Bewunderung hervorgerufen hätte, wenn nicht der immerwährende Gedanke, daß doch vielleicht ein Mittel gefunden werden könnte, ihres Gemahls böse geheimnißvolle Träume zu beseitigen, sie beschäftigt hätte. Für sie hatte das rege Treiben auf dem unweit ihres Landhauses vorbeifließenden Neckar seinen Reiz verloren, die in der Ferne sich blähenden Segel der auf-

und abwärts ziehenden Rheinschiffe blieben ebenso unbemerkt ihrem Auge, wie die links liegende Stadt selbst. In diesem Sinnen wurde sie durch die Unterhaltung der Diener ihres Hauses gestört, welche unten am Portal standen. Sie unterschied deutlich die Stimmen; der Livréejäger, der Koch, der Tafeldecker und der Kammerdiener ihres Gemahls sprachen mit einander. Die Unterhaltung dieser Leute würde keine Anziehungskraft für der Gräfin Aufmerksamkeit gehabt haben, wenn nicht dieselbe sich einem ganz besondern interessanten Gegenstand zugewendet hätte.

„He, Nimrod, ärgere dich nicht so sehr“ ... rief der Koch ... „was das Thier nur immer im Schlaf hat, ein ewiges Bellen und Winseln, ich habe das schon öfter bemerkt. Was ist denn das mit deinem Hunde, Joachim?“

„Was wird's sein! er träumt. Das ist doch kinderleicht zu begreifen“, antwortete der Jäger. „Warum soll ich ihm das Vergnügen nicht lassen? Er jagt wenigstens im Traum, weil unser Herr Graf nicht auf die Jagd geht und ich also natürlich auch nicht.“

„Ach, mache du uns den Kuckuck weiß“, lachte der Tafeldecker ... „der Hund wird von der Jagd träumen, hahaha! Schmerzen hat er, das ist's.“

„Das muß ich als Jäger besser wissen als du", entgegnete der Jäger.

„Warum soll denn der Hund nicht träumen? Da finde ich gar nichts Unmögliches oder Außerordentliches dabei", stimmte der Kammerdiener bei.

„Der Herr Kammerdiener sind ein einsichtsvoller Mann, das muß wahr sein", nahm der Jäger wieder das Wort. „Die da verstehen den Henker von andern Dingen, die nicht gerade in die Küche oder zum Tafelserviren gehören. He, was würdet Ihr denn sagen, wenn ich behaupte, daß man sich von Dem überzeugen kann, was der Hund träumt?"

Das Gelächter der Beiden bekundete ihren Unglauben.

„Na, da haben wir's! Davon wißt Ihr nichts und 's ist doch so wahr, als die Sonne am Himmel steht", entgegnete der Vorige. „Wenn's Euch Spaß macht, wollen wir einmal den Traum fangen und Ihr werdet's dann sehen, daß ich recht habe."

„Den Traum fangen? Das soll wol so viel heißen, als: Dasselbe träumen, was der Hund da träumt?" fragte der Kammerdiener.

„Ja, Dasselbe, der Herr Kammerdiener haben's ganz recht verstanden. Und das ist gar nicht schwer. Man nimmt ein seidenes Tuch und deckt es über den

Kopf des schlafenden Thiers, dann nach einer Zeit legt man das Tuch vier oder achtfach, je nachdem es groß ist, zusammen und sich es selber unter den Kopf, wenn man schlafen will. Was gilt die Wette, man träumt so lebhaft von der Jagd, als ob man auf der Fährte eines Wildes hinrase oder den Kopf in einen Dachsbau gesteckt habe, oder sonst etwas, von was ein Hund nur träumen kann, man bellt sogar im Traum und thut gerade so wüthend, wie nur ein das Wild verfolgender oder sich mit andern seinesgleichen herumbeißender Hund. Ich habe es von einem alten nun lange verstorbenen Revierförster, und ein mal habe ich's des Spaßes wegen versucht, aber ich thue es nicht zum zweiten male wieder. Dieser gefangene Traum hatte mich so so sehr abgemattet — natürlich, das ist keine Kleinigkeit, im Traum Hund spielen, daß ich am ganzen Leibe wie zerschlagen und im Schweiß gebadet war, als ich aufwachte."

Jetzt redeten die Umstehenden unter sich mehr von der seltsamen Sache, und der Tafeldecker fragte, ob man auch den Traum von einem Menschen fangen könnte?

„Das weiß ich freilich nicht", antwortete der Jäger . . . „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Uebrigens, warum soll es nicht möglich sein? Traum bleibt Traum, sollte ich meinen."

Gräfin Rahel war ungemein von dem Gegenstand dieser Unterhaltung ihrer Diener angeregt, es knüpfte sich in ihrem Denken eine Idee an, vor der sie anfänglich nicht nur erschrak, sondern die ihr auch so abscheulich vorkam, daß sie dieselbe von sich abzuweisen bemüht war; aber da trat die Macht des Gedankens dagegen auf, es wurde ihr unmöglich, sich dem Unsichtbaren zu widersetzen. Der Gedanke wuchs so riesenschnell, daß er alles andere, ihren Geist Beschäftigende sich unterordnete.

Jene wunderbare Ausdehnungskraft des geistigen Funkens, welche die in diesem Augenblick kaum aufglimmende Idee, den noch gestaltlosen Embryo von Gedanken im nächsten Moment schon zum Alleinherrscher in der Werkstatt ihres Denkens macht, überwuchs im Nu ihren Willen, er war nicht mehr frei, sondern der Unterthan einer unsichtbaren Macht. Selbst der Vorwurf: „Ist es nicht Sünde, sich absichtlich in das innere geheimnißvolle Leben eines Menschengeistes zu drängen?" erlahmte an der Begierde, durch das Traumfangen vielleicht die Ursache kennen zu lernen, welche ihren Gemahl so unglücklich machte. Und wie immer der Mensch Entschuldigung für sein Thun und seine Wünsche findet, so auch Rahel für ihre Absicht. Es war ja nicht Neugier, der sie fröhnte, wenn sie

den Versuch wagte, über die Traumbilder Sigismund's sich eine Kenntniß zu verschaffen, um vielleicht ein Mittel, die ihn schreckenden Gestalten zu verscheuchen, aufzufinden. Hatte er nicht selbst geklagt: «Wenn ich nur nicht träumte — wenn ich nur dagegen ein Mittel wüßte!» — Hatte sie ihn nicht im Schlaf ängstlich stöhnen hören, wie Einen, den große Schmerzen peinigen, warf er sich nicht, vom Angstschweiß übergossen, unruhig auf seinem Lager umher und schöpfte, wie ein von heftiger Anstrengung Ermatteter, schwer Athem? Sie wollte ihm ja helfen von der Qual, nur die aufrichtigste Liebe und Sorge machte den Gedanken an den Versuch ihr so dringend. Mehre Tage kämpfte sie mit sich selbst, ob sie es wagen solle, ob nicht, endlich gewann der Muth zu diesem Vorsatz die Oberhand und in einer der nächsten Nächte führte sie, wenn auch voll Angst und Scheu, weil sie sich auf einer ungewöhnlichen That wußte, den Vorsatz aus.

Der Erfolg davon war seltsam.

Sie träumte mit dem Kopfe auf dem achtfach zusammengelegten seidenen Tuch liegend, das sie vorher über ihres schlafenden Gemahls Haupt ausgebreitet hatte, von Gestalten, welche ihr fremd waren, zu denen sie in der Wirklichkeit ihres Lebens auch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt zu finden wußte.

Der Traum hatte keinen Sinn für sie, obwol er sie außerordentlich aufgeregt hatte, ohne daß sie sich eine Ursache davon anzugeben wußte. Er verschwamm vor ihr wie ein Nebel, doch ließ er einige Erinnerungen in ihrem Geist zurück. Ein großes Wasser, eine ganz fremdartige Berggegend und die Gestalt eines Weibes, das, wie sie glaubte, nach dem Erwachen sich entsinnen zu können, im Begriff, in dem Wasser zu versinken, die Arme schreiend nach ihr ausgestreckt habe.

Aus diesem so wirren Traumgebild ließ sich natürlich auf dasselbe, was ihren Gemahl beunruhigt hatte, oder auf eine wirre Schöpfung ihres eigenen von Angst und der ungewöhnlichen That, an die zu denken sie Scheu empfand, aufgeregten Geistes, schließen. Nur mehre Versuche konnten darüber entscheiden und nach langem Kampf mit sich selbst entschloß sie sich dazu. Sie fühlte Entsetzen, als sie bei jedem dieser Versuche dieselben Conturen ihres erstern Traumgebilds wieder und zwar schärfer ausgeprägt erblickte. Die Berggegend, das große Wasser trat deutlicher hervor, die Gestalt des Weibes hob sich aus dem Traumnebel schärfer ab, doch in veränderter Situation.

Rahel dünkte es, als ob sie auf einem Wagen säße und das Weib strecke die Arme ihr, der Fliehenden, nach. Und immer dieselbe Angst, dieselbe Auf-

regung in ihr noch nach dem Erwachen. Ihre Träume außer diesen Versuchen waren frei von diesem sich in den Situationen wandelnden und in der Hauptsache doch unverändert bleibenden Gebilde. Hatte sie soviel gewagt, warum sollte sie nicht auch noch den Versuch machen, zu ergründen, ob dasselbe auch wirklich das ihren Gemahl ängstigende sei?

Eines Morgens beim Frühstück erzählte sie von dem ängstigenden Traumgebilde. Sie bemerkte eine große steigende Verwirrung bei ihrem Gemahl; er blickte nicht auf von der Tasse Chocolade, es war sichtbar, daß er seiner selbst nicht recht bewußt, Löffel um Löffel davon zum Munde führte. Und dies Zeugniß, daß ihr Traum auch wirklich der seine sei, wurde noch vollständiger, als sie weiter erzählte, wie sie, in einem schnell fortrollenden Wagen sitzend, von der Frauengestalt getrennt worden sei.

„Angst sprengte mir fast das Herz", schloß Rahel . . . „die Zurückbleibende streckte die Arme nach mir, der von ihr Entweichenden, aus . . ."

„Und ein gellender Schrei aus ihrem Munde flog dem Wagen nach, der unaufhaltsam dahinrollte", fügte Sigismund, von seinen Erinnerungen überwältigt, hinzu und lehnte sich zurück in die Sophakissen

mit den Worten: „Der Schrei gellt mir wie ein Posaunenton durch Ohr und Herz.“

Er bot in seiner Haltung das Bild eines vom Unglück ganz Niedergebeugten, die Arme hingen schlaff an seinen Seiten, die Hände ruhten auf dem Sophasitz, das Gesicht war niedergeneigt auf die Brust. Rahel bedurfte großer Fassung, um ihre Empfindung nicht zu verrathen. War das ein Geheimniß ihres Gemahls, welches der von ihr gefangene Traum desselben ihr entdeckt hatte — ein Geheimniß, für das ihr die Bezeichnung fehlte?

„Unsere Träume waren also ganz gleich — es ist seltsam“, sagte sie.

Er schien die unangenehme Situation in der er sich befand zu fühlen, und den Wunsch zu haben, ihrer Meister zu werden.

„Ja, es ist seltsam“, sagte er . . . „aber dergleichen ist schon oft vorgekommen. Das will nichts sogar Besonders bedeuten. Man träumt tausenderlei durcheinander, was oft gar keinen Sinn hat, gar nicht ins Reich der Möglichkeit gehört.“

„Zuweilen drängen sich Erinnerungen in die Träume“, fügte Rahel wie hinwerfend bei . . . „ja, ja, auch das ist schon oft vorgekommen. Wir würden ja sonst nicht von Todten träumen und sie lebend vor

uns sehen, mit ihnen sprechen, wenn nicht die Erinnerung eine so übermächtige Gewalt noch auf unsere im Traum sich gern von allen Banden der Gegenwart, an die der Leib sie fesselt, befreiende Seele zu üben im Stande wäre."

Sigismund blieb ihr die Antwort schuldig, er war offenbar sehr verstört. Sich aus dem Sopha erhebend sagte er:

„Es ist heute ungewöhnlich spät mit dem Frühstück geworden. Ich muß eilen, denn ich habe um elf Uhr eine Session für die Herren Räthe anberaumt, da ist noch so Manches vorher durchzugehen. Auf Wiedersehen, meine gute Rahel."

Und ein paar Augenblicke noch bei seiner kleinen Claudia verweilend, die am Boden auf weichem Teppich mit ein paar Puppen spielte, verließ er das Zimmer.

Rahel blieb nachdenkend zurück.

Sie war mit sich selbst in Zwiespalt, da sie nicht wußte, ob sie den ihr durch eigene Erfahrung kundgewordenen Inhalt der Träume ihres Gemahls, die so großen Einfluß auf seinen Geist und Körper übten, der Macht einer Erinnerung bei ihm zuschreiben sollte oder nicht, er hatte gar nichts auf ihre diesen Gegenstand betreffende Aeußerung geantwortet. Der in sein

geheimes Seelenleben geworfene Blick führte sie auf die Spur eines Räthsels, dessen Deutung ihr jedoch mangelte, das aber einen schauervollen Reflex in ihr eigenes Dasein warf, denn es machte sie traurig, es beunruhigte sie, da sie sah, wie ihr Gemahl sichtlich dabei verfiel. Und doch mußte sie davon schweigen, daß sie den Versuch gewagt hatte, in sein Traumleben einzudringen. Welchen Eindruck hätte dieses Bewußtsein bei ihm hervorgebracht! Sie glaubte sich dadurch eines Eingriffs in sein Allerheiligstes, einer Veruntreuung an seinem innern Menschen schuldig gemacht zu haben.

Ja, sie schämte sich, dieses Geständniß selbst gegen den Arzt zu thun, nicht nur, weil sie die That selbst, obwol aus der besten herzlichsten Meinung bei ihr hervorgegangen, für ein großes Unglück betrachtete, sondern auch sich des Mittels dazu schämte. Sehr stark trat der Zweifel vor ihre Seele, ob nicht durch das Band, welches sie geistig und leiblich mit ihrem Gemahl verknüpfte, ein gewisses Uebergehen des Geistes ineinander möglich gewesen sei, wenn sie, wie das ja in Wirklichkeit war, durch so vielen Kummer, innige Liebe und aufrichtige Theilnahme dazu gedrängt würden? Das Ueberbreiten des Tuchs über des Träumenden Haupt und somit das Fangen des Traums selbst,

erschien ihr als eine der vielen närrischen Beigaben, wie man solche bei andern als Geheimnisse angesehenen Dingen beobachtete, und also unwürdig einer auf Bildung Anspruch machenden Person. Daß sie den Versuch begann, sie doch einigermaßen an die Möglichkeit dieser Manipulation glaubte, verhehlte sie sich selbst, sie wollte sich nicht zugestehen, daß selbst die Bildung des Geistes die Menschen nicht immer von dem Hang zum Seltsamen, zum Unerklärlichen ihre Zuflucht zu nehmen, befreie.

In diesem Zustand des Zweifels und tiefer Bekümmerniß blieb sie wochenlang, bis endlich ihr in der Person des Grafen Chamisso ein Beistand wurde, welcher nicht nur auf sie, sondern auch auf ihren Gemahl einen sehr günstigen Eindruck übte. Die Anstellung Bernard's als Hofkammerrath zu Manheim brachte denselben wieder in nahe Berührung mit Graf Sigismund, und durch die mitgetheilten Vorgänge auch in freundliche Beziehung zu dessen Gemahlin. In ihm erblickte sie Denjenigen, welcher, auferzogen mit ihrem Gemahl, gewiß über dessen Vergangenheit ihr Aufschluß zu geben im Stande sei, denn die Vermuthung, daß irgendeine schlimme Erinnerung die Ursache der ihn ängstenden, ihr nun wohl bekannten, aber deutungslosen Träume sein könne, war immer überzeugender vor sie hingetreten.

Graf Chamisso verstand die Kunst, ein guter Gesellschafter zu sein, er gewann dadurch außerordentlich für sich und sah sich zu Manheim bald in alle Zirkel der haute volée eingeführt. Besonders interessant machte ihn das in Dunkel gehüllte Ereigniß, welches der Grund gewesen, daß er hierher versetzt worden. Man hoffte von ihm selbst etwas Nähers darüber zu erfahren, hatte sich jedoch in diesem Calcül geirrt. Bernard wußte geschickt jeder Anspielung auf diesen ihn betreffenden Vorgang auszuweichen, er redete nie über Das, was geschehen und wies auf diese Art jede Neugier zurück. Besondern Vorschub, um in den Kreisen der höhern Staatsbeamten Eintritt zu finden, leistete ihm seine Freundschaft mit Graf Sigismund Haslang, dessen hochachtbarer Charakter für Jeden, den er seiner Freundschaft würdigte, eine Empfehlung bei allen Andern war.

So abgestoßen sich Sigismund auch in mancher Beziehung von Bernard fühlte, so war doch dessen Gegenwart auf seinen Geistes- und Gemüthszustand von dem wichtigsten Einfluß, denn er empfing durch ihn den Hebel zu einem Aufschwung, den er selbst für unmöglich gehalten. Bernard wendete das seiner eigenen Natur entsprechende Mittel, den Spott an, welcher, wie überhaupt in der Geschichte der Menschheit,

das moralische Salz zu sein pflegt, das die Geister in reger Thätigkeit erhält. Der Spott ist jederzeit eine Macht gewesen, gegen die selbst die größte irdische Gewalt vergebens sich erhoben und zuletzt vor demselben in den Staub sank. Das erste Gelächter des Spotts über einen Despoten ist der Anfang seines Endes, der Gewalt nichts ungünstiger als das Lächeln der Spötter, als deren leise sich zugeflüstertes, wie ein mit jedem Augenblick neue Frucht tragendes Samenkorn von Mund zu Mund gehendes Wort, welches im heimlichen Lächeln deren Feind der Verachtung preisgibt, indem die moralische Natur des Menschen sich nur eine zeitlang fesseln läßt. Bernard verstand es trefflich, seinen Spott gegen die moralische durch Schuldbewußtsein begründete Uebermacht in Sigismund's Geist in Bewegung zu setzen. Er lächelte, als ihm Dieser von der furchbaren Qual seiner Träume, von dem nicht von ihm weichenden Selbstvorwurf, er sei der Mörder Miedei's, erzählte. Dies Lächeln trieb Scham in Sigismund's Herz. Unwillig wendete er sich von ihm und rief aus:

„Du bist ein Mensch ohne Gefühl.“

„Möglich, warum nicht? Ich halte dies ohne in manchen Fällen für besser als das zu viel“, antwortete ihm Bernard. „Mein Lächeln beleidigt dich und es

ist doch das Einzige, was ich als Antwort auf deine Klage habe. Wenn es nicht den rechten Fleck bei dir getroffen hätte, würde es dich gleichgültig gelassen haben. Du fühlst selbst, wie lächerlich es ist, wenn ein Vernünftiger Tollkirschen verzehrt und die Schmerzen davon nicht auf Rechnung dieses Genusses setzt, sondern als Folge von etwas ganz Anderm betrachtet. Ideen, wie du sie nährst, sind Tollkirschen, tagtäglich davon genießen, zerfrißt den stärksten Geist. Denke darüber nach und versuche — darüber zu lachen. Gelingt das, so bist du hergestellt."

In dieser Weise wurde Bernard zum David Sigismund's. Wie David's Harfe und Sangkunst dem geisteskranken König Saul ein Beistand ward gegen die überwuchernden Launen der Hypochondrie, so bewährte sich Bernard's Spott gegen die Geistesverdüsterung Sigismund's und es war nur natürlich, daß der Umgang mit ihm nicht ohne bedeutenden Einfluß auf Diesen bleiben konnte. Ein so leicht empfängliches Gemüth, wie das Sigismund's, mußte die ihm aufgedrungene Färbung endlich annehmen. Wenn es auch nicht die heitere Wahrheit war, die er errang, so war es doch jener täuschende Schein, der ihn überhaupt dem gesellschaftlichen Leben wieder näherte und seine Gemahlin Rahel mit großer Freude erfüllte.

Bernard erschien ihr als Wohlthäter, dem sie zum aufrichtigsten Dank schuldig sich fühlte. Seine Umgangsmanieren waren sehr empfehlend, zeigten von feiner Bildung, und was spricht Frauenherzen mehr an, als das fein gebildete und mit zarter Rücksichtnahme auf weibliche Eigenheiten gepaarte Benehmen eines Mannes!

Er hatte ihrem Vertrauen entsprochen, ihren Gemahl sich selbst und dadurch auch ihr denselben wieder gegeben. Daß sie von ihm getäuscht worden war, wußte sie freilich nicht. Auf ihre Frage, ob nicht ein Ereigniß in Sigismund's Vergangenheit die Ursache seiner Gemüthsstörung sein könne? hatte er sich entsonnen, daß ihr Gemahl zur Zeit, als er auf der Universität Ingolstadt gewesen, einen kleinen Liebesroman angeknüpft gehabt, das Mädchen aber, und zwar in Sigismund's Abwesenheit, in der Donau bei einer Ueberfahrt verunglückt sei. Damals wäre er ganz außer sich gewesen, und habe sich besonders an den letzten Abschied zwischen sich und der Verunglückten erinnert, denn obwol sie ihm wie in banger Vorahnung nachgerufen, als der Wagen ihn ihr entführte, habe er doch nicht anhalten lassen, um den Schmerz des Abschieds nicht zu verlängern. Das stimmte so ganz mit den Traumgebilden, welche Rahel

sich zueigen gemacht hatte, daß sie dieser Erzählung den vollsten Glauben beimaß. Ihr Zartgefühl würde ihr nie erlaubt haben, irgendeine Andeutung gegen ihren Gemahl fallen zu lassen, daß sie um diese Episode aus seiner Vergangenheit wisse und war ganz mit Bernard einverstanden in der Ansicht: nur ein seltsames Ungefähr, ein unbekannter Anstoß, den sein Geist zufällig erhalten, könne diese längst vergessene Geschichte bei ihm wieder wach gerufen haben.

„Ueberlassen mir die gnädige Gräfin den Versuch, ihn von dieser wirren Idee zu befreien, ich glaube Ihro Gnaden im Voraus die frohe Hoffnung geben zu können, daß — ihn zu überzeugen, wie es nur in seinem Willen liegt, sich frei von solchen Phantasien zu machen, mir gelingen wird", bat Bernard, und Gräfin Rahel nahm dies Anerbieten, in welchem sie nur theilnehmende Freundschaft erblickte, mit Dank an.

Er erfüllte sein Versprechen vollkommen; Sigismund wies sich immer mehr dem Leben wieder zugewendet, sein Haus sah kleine Gesellschaften und bot distinguirten Fremden einen freundlichen Sammelort. Die äußere Seite von Sigismund's öffentlichem Leben empfing also wieder einen wohlthuenden Anstrich fröhlicher Geselligkeit; — ob es in seinem Innern so wohlbestellt und das Rosenroth der Freude dessen Grundton

sei, blieb natürlich verborgen. Selbst seine Gemahlin, die ängstlich seine Mienen überwachte, gab sich der freudigen Gewißheit hin, daß die störende Erinnerung aus seinem Geist gebannt sei.

Die damalige Zeit ging mit vollem Pulsschlag über die Häupter der europäischen Völker hin. Während der 17. August des Jahrs 1786 den von seinen Gegnern gelästerten, von seinen Freunden geliebten, von allen aber als großer und weiser Regent bewunderten Friedrich II. von Preußen vom Schauplatz seiner vielbedeutenden irdischen Thätigkeit abrief, schürten sich die Flammen eines Brandes im Westen von Europa, dessen Dasein wol bereits dem Blick kluger geschichtskundiger Staatsmänner vorschwebte, zu dessen Tilgung man aber theils in Verblendung über die Größe der heranziehenden Gefahr, theils in der völligen Mittellosigkeit, einen solchen ungeheuern Sturm zu beherrschen, keine Hand anlegte, im Gegentheil durch starres Festhalten von Vorurtheilen ihn noch verschlimmerte.

Oestreichs Kaiser, der edelsinnige Joseph II., baute ununterbrochen an seinem Staatsgebäude fort, ohne jedoch sich des Lohns seines großen menschlich-schönen Strebens, seiner Völker Glück zu erringen, erfreuen zu dürfen. Nur ein Theil seiner Unterthanen erkannte

das edle Herz des Kaisers, die Mehrzahl war verblendet durch Fanatismus und niedere Leidenschaften. Das erhabene Ziel der Mission des Sohnes der hochherzigen und unvergeßlichen Maria Theresia wurde durch die zahllosen Intriguen seiner Feinde durchkreuzt, und vielen seiner großen Pläne schon im Keim der Todesstoß gegeben. Er durchwandelte keine Rosengärten auf seinem Wege zur Vollendung; denn wohin auch sein Fuß trat, umzischte denselben das giftige Otterngezücht der Hasser aller Neuerung und Aufklärung. Man verstand ihn und seinen Geist nicht und merkte nicht auf die Zeichen der Zeit, darum wurden auch dem edlen Kaiser so viele bittere Erfahrungen, so viele Enttäuschungen bereitet, welchen endlich sein Leben erlag. Nach des großen Friedrich's von Preußen Tod hatte Deutschland nur zwei Fürsten von wahrhaft fürstlicher Größe, Joseph II. und den sächsischen Kurfürsten Friedrich August, dem die spätere Zeit den schönen Beinamen «der Gerechte» gab. Beide verschieden in ihren Charakteren und Handlungen, und doch Beide Eins im Streben, segensreich zu wirken.

Der bairische Hof bot dagegen jenes unliebsame Bild niedriger Leidenschaften, wie solches nur unter einem Fürsten stattfinden konnte, der wie Karl Theodor

des französischen vierzehnten Ludwig's Grundsatz: « L'état c'est moi », in seiner Person zur Wahrheit machte. Im Lauf weniger Jahre hatte wieder ein Favoritenwechsel stattgefunden, welcher indeß weniger einflußreich auf das politische System des münchener Kabinets wirkte, das im Jahr 1788 ganz das Genre eines Familienstücks annahm. Der Kurfürst hatte zwei seiner Töchter, die Gräfinnen Bretzenheim, vermählt, und regierte mit seinen Schwiegersöhnen, dem Grafen von Holnstein und dem Grafen Leiningen-Guntersblum, nach Gutdünken, seinen Schatz füllend und seiner Familie alle Mittel zur Bereicherung gewährend, ohne auf des Landes und des Volkes Wohl irgendwelche Rücksicht zu nehmen.

Nie hatte das wohlhabende Baiern die Schwere eines Drucks so empfunden als jetzt; die Steuerlast steigerte sich unablässig, ungeheure Summen foderte der Kurfürst für sich und gleich große mußten zur Erhaltung einer Beamtenüberfülle aufgebracht werden, an deren Spitze ein Großadmiral als Befehlshaber über einige Rheinschiffe stand, und die zu einer Armee von 8000 Mann, von der wenigstens ein Viertheil Offiziere waren, mehre reichbesoldete Generalfeldmarschälle zählte. Jenes schon erwähnte Unwesen, Stellen und Aemter an Frauen zu vergeben, gewann unter

solcher Regierung einen außerordentlichen Aufschwung. Die Pflegämter wurden förmlich an Frauen als Pflegsinhaberinnen verliehen und theils in Namen von Kindern, theils auch persönlich von Frauen verwaltet. Während die Ungerechtigkeit im Bunde mit der abscheulichsten Feilheit das Volk bedrückte, war wieder eine neue Macht am Hofe aufgetaucht, die Gräfin Paumgarten, Gemahlin des kurfürstlichen Ministers.

Unvorsichtiger Stolz der schönen Gräfin Josephe von Törring-Seefeld hatte die Anziehungskraft, welche diese Dame auf den alten Durchlauchtigsten Herrn ausübte, allmälig so sehr gelockert, daß sie sich selbst bewogen fand, um nicht wieder eine Niederlage zu erleben, zurückzutreten und genannter Standesgenossin das Feld zu überlassen. Dies klug ausgeführte Manöver der schönen Josephe erhielt ihr ein gewisses Ansehen bei Hofe und die Partei der Patrioten hatte dadurch keinen Verlust erlitten, sie blieb nach wie vor für die Partei Oestreichs ein Stachel im Fleisch, ein Dorn im Auge. Wenn auch nicht unmittelbar, so wirkte Gräfin Paumgarten, die sich nicht durch irgendeine politische Färbung auszeichnete, doch mittelbar Gutes, indem sie ihren Freund, den Engländer Sir Thompson, dringend an den Kurfürsten empfahl, der denselben zum General und zum Grafen von Rum-

ford (nach Sir Thompson's Vaterstadt in der Grafschaft Essex) ernannte. Graf von Rumford wurde namentlich für München ein wahrhafter Segensengel durch seine Wirksamkeit hinsichtlich guter und zweckmäßiger Einrichtungen, welche wohlthuend in das Leben der Bürger und beziehentlich in das des bairischen Volks überhaupt eingriffen.*) Der Kurfürst konnte dabei nur das Verdienst beanspruchen, daß er ihm freies Gebahren ließ. Da Graf Rumford nur philanthropische, aber keine politische Zwecke im Auge hatte, so empfand er auch nicht die Feindseligkeiten der Parteien.

Indeß alle seine Wirksamkeit vermochte nicht die gegen die Kurfürstliche Regierung erbitterten Gemüther der münchener Bürger, welche unter hoher Abgabenlast und unter mancherlei Beeinträchtigungen von Seiten des Hofs seufzten, indem, um Geld zu er-

---

*) Von ihm datirt die Erfindung der sogenannten Rumford'schen Suppen in den von ihm gegründeten Armenanstalten. Er that der ungeheuern Bettelei in München Einhalt durch Arbeitshäuser und Armenversorgungsinstitute. Außerdem dankte ihm München seine größte Verschönerung durch Anlegung des Englischen Gartens, der für diese Hauptstadt Prater und Thiergarten zugleich wurde. Rumford führte den Kartoffelbau in Baiern ein, und erwarb sich dadurch das größte Verdienst um das Volk selbst.

schwingen, «Hofschutz-Verwandte» und dergleichen Subjekte die volle Berechtigung zu Ausübung von Gewerben erhielten, zu beschwichtigen. Von unsichtbarer Macht angeschürt kam die Gährung immer mehr dem Ausbruch näher, die Vorboten der großen französischen Revolution zogen als geisterhafte Wehen über den Rhein herüber, wo sie vielen Stoff zur Unzufriedenheit vorfanden, und bald erdröhnten die münchener Bierhäuser von so deutlichen Drohungen der sich in Massen daselbst einfindenden Bürger, daß der Rath sich genöthigt fand, dem Kurfürsten mittels Deputation anzuzeigen, er könne nicht dafür stehen, wenn ihm, dem Durchlauchtigsten Herrn, Widerwärtigkeiten begegneten. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fiel diese Meldung in den Kreis der Umgebung des Kurfürsten und berührte sie und ihren Durchlauchtigsten Gebieter so unangenehm, daß dessen eilige Abreise nach Manheim den Charakter einer Flucht trug.

In Mitte des October 1788 sahen sich die Manheimer nicht wenig durch die unerwartete Ankunft Karl Theodor's überrascht, der daselbst mit einem Theil seines Hofstaats einzog. Jener Widerwille, den der seiner bairischen Hauptstadt entflohene Kurfürst schon seit Anbeginn seiner Regierung gegen den Besitz

von Baiern empfunden und gehegt hatte, empfing nun eine Stütze in dem erwähnten Vorkommniß, welche sein ohnehin zur Härte geneigtes Gemüth noch mehr gegen das Volk überhaupt und namentlich gegen das bairische verhärtete. Er befand sich in dem Irrthum, sehr weise regiert zu haben, und die ganz richtige Folge dieses Wahns war, daß er sich mit dem schmählichsten Undank belohnt sähe. Zornerfüllt sendete er den bisherigen Statthalter der Pfalz, den Grafen von Oberndorf, mit unbedingter Vollmacht nach München, um daselbst strenge Untersuchung zu halten und jedes Zeichen von Misvergnügen zu strafen und zu unterdrücken. Graf Oberndorf bedurfte aber Leute, die mit der Oertlichkeit Münchens ganz vertraut waren und ihm in seiner Mission an die Hand gehen konnten.

Diese Qualität schien der Durchlauchtigste Herr in dem Grafen Bernard Chamisso zu finden, und so kam es, daß dieser wenige Tage nach des Kurfürsten Ankunft in Manheim mit dem Grafen von Oberndorf nach München abging.

Manheim sah jetzt wieder Tage des Glanzes, wie es solche vordem gesehen hatte. Die Luftveränderung schien dem Durchlauchtigsten Herrn besonders wohlzuthun, er war heiterer als je, und es konnte

daher nicht fehlen, daß der Aufenthalt des Hofs zu Manheim, dem die auswärtigen Gesandtschaften von München her gefolgt waren, durch Festlichkeiten aller Art bezeichnet wurde.

VI.

Der Winter vom Jahre 1788 zu 1789 zog wie ein schöner Traum über das bisher stille Manheim hin, denn die Hofhaltung der Frau Kurfürstin war höchst einfacher Art gewesen, man hatte keine Maskenbälle abgehalten, keine glanzvollen Festins arrangirt, die nun wie durch einen Zauberschlag sich in lauter fröhlicher Lust an einander reihten und Fremde aus allen Richtungen herbeizogen. Der Frühlingshauch, welcher die Ufer des schönen Rheins mit neuem saftigen Grün schmückte, zog den Kurfürstlichen Hof nach dem prächtigen Schwetzingen, wo dem Erfindungsgeist wieder ein neues Terrain für überraschende festliche Arrangements geboten ward. In Manheim hegte man Besorgniß, daß es der münchener Bürgerschaft, die den Kurfürsten durch mehre Deputationen um Rückkehr nach Baierns Hauptstadt gebeten hatte, gelingen werde, ihn dazu zu bewegen, indeß diese Furcht schien

ungegründet zu sein, der Mai war schon vorüber und es verlautete noch nichts von einer Abreise des Durchlauchtigsten Herrn, im Gegentheil deutete Alles an, daß er den Vorsatz hege, mindestens für den Sommer hier zu weilen.

Unter Denen, die seine Gnade besonders genossen, befand sich Graf Sigismund Haslang, der Kurfürst bevorzugte ihn sichtbar bei allen öffentlichen Gelegenheiten, und man war allgemein überzeugt, daß man den Begünstigten bald an der Spitze der Geschäfte erblicken werde. Die auf Befehl des Kurfürsten erfolgte Abreise Graf Bernard's war jedoch nicht ohne Einfluß auf Sigismund geblieben, jene frühere Schwermuth hatte sich seiner allmälig wieder bemächtigt, und er kämpfte ganz denselben Kampf wie ehedem gegen sein eigenes Ich. Der Wunsch, sich diesem ihn quälenden Zwiespalt zu entreißen, gab ihm den Gedanken ein, beim Kurfürsten um die Stelle eines Gesandten anzutragen. Er hoffte von einer solchen Versetzung in Verhältnisse, die seine Aufmerksamkeit, seinen Geist in Anspruch nahmen, eine gute Wirkung, mindestens eine wohlthuende Zerstreuung. Der Kurfürst hatte sehr gnädig darauf geantwortet: „Ich könnte Ihnen dann nur den Posten geben, den Ihr Onkel jetzt bekleidet, die Repräsentation meiner Regierung bei der englischen Krone.“

Sigismund ergriff diesen Gedanken mit Hast, denn indem er Gesandter bei der englischen Krone wurde, sah er ja seinen Wunsch aufs Vollkommenste erfüllt. London war für ihn eine neue Welt, Alles ihm daselbst fremd, und er hegte die gerechte Erwartung, daß eben das Neue, Fremde, die ganz veränderte Lebensweise sehr vortheilhaft auf ihn einwirken werde. Wenige Tage später wußte es der ganze Hof, daß Graf Sigismund Haslang zum Gesandten des Kurfürsten nach London bestimmt sei. Gräfin Rahel war keineswegs angenehm davon überrascht, und die Heiterkeit ihres Gemahls über die Erfüllung seines Wunsches that ihr weh. Sigismund bemerkte diese Bestürzung bei ihr, aber er hatte nicht den Muth, deshalb eine Aeußerung gegen sie zu wagen, er wartete, bis sie selbst die Sprache darauf brachte und dieses geschah auch wirklich.

„Uns steht eine Trennung bevor, mein lieber Freund, denn ich weiß, du wirst nicht verlangen, daß ich mit Claudia dir in ein Land folgen soll, dessen Klima für unser theures Kind tödtend sein würde, wie unsere Aerzte allgemein versichern“, hob sie an. „Als du Se. Kurfürstliche Durchlaucht um einen Wechsel in deiner Stellung batest, hast du wahrscheinlich nicht an unsere Claudia gedacht.“

„In der That, nein", antwortete Sigismund aufrichtig ... „ich bekenne das. Ich glaubte mich zu der Bitte berechtigt, um — wenigstens in der Reihe der Staatsmänner, welche für dergleichen Repräsentationen bei fremden Höfen Talent und Geist genug besitzen und in der der Name Haslang schon öfter ehrenvoll geglänzt hat, nicht zu fehlen."

„Ach, mein lieber Sigismund, du bist nicht dazu geschaffen, ein solches Amt zu bekleiden", entgegnete seine Gemahlin. „Du empfindest zu lebhaft, und dir würde die Aufgabe, anders zu sprechen als du denkst, eine Folter sein."

„Oh, du hast ein schlechtes Vertrauen zu meinen Fähigkeiten als Staatsmann", äußerte Sigismund, ein wenig empfindlich. „Die Handlungsweise eines Diplomaten gleicht allerdings meist einem Gefecht mit geschlossenem Visir, man darf das Gesicht nicht offen zeigen, indeß dies kann, da es nicht auf die Persönlichkeit übergeht und immer nur als eine Repräsentationssache zu nehmen ist, durchaus nicht als persönliche Angelegenheit betrachtet werden. Man fühlt sich nur im Auftrage und erfüllt denselben, ohne sich von den damit verbundenen Consequenzen näher berühren zu lassen."

Rahel schwieg mehre Secunden lang, dann sagte

sie: „Es thut mir weh, daß du, liebster Freund, dir mit einer Art Vorliebe eine Eigenschaft andichtest, die du nicht besitzest. Ich zweifle nicht an deinen Fähigkeiten des Geistes, nur an der deines Herzens, ein Anderer sein zu wollen, als du wirklich bist. Sieh das nicht als eine Beleidigung an, Sigismund, sage dir vielmehr, daß es der große feste Glaube an die Wahrheit, an das tiefe Gefühl in deinem Wesen ist, welchen ich in mir begründet habe. O, mein theurer Freund, wie glücklich würdest du mich machen, wenn solcher Glaube an mich in deiner Seele lebte! Aber eben weil dies nicht der Fall ist, bin ich betrübt. Du liebst mich, deine Gemahlin, die Mutter deines Kindes, vielleicht nicht so innig, wie du eine Andere geliebt hast."

Todtenblässe überzog Sigismund's Antlitz, er schien die Sprache verloren zu haben, sein Blick haftete wie vom Schreck gebannt auf ihr. Erst nach einer Weile vermochte er „Rahel" zu stammeln. Das Entsetzen, sein Geheimniß in seiner Gemahlin Kenntniß zu wissen, schien einem lähmenden Schlage gleich sein ganzes Wesen getroffen zu haben.

Rahel ergriff sanft seine Hand, sie sah ihm ins Auge und in dem ihren wurden große Tropfen sichtbar. Sie war tief angeregt.

„Erschrick nicht, mein theurer Freund, daß ich von einer Angelegenheit rede, die nie zu erwähnen ich mir fest vorgenommen hatte“, sagte sie. „Ich bin meinem Vorsatz untreu geworden, nicht um dir etwa einen Vorwurf zu machen, daran denkt meine Seele nicht, sondern weil der Schmerz, nicht dein Vertrauen zu besitzen, bei dir keinen Glauben an mich zu finden, in mir zu groß wurde. Ach, Sigismund, aus deiner Rede fand ich's heraus, daß nicht die Ehre dich dazu vermocht hat, den Kurfürsten um eine Veränderung deiner Stelle anzugehen, sondern nur der Wunsch, einer dich beunruhigenden Erinnerung an ein einst von dir geliebtes theures Wesen zu entfliehen. Du glaubst dieses Wunsches Erfüllung in einem fremden Lande, unter veränderten neuen, dich ganz in Anspruch nehmenden Verhältnissen zu finden, und ich bin der Meinung, daß sie dir ganz nahe liegt — du hast mein Herz, mein theurer Freund, ein treues ganz dir gehörendes Herz. Theile mir Alles mit, mein Gemahl, was dich ängstet und drückt, du wirst die innigste Liebe finden ... du bist ja vom Himmel an mein Herz gewiesen für dein ganzes Leben.“

Die Situation, in die sich Sigismund versetzt sah, war so ungewöhnlich, daß sie ihn ganz beherrschte. Sie hauchte ihm die Empfindung des Zorns ein, sein

Geheimniß sich entrissen zu wissen, und schlug ihn doch auch wieder mit jener tiefen Scham, welche ein unvertilgbares Eigenthum eines bessern edlern Menschen ist, der ein begangenes Unrecht erkennend, unfähig ist, dasselbe zu leugnen. Rahel's Großmuth lastete schwer auf ihm, er fühlte sich ihrer unwürdig. Hätte sie im Ton bitterer Empfindlichkeit zu ihm gesprochen, er würde eher einen Halt ihr gegenüber gefunden haben, aber ihre sanfte Zusprache, die gleichsam nur angedeutete Klage, sich nicht im Besitz seines Vertrauens zu wissen, auf welches sie so große und heilige Berechtigung hatte, entwaffnete ihn vollkommen.

Es war eine Pause eingetreten. Er blickte zu Boden, die Ueberraschung hielt ihn in ihrem Bann fest. Rahel ahnte diesen Zustand von Betäubung in seiner Seele, auch ihr mußte ein Recht gegönnt werden und darum schwieg sie in der Hoffnung, daß aus diesem Sichunfähigfühlen, das ihn jetzt fesselte, der Glaube an sie, seine Gemahlin, und ein neues schönes Vertrauen zu ihr hervorgehen werde. Nach einer Weile fragte er, ohne das Auge nach ihr aufzurichten:

„Was weißt du, Rahel?"

Jetzt hielt sie es für nothwendig, ihm die ganze liebevolle Offenheit eines treuen Weibes zu zeigen; daran mußte er eine Stütze finden, um sich zu dem

Glauben an ihr Herz zu erheben. Rahel war groß und herrlich in der schönen sie verklärenden Ueberzeugung, daß es die Pflicht der Gattin und in deren Macht gegeben sei, dem Gatten durch das Beispiel einer schrankenlosen Aufrichtigkeit den Weg zum Vertrauen auf ihr Herz zu bahnen, wenn je etwas ihm diesen Weg unmöglich gemacht oder verfehlen habe lassen. In diesem Moment eigener Erhebung würde sie ihm jedes Vergehen, wenn es zu ihrer Kenntniß gelangt wäre, verziehen haben. Sie trat aus sich heraus, frei von allen jenen kleinen Empfindeleien, die als unedles Anhängsel oft an das beste, wohlmeinendste Menschenherz sich legen. Obwol es sie verletzt hatte, sich nicht seines vollen Vertrauens bewußt sein zu können, und der Gedanke, in einer Täuschung sich befunden zu haben, welche sich erst mit der Erkenntniß seines Geheimnisses löste, recht schmerzlich in ihre Seele schnitt, so fiel doch jede Erinnerung daran jetzt von ihr ab wie die Schlacke vom gediegenen edlen Metall. Nur ein Weib kann sich so frei machen von den Regungen gerechten Unwillens, beim Weibe ist dies das Zeugniß eines großen edlen Herzens, des Mannes rauher Sinn kämpft dagegen, weil es ihm als Schwäche des Charakters erscheint, sich so leicht einer Aufwallung zu unterwerfen, die als Gegen-

satz seiner Kraft, seines Bewußtseins, das vor jeder scheinbaren Demüthigung seines Selbst Scheu trägt, ihn in seinen eigeuen Augen eine freiwillige Verringerung seines Werths, seines Ansehens dünkt. Rahel hatte ihm nichts verschwiegen, von ihrem Eindringen in die Welt seiner Träume und von Bernard's Erklärung dieses auffallenden Zustands, der ihn geistig krank mache, geredet. Sigismund fühlte sich bedeutend erleichtert, als er durch sie selbst die Gewißheit erlangt, daß sie sich trotzdem in einer großen Täuschung befand. Im Stillen dankte er Bernard diese Vorsicht. Für einen kurzen Moment drängte sich ihm der Entschluß auf, sie ganz mit dem Geheimniß vertraut zu machen, was zum quälenden Gespenst für ihn geworden war, aber nur einen Augenblick lang dauerte dieser Vorsatz, der ein Aufflackern seines bessern Selbst war und ebenso schnell wieder erlosch, als der Gedanke dagegen auftrat, daß sein offenes Geständniß eine offenbare Kränkung für sie sein müßte. Wie tief verletzt hätte sie sich fühlen müssen, wenn er von seiner Liebe zu Miedei geredet, und wie es nicht zu umgehen gewesen wäre, zu seiner Entschuldigung ausgesprochen hätte, daß, indem er ihr, seiner jetzigen Gemahlin, die Hand reichte, er nicht von der Ueberzeugung, mit ihr ein wahres Glück sich zu erwerben, sondern nur von dem über-

mächtigen Drang der Verhältnisse geleitet worden sei — in welchem Licht wäre er selbst erschienen! Es hieß, sich selbst ein Verdammungsurtheil dadurch aussprechen und die Verachtung gegen seine Person seiner Gemahlin einflößen. Für immer wäre dann zwischen ihnen eine Kluft entstanden, die selbst durch keine Vergebung von Rahel's Seite auszufüllen war, denn wo die Achtung verloren ist, kann keine andere auf diese gegründete Empfindung Wurzel schlagen.

„Du weißt also Alles?“ fragte er . . . „und verzeihst mir mein Schweigen?“

„Ach, mein theurer lieber Freund, ich bin auch nicht frei von Thorheit“, sagte sie . . . „ja, ja, ich bin recht sehr schuldbewußt gegen dich. Sieh nur, ich ließ mich verleiten und war empfindlich, ich tadelte dich in meinen Gedanken, es kam mir vor wie ein großes Unglück, daß du so schweigsam gegen mich warst; aber dann wieder, wie ich nur erst über Alles in mir klar wurde, da wich dieser Kummer — ich kam der Wahrheit auf die Spur, du, mein geliebter Sigismund, trugst den großen Gram nur so schweigsam, um mir zu verbergen, daß du dich von einem Selbstvorwurf belästigt fühltest. Es schien dir genug, daß du littest, ich sollte nicht mit dir leiden, du wolltest auch den geringsten Gedanken an Kummer von

mir fern halten. Und — belächle meine Schwäche, mein Geliebter, so fest ich auch von deinem edlen Herzen überzeugt war, so machte mich die Kenntniß deiner Ernennung zum Gesandten doch wieder wankend. Es war für mich ein Schmerz, zu denken, daß du mehr auf den Wechsel in deiner Stellung als auf das Herz deiner Gattin Hoffnung hattest, das Neue, Fremde sollte dir ein Beistand sein, nicht ich, und ganz folgerecht kam da auch der Gedanke, daß du sie, um welche du dich — wenn auch ganz ohne Grund, denn du trägst keine Schuld an ihrem Tode — von einem so heftigen Vorwurf bedrückt fühltest, inniger als mich geliebt haben müßtest. Sigismund, dieser Gedanke war ein sehr herber für mich — er warf tiefe Trauer in meine Seele. Aber weg jetzt mit ihm. Es ist Alles wieder gut, ich habe dich wieder."

Mit einer Heftigkeit, die bei ihrem sonst so gemäßigten Wesen ganz ungewöhnlich, fiel sie ihm ans Herz und schlang die Arme um ihn.

„Rahel!" rief Sigismund erschüttert ... „Rahel! Seele eines Engels! Wie unwürdig bin ich deiner Liebe, deines großen edlen Herzens! Du erhebst mich zu dir und ich bin ein Frevler, der deine Verzeihung nicht verdient."

„Bitte, mein lieber Freund, wir wollen davon

nicht mehr sprechen", flehte sie ihn an . . . „sieh, ich hätte das früher wissen sollen, daß so ein kleiner Spuk aus deiner Universitätszeit dich beschäftigte. Erinnere dich an den Abend in Nymphenburg, wo du mir eine Schilderung von dem Leben in Zurückgezogenheit vom Hofe entwarfst — ach, du herzensguter Schwärmer, man muß dich nur recht verstehen lernen. Jetzt weiß ich das aus Erfahrung, und zwischen uns kann gar nichts mehr kommen, was irgendwie ein Geheimniß aussähe."

Sigismund widersprach nicht, er wünschte im Stillen, daß dies eine Wahrheit sein möge, da er sich nur zu sehr des Gegentheils bewußt war. Rahel schien aufzublühen in den freudigen Gedanken dieser schönen Einigkeit. Ihr Zartgefühl hatte jedes nähere Eingehen auf sein Verhältniß zu dem Mädchen, dessen Andenken so tief bei ihm gewurzelt hatte, vermieden. Da lagen ja Jahre dazwischen, und in der That berührte dasselbe sie nur insofern, als die Erinnerung an den Tod dieser Geliebten ihn verdüstert hatte.

Wie Sigismund sich allein und seinem Nachdenken überlassen sah, rief er sich die ganze eben erlebte Scene ins Gedächtniß zurück. Es durchflog ihn ein Schauer bei dem Gedanken an die Möglichkeit der Entdeckung der vollen Wahrheit, und indem er diese

Furcht hegte, erschien ihm zugleich seine Ernennung zum Gesandten als das einzige und sicherste Mittel, eine solche Entdeckung zu verhüten. Außerhalb des Continents hielt er sich von jeder solchen Befürchtung frei. Die Ernennung zum Repräsentanten des Kurfürsten rückgängig machen, würde eine Beleidigung gegen den Durchlauchtigsten Herrn gewesen sein, und darum auch der Gedanke daran ein unstatthafter.

Eben die Aussicht, sich bald jeder Besorgniß hinsichtlich eines Verraths seines Geheimnisses enthoben zu sehen, wandelte die tiefgedrückte Stimmung Sigismund's in eine freiere, heitere um, und Rahel fühlte sich sehr glücklich, als sie diese Bemerkung machte.

„Ich muß ihn recht sorglich behüten", sagte sie zu sich ... „der Spuk von ehedem darf keinen Halt mehr bei ihm finden. Er ist jedem Eindruck so leicht zugänglich, daß man über ihn wie über ein Kind wachen muß."

Sigismund schrieb an Bernard nach München, er theilte ihm das Vorgefallene mit und dankte ihm, daß er dieser Sache eine solche Wendung gegeben habe.

„Ich wünschte, die Gewandtheit deines Geistes, die umsichtige Ruhe deines Gemüths zu besitzen", schrieb er ihm ... „in meinem Geist, Gemüth und Herzen gibt es unsichere Stellen, wie man dergleichen

auf dem Grund der See oder Teiche zuweilen findet, und von diesen sagt, es seien warme Quellen, die, wenn auch der ganze See oder Teich gefroren ist, doch immer unsicher bleiben. Du wirst sagen, dies sei ein Unglück für Den, der dadurch leidet, und ich glaube, du hast darin recht, ich fühle es. Rahel's engelgleiche Herzensgüte ist für mich ebenso gut Himmel wie Hölle. Indem deren wahrhafte innige Liebe, dies freudige Erfassen alles Dessen, was mich erheben, erfreuen kann, mich erquickt, wie den dürstenden Wanderer ein unerwartet gefundener Wasserquell in der Glut der Wüste, fühle ich auch zugleich die Qualen eines Verdammten in mir, der neben einem Engel stehend dessen reine heilige Klarheit nicht ertragen kann. Dieses Schweben zwischen Seligkeit und Verdammniß ist entsetzlich und ich wünsche mich bald von hier, aber das wird noch Zeit haben. Mein Nachfolger in meinem Hofrichteramt ist erkrankt, und dann auch, höre ich, sind die Abberufungsschreiben an meinen Onkel zu London noch nicht einmal formulirt. Ach, es ist bei uns ein entsetzlicher Schlendrian in allen Geschäften."

Bernard's Antwort schloß einen Brief an den am zweibrückener Hofe angestellten Abbé Salabert ein, den an diesen Herrn zu schicken er Sigismund bat,

indem er andeutete, daß von München aus eine Correspondenz mit Irgendjemand in Zweibrücken ein gefährlicher Versuch sei, da es der Spione so viele gäbe, die kein anderes Ziel vor Augen hätten, als Denunciationen zu erheben. Der Haß des Durchlauchtigsten Kurfürsten gegen den Herrn Vetter, Herzog von Zweibrücken, sei zu bekannt, als daß nicht Jeder in München sich beeifern sollte, diesem Haß durch einen Verrath zu huldigen.

Bernard erwähnte kein Wort über die Art des Inhalts dieses mitgesendeten Briefes. Sigismund war dieser Auftrag deshalb sehr zuwider, weil es, enthielte derselbe irgendetwas Politisches, ihn selbst in eine sehr unangenehme Collision bringen konnte, sobald der Brief aufgefangen und er als dessen Absender entdeckt wurde. Diese Bitte einem Manne abzuschlagen, dessen Schweigens er sich versichern mußte, war unmöglich, und seiner selbst willen sah sich Sigismund genöthigt, den Brief nicht der Post anzuvertrauen, von der man damals allgemein wußte, daß die Heiligkeit des Briefgeheimnisses nicht zu deren Grundsätzen gehörte, sondern ihn durch irgendeinen seiner Diener persönlich nach Zweibrücken zu befördern. Es sah einem Verbrechen ähnlich, das er unterstützte, und er fühlte sich sehr davon beunruhigt.

Mit jenem Abscheu, der allen Bessern gegen unsittliche und jede Schicklichkeit mit Füßen tretende Personen eigenthümlich zu sein pflegt, hatte sich Sigismund von jeder nähern Berührung mit den Herren vom Hofstaat des zuweilen in Manheim sich bei der Kurfürstin zu Besuch einfindenden zweibrückener Herzog zu bewahren gewußt. Sie trugen zu stark das Charaktergepräge ihres Herrn, dessen zügellose Ausschweifungen und Grausamkeiten ihm einen traurigen Ruf erworben hatten. Die drei Vertrauten dieses kleinen Fürsten, der sein Land zu einem Sodom umgewandelt, die Herren von Esebeck, von Cetto und Abbé Salabert, welcher als Erzieher des Herzogs einen bedeutenden Einfluß im Ländchen Zweibrücken sich erworben und mit auf die bairische Erbschaft lauerte, waren für jeden bairischen Staatsmann eine gefährliche Bekanntschaft, da jedes nähere Verhältniß zu ihnen den Anstrich eines Complotts oder Verraths trug und leicht als solches Verbrechen gedeutet werden konnte.

Von Seiten der Kurfürstin war die Freundschaft mit dem ihrem Gemahl so verhaßten zweibrückener Herzog mehr eine feindselige Demonstration gegen den Erstern, als Gefallen an der Gesellschaft dieser kleinen hohen Herrn, was während der Anwesenheit des Kur-

fürsten zu Manheim ihr jedoch die bittere Frucht der Wiedervergeltung eintrug, indem ihr Durchlauchtigster Gemahl sie bei jeder Gelegenheit ignorirte und ihr, wo es sich thun ließ, ziemlich unverhohlen seine Misbilligung und Abneigung gegen ihre Person bezeigte. Die Kurfürstin war außerordentlich durch dieses Benehmen entrüstet, und man erzählte sich als ein hofkundiges Geheimniß, daß eine sehr heftige Scene zwischen Beiden stattgefunden, und der Durchlauchtigste Herr, nachdem er ihre Vorwürfe ruhig angehört, ihr entgegnet haben sollte:

„Madame, ich finde Ihre Beschwerde, daß ich Ihnen die öffentliche Achtung durch mein Benehmen entziehe und die Ihnen als meiner Gemahlin gebühden Ehren beschränke, für sehr unbegründet. Es dürfte Ihnen schwer werden, die Welt zu überreden, daß ich in dieselbe Kategorie zu zählen sei, wie Ihr Freund, der Herzog von Zweibrücken, welcher sich nicht entblödet, seine Gemahlin, die Prinzeß Amalie von Sachsen, zu zwingen, unten in der Stadt zu wohnen, während Frau von Esebeck bei ihm auf dem Schloß wohnt und bei Tafel zu seiner Rechten sitzt, indeß die Frau Herzogin sich mit dem Platz zu seiner Linken begnügen muß. Madame, ich habe Ihnen alle öffentlichen Ehren einer Gemahlin bezeugt, obwol zwischen uns

so manche Unannehmlichkeit sich ereignet hat; aber ich hielt diese Ehren als meine Pflicht gegen Sie vor der Welt, und desto mehr finde ich mich überrascht, daß Sie sich so besonders gekränkt fühlen, weil ich nach Ihrer Meinung die Rücksichten gegen Sie nicht so streng wie früher aufrecht zu erhalten bestrebt sei. Madame, ich bitte, an Ihr feindseliges Benehmen gegen mich und zugleich an den wesentlich großen Unterschied zwischen meiner Handlungsweise gegen Sie und des Herrn Herzogs, Ihres Freundes, gegen seine Gemahlin sich zu erinnern gnädigst geruhen zu wollen."

Die Kurfürstin war nach dieser harten, in mancher Beziehung jedoch nicht ungerechten Antwort ihres Durchlauchtigsten Gemahls von einer Ohnmacht ergriffen worden. Vielleicht war diese sehr unangenehme Scene, von deren Stattfinden an recht sichtbar jedes noch zwischen dem kurfürstlichen Ehepaar bestehende Band sich lockerte, die Ursache, daß Karl Theodor einer um seine Rückkehr nach München flehenden Deputation der dortigen Bürgerschaft die Zusage seines Kommens gab und die Mitte des Junimonats (1789) als Zeit bestimmte, wo man der Erfüllung seines Versprechens mit Gewißheit entgegen zu sehen habe. Bis dahin wolle er in seinem schönen Schwetzingen verweilen. Die letztern Tage vor der Abreise nach München

waren dem Befehl des Kurfürsten zufolge von keinen Festlichkeiten mehr verherrlicht, er wollte sie still verleben.

An einem Abend dieser Tage geleitete der alte Geheimkabinetssecretair, Herr von Stengel, eine Dame, die an der Hand ein kleines vierjähriges Mädchen führte, nach dem prächtigen Kiosk, dem Lieblingsaufenthalt des Durchlauchtigsten Herrn, von wo aus man eine unbeschränkte und zugleich köstliche Aussicht auf eine der lieblichsten Partien des schönen Gartens genoß. Der Kurfürst liebte den Schatten dieses luftigen Baus, dessen Obertheil, auf mit Schnitzwerk reich versehenen Säulen ruhend, in einer rothseidenen Ueberdachung endete, über welcher eine die kurfürstlichen Farben zeigende Fahne wehte. Herr von Stengel flüsterte, sobald er mit der von ihm geführten Dame aus dem von Taxushecken gebildeten Gang ins Freie trat, wo der erwähnte Kiosk in Mitte eines in Sternform ausgezackten Rasenplatzes sich befand:

„Da ist Se. Kurfürstliche Durchlaucht. Unverzagt, gnädige Frau. Sie finden Höchstdenselben in günstiger Stimmung.“

Mit diesen Worten trat der alte Geheimkabinetssecretair mit einer Verbeugung hinter die Taxuswände zurück. Einen Augenblick lang hielt die Dame ihren

Schritt an, als fühle sie sich von dem bevorstehenden Wiedersehen beengt, dann aber eilte sie dem Kiosk zu, unter welchem Karl Theodor, ein Buch in der Hand, auf- und nieder ging. Das Knistern der Schritte der Dame im feinen Kiessand erregte seine Aufmerksamkeit. Er sah auf und seine Mienen wiesen die größte Ueberraschung, er schien in Zweifel zu sein, ob er sich in der Person nicht täusche. Unterdeß nahte sich ihm die Dame und sich tief vor ihm verbeugend, sagte sie mit halblauter gepreßter Stimme:

„Kurfürstliche Durchlaucht, dies Kind, Ihre Tochter, mag zu Ihrem Herzen für mich sprechen, daß ich, dessen Mutter, wagte, Ihnen zu nahen."

„Ach, Valeska — Sie sind es? — Wahrhaftig, Sie sind es! — Wir haben uns bald fünf Jahre lang nicht gesehen; aber es freut mich, Sie wieder zu sehen. Und dies die Gräfin von Warrenberg? — ah, ein kleiner lieber Engel — wenn Sie, meine Liebe, einer Fürsprache wirklich bedürften, Sie hätten keine bessere finden können als diese", sagte der Kurfürst sehr freundlich auf das Kind deutend, welches seine Hand ehrerbietig küßte. Die große Zuneigung, welche der Durchlauchtigste Herr für alle seine Kinder zeigte, trat vollkommen in ihr Recht, er beugte sich zu der kleinen Comtesse nieder und küßte sie lebhaft auf

Stirn und Wangen. „Was Sie mir da für Freude machen, Valeska!“ rief er einige mal, indem er sich mit dem Kinde seiner Liebe beschäftigte, welches durch die ihm zutheil werdenden Liebkosungen ermuthigt, bald alles Fremdsein bei Seite setzte und in kindlicher Unbefangenheit die drolligsten Fragen an ihn richtete.

Gräfin Valeska Betschard-Schenk sah mit geheimem Vergnügen den günstigen Eindruck, den der Anblick des Kindes auf den Durchlauchtigsten Herrn machte und war nun überzeugt, daß ihre Absicht, um welcher willen sie diese Zusammenkunft möglich zu machen gesucht hatte, erreicht sei.

„Ich danke Ihnen, Valeska“, sagte der Kurfürst sehr heiter ... „Sie haben mir da eine wahrhaft fröhliche Ueberraschung bereitet. O, es ist eine Wahrheit, wenn man sagt, wer unter Kindern lebt, bleibt immer jung ... ich fühle mich jetzt sehr vergnügt ... es thut mir leid, daß ich Ihnen dieses kleine Feenkind werde entführen müssen, Gräfin, denn ich glaube, daß mir eine solche Freude recht wohl thun wird — und wahrhaftig, ich brauche Erheiterung, viel Erheiterung — ich bin recht alt geworden; meinen Sie nicht auch?“

„Kurfürstliche Durchlaucht, mir scheint Niemand ein Recht zu haben, eine solche Klage auszusprechen,

als Der, welcher so unglücklich ist, mit der äußern Verwandlung auch von der seines Innern überzeugt zu sein. So lange wir noch ein regsames Gefühl, lebhafte Wünsche haben, so lange sind wir jung; Ew. Kurfürstliche Durchlaucht sind in beiden Beziehungen nicht gealtert, nur ich habe dies Unglück vor der Zeit erlebt."

„Sie, Valeska? Ich meinte, Sie so gestellt zu haben, daß Sie eine sorgenlose Herrin Ihrer Zeit und Wünsche würden — ist das nicht der Fall?"

Gräfin Betschard blickte zu Boden und sprach dann mit einem Ausdruck tiefen Gefühls: „Wäre ich nicht Mutter dieses lieben Kindes, würde mich vielleicht die Verzweiflung dem Tode in die Arme geführt haben. In der Sorge für mein Kind fand ich jedoch den Muth, ein Leben voll Entehrung zu ertragen."

Der Kurfürst wurde sichtbar unruhig; aber seine Stimmung war durch den Anblick des lieblichen Kindes, das er sein nannte, zu günstig für sie geworden, um sie von sich abzuweisen.

„Reden Sie, Valeska", sagte er nach einer Weile ... „ich will nicht, daß Diejenigen, welche früher meine Gunst besessen haben, sich über mich beklagen können, daß ich sie später ohne Schutz ließ. Sprechen Sie."

Die Gräfin ergriff wie von Rührung durchdrungen seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Immer noch so leidenschaftlich wie sonst?“ fragte der Durchlauchtigste Herr.

„Es ist die Freude der Hoffnung, die mich bewegt, frei von einer mir aufgebürdeten Schmach zu werden“, entgegnete die Gräfin. „O, Kurfürstliche Durchlaucht, wenn noch ein Funke der Erinnerung an die Gunst, die Sie mir einst schenkten, in Ihrem Herzen rege ist, so entreißen Sie mich dem entsetzlichen Joch der scheinbaren Gemeinschaft mit einem Manne, den ich verabscheue, dessen Rohheit und Schlechtigkeit mich täglich verletzt. Ach, welches Unglück, auch nur zum Schein den Namen eines Manns zu tragen, der den Händen des Henkers entzogen wurde, um mich durch ihn so tief als nur möglich zu demüthigen! Habe ich denn so große Verbrechen begangen, daß solche Entehrung mir dafür als Strafe aufgebürdet werden mußte? Daß ich im Vollgenuß Ew. Durchlaucht Gunst in meiner Jugend stolz und übermüthig war — das ist meine Selbstanklage. Gräfin Josephe von Törring=Seefeld wußte recht gut, wie tief sie mich durch dies Verdammungsurtheil aus allen meinen Himmeln stürzte, wie sie mich, die ein Kind Ew. Durchlaucht unter dem Herzen trug, in den Abgrund der entsetz=

lichsten Schande stieß. Gehorsam habe ich dieses harte Loos nun bald fünf Jahre lang getragen, und kam nur deshalb her, um, wenn Ew. Durchlaucht gegen die Mutter Ihres Kindes kein Erbarmen haben können, wenn meine Bitte um Trennung von dem Verachtungswürdigen, dessen Name für mich eine unauslöschliche Schande ist, unerhört bleibt, Ihnen dies Kind, die einzige mir auf dieser Welt gelassene Freude, zu übergeben und dann — zu sterben."

„Nein, nein, nicht sterben — die Sache kann in aller Ruhe nach Ihren Wünschen arrangirt werden — lassen Sie uns das besprechen, Valeska", redete der Kurfürst, der aufrichtig genug war, um sich einer harten Ungerechtigkeit gegen sie zu zeihen.

Das Kind drückte den blonden Lockenkopf, mit beiden Armen sich an die Mutter anschmiegend, in die Falten des weitbauschigen Seidenkleids derselben und weinte: „Nein, nein, Mama soll nicht sterben — es ist meine gute, liebe Mama."

Der Kurfürst, gerührt davon, beruhigte sein weinendes Töchterchen durch das Versprechen, die Mama solle gar nicht mehr ans Sterben denken, wodurch die Thränen der Kleinen schnell gestillt wurden.

Der Gräfin den Arm reichend, schritt er mit ihr im Kiosk auf und nieder. Die Gruppe, die diese drei

Personen bildeten, trug das Gepräge eines heitern Familienbilds, das Vater, Tochter und Enkelin darstellt. So rüstig auch der Kurfürst noch schien, so hatte doch die Zeit ihm das Zeichen ihres Jochs aufgedrückt, er ging etwas gebückt. Sein Schritt war gemäßigt, theils wegen seines schwerfällig gewordenen Körpers, theils auch, weil 65 Jahre das rasche Blut genugsam abdämpfen. Das vom Genuß der Tafelfreuden stark geröthete Gesicht widersprach allerdings dem erwähnten Zeichen des Alters, allein diese tiefrothe Färbung ließ auch der Voraussicht Raum, daß früher oder später ein Gehirn- oder Blutschlag seinem Dasein ein Ziel setzen werde. Gräfin Betschard-Schenk hatte nichts von ihrer Schönheit verloren, die Jahre ihr im Gegentheil den Vortheil gebracht, daß ihr Antlitz einen madonnenartigen Anhauch, eine Ruhe in den sonst so beweglichen Zügen, empfangen, wie die Meister der altitalienischen Schule solchen Ausdruck als höchste Verklärung des Menschlichen ihren Marienbildern zu geben wußten. Die unverändert gebliebenen kindlichen Züge in der Gräfin Antlitz erhöhten diesen Charakter noch mehr und erhielten ihr die Jugend in ihrem von einer kleinen zarten Persönlichkeit unterstützten Aeußern. Das Kind hing sich in seiner Unschuld an des Kurfürsten rechte Hand,

und sprang lustig nebenher. Es war eine jener schönen Scenen von Innigkeit, Gefühl und Wahrheit, wie man sie nur in glücklichen Familien findet, und die in Bezug auf den Kurfürsten für denselben eine lebendige Entschuldigung seiner Verirrungen hinsichtlich seiner Neigung zu den Frauen betrachtet werden konnte, weil Letztere gewiß weniger oder auch gar nicht ins Leben getreten wäre, wenn sein Verhältniß zur Kurfürstin, seiner Gemahlin, und deren so wenig mit den seinen harmonirende Empfindungen ihn nicht gewaltsam von derselben entfernt hätten.

Fast eine halbe Stunde lang dauerte die Unterredung zwischen dem Durchlauchtigsten Herrn und der Gräfin, dann wurde der alte Geheimkabinetssecretair gerufen und nachdem der Kurfürst von dem Kinde noch besonders zärtlichen Abschied genommen, erhielt Herr von Stengel Befehl, die Gräfin wo möglich ebenso ungesehen, wie er sie hergeführt, aus dem Garten zu geleiten.

„Ich glaube Ihnen Glück wünschen zu können“, sprach der Geheimkabinetssecretair, als sie weit genug von dem Kiosk, in welchem der Kurfürst zurück geblieben, entfernt waren.

Die Gräfin hielt ihren Schritt an und antwortete darauf: „Mein einziger Freund — lassen Sie mich

Sie so nennen, denn Sie waren der Einzige, der für mich, als es meinen Gegnern gelang, mich mit Schande zu überhäufen, Mitleid hatte — ich bin nicht mehr die Valeska, die Sie vor Jahren kannten, nein, eine Andere bin ich geworden. Das lustige Leben am Hofe in der Sonne der kurfürstlichen Gunst, in deren trügerischem Schein ich ehedem wie ein Schmetterling flatterte und schwärmte voll des süßen Traums, sie könne keinen Abenddüften weichen, reizt mich nicht mehr. Ha, ich weiß es, es bedürfte keiner verführerischen Kunstmittel, um schnell wieder des Kurfürsten Herz in der Weise zu gewinnen, wie ich es früher besaß — ich entsage diesem Wunsch, nur Eine Mission bleibt mir zu erfüllen, die nicht solcher Mittel bedarf, um zu dem Ziel zu gelangen, welches ich in den Jahren daher als das aller meiner Wünsche auszubilden Zeit genug gehabt habe."

„Eine Mission?" fragte Herr von Stengel . . . „die Frau Gräfin sprechen in Räthseln."

Valeska nickte bejahend und fragte dann: „Was würde geschehen, wenn Jemand es wagte, die schönen Marmorstatuen, welche in so großer Menge diesen Garten zieren, zu verunstalten, wenn über Nacht die Hand eines Frechen dem dort am Springbrunnen träumenden und dem Schmetterling nach zu urtheilen,

den er auf dem Finger empor hält, über das ungelöste Räthsel der Unsterblichkeit der Geister sinnenden Engel das schöne in himmlischer Freude leuchtende Antlitz verhunzte?"

„Seine Strafe wäre wahrlich keine milde", antwortete der alte Geheimsecretair.

„Nicht wahr, Sie fänden das auch gerecht?" rief Valeska lebhaft ... „ja, warum äußere ich erst diesen Zweifel! Alle werden da mit Ihnen einstimmen. O mein Freund, sagen Sie selbst, verdiente Der, welcher eine Creatur des ewigen Gottes verhunzt, der sie zur Verachtung der Tugend, zum Fröhnen ihrer Leidenschaften anregt, der die schuldlose Seele eines noch vom Hauch des Bösen unentweihten Geschöpfs vergiftet durch seine Lehren, der es in den Pfuhl seiner Schande gestoßen hat — was verdiente Der?"

„Wie? Sie wollen sich ..."

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, mein Freund", fiel ihm Valeska schnell und ernst in die Rede. „Es ist ein so kleines Wort und umfaßt doch so Vieles. Erschrecken Sie auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß es der Mittelpunkt meiner Gedanken von jenem Tage an gewesen ist, wo ich, untergegangen in meiner Schande, begleitet von dieser das Nymphenburger Schloß verließ. Ja, Ihnen kann ich es gestehen, daß es viele

Stunden in den Jahren seitdem gab, wo ich Thränen vergoß, weil ich mich — selbst verachten mußte. Das sind die schlimmsten Thränen, die nur je eines Weibes Augen weinen können, und ich habe sie geweint. Genug davon. Wir sehen uns in München wieder. Die Kurfürstliche Durchlaucht will die Vaterfreuden genießen, die ihm seine vor aller Welt entehrte Favorite bereitet hat. Leben Sie wohl, mein Freund. Lassen Sie die Erinnerung an Ihre Tochter, der ich, wie Sie einstmals sagten, ähnlich sähe, günstig für mich zu Ihrem Herzen sprechen ... Leben Sie wohl ... auf Wiedersehen in München!"

Schnell eilte Gräfin Betschard-Schenk mit ihrem Kinde von dannen, eine halbe Stunde später fuhr sie nach Manheim, wo sie ihrer sie begleitenden Kammerfrau das Kind in sorgliche Obhut gab und sogleich von ihrem Diener begleitet nach der außerhalb der Stadt gelegenen Wohnung des Hofrichters, Grafen Sigismund Haslang, sich begab. Sie wußte, daß dieser sich beim Kurfürsten in Schwetzingen befand und dessen Gemahlin daher allein zu sprechen sein werde. Obwol Gräfin Rahel, als ihr der Name «Gräfin Betschard aus Amberg» genannt wurde, sich keiner ihr bekannten Dame dieses Namens entsinnen konnte, so ließ sie doch die Fremde schnell zu sich ein-

führen. Im ersten Moment erkannte sie sie nicht, denn fast neun Jahre waren seit der Zeit verstrichen, wo Valeska mit ihr bekannt geworden. Die Eintretende sah, daß sie von ihr vergessen war, sie führte sich jedoch schnell wieder in deren Erinnerung ein, indem sie, ohne daß Rahel es in der Ueberraschung verhindern konnte, ihr die Hand küßte.

„Mein Himmel, was thun Sie, Frau Gräfin!“ rief Rahel erstaunt.

„Nichts, als wozu mein Herz mich gebieterisch drängt“, antwortete Valeska. „Ich habe einmal im Leben meinen guten Engel von mir gestoßen, Sie waren es, Frau Gräfin — jetzt komme ich nach Jahren wieder, um meinen Undank Ihnen abzubitten. Erinnern Sie sich nicht an Valeska Schenk von Castel?“

„Sie sind Valeska! . . . ja, jetzt entsinne ich mich. Die Zeit nimmt uns viele Bilder aus dem Gedächtniß, wenn Jahre ihre Frische bleichen und sie von der übermächtig uns beschäftigenden Gegenwart in den Hintergrund gedrängt werden.“

„Es konnte Ihnen mit meinem Bild nicht anders gehen, als daß Sie es schnell und gern vergaßen“, entgegnete Valeska. „Man kann sich unmöglich an Das erinnern wollen, das zu verachten man volles Recht hat.“

Gräfin Rahel überging absichtlich die Erwiderung auf diese Rede Valeska's, indem sie ihr versicherte, daß, wenn sie ihr einen Dienst zu leisten im Stande sei, sie sich sehr bereitwillig dazu finden lassen würde.

So höflich auch dies Anerbieten ausgesprochen war, so zeigte es doch von jenem unangenehmen Gefühl, das die nicht gewünschte Erneuerung einer frühern Bekanntschaft zu verursachen pflegt. Valeska empfand dies tief, aber sie war nicht empfindlich dafür, denn es lag Gerechtigkeit in dieser verhüllten Abneigung. Nach einer kurzen Pause bat Valeska sie um ein kurzes Gehör.

„O sprechen Sie nur, Frau Gräfin."

„Daß ich jetzt vor Sie hingetreten bin, ging nicht aus dem Wunsch hervor, eine Wiederanknüpfung des einst zwischen Ihnen und mir so schön angebahnten und von mir selbst zerrissenen freundschaftlichen Verhältnisses zu suchen, oder Sie, Frau Gräfin, in die Verlegenheit zu versetzen, mir eine Gefälligkeit, einen Dienst zu leisten — ich fühle wohl, daß mir zu diesen beiden Dingen kein Anspruch zur Seite steht. Ich bedarf aber vor mir selber des Bewußtseins, von Ihnen für meinen Undank Verzeihung erhalten zu haben, des Bewußtseins, von dem Wesen, vor dessen reiner Tugend mein schuldbeflecktes Gewissen sich beugt,

nicht länger verachtet zu werden. Ein solches Bewußtsein ist eine Nothwendigkeit für mich."

„Ich begreife nicht, Frau Gräfin, warum Sie mir die Rolle einer Vertrauten übertragen wollen? — Sie werden sicher andere Personen finden, die sich besser dafür eignen", entgegnete Rahel mit kaum verhehlter Bestürzung.

Valeska schwieg vor dem sichtbaren Ausdruck des Widerwillens bei Rahel, aber ein leises Beben ihrer Gestalt deutete an, wie tief sie sich davon erschüttert fühle.

„Ich muß schweigen, da Sie es wollen, Frau Gräfin", sagte sie nach einer Weile ... „aber daß ich es muß, ... o Gott! ... ist die härteste Strafe, die ich bis jetzt empfunden. Nur Sie allein sind das Wesen, von dem ich einen Trost in meiner tiefen Erniedrigung hoffte. So weit hat mich der Fluch der Entehrung überwachsen, daß ich außer Ihnen keine Seele weiß, welche rein genug wäre, mich mir selbst zu retten. Leben Sie wohl! ... Sie hätten weniger mitleidslos gegen mich sein sollen, aber — leben Sie wohl!"

Sie ging rasch nach der Thür. Rahel fühlte sich ergriffen. Es schien ein großer, recht aus dem Innersten der Seele hervordringender Schmerz aus Valeska zu sprechen, sie heftig zu bewegen.

„Bleiben Sie, Frau Gräfin“, sagte sie, ihr nachgehend und sie wieder zurückführend ... „ich will nicht, daß mich Jemand der Mitleidslosigkeit beschuldige. Wenn zwischen uns kein freundschaftliches Verhältniß stattfindet, so liegt dies nicht an einer Ueberhebung von meiner Seite; Sie wissen, was — doch reden wir nicht davon. Ich verspreche Ihnen, Dem ruhig zuzuhören, was Sie mir zu sagen haben.“

Valeska's Auge, von einer Thräne genetzt, hing an dem Antlitz Rahel's mit einem Ausdruck von dankbarem Gefühl.

„Sie wissen es selbst nicht, wie groß die Tugend macht“, sagte sie leise ... „jetzt sehe ich Sie in dieser Größe vor mir. Ohne Ursache mich zu lieben sind Sie gütig gegen mich — wie schön macht Sie diese Güte, diese Herzensmilde!“ Und nun hob sie an zu erzählen, daß sie systematisch auf dem Wege der Verderbniß geleitet worden sei.

„Man wußte meine Jugend, meine Leidenschaftlichkeit, meinen Eigenwillen in das gut gestellte Netz zu locken, man riß mir den letzten Nachklang der Freundschaft, die Sie mir gewidmet und unter deren Wohllaut ich besser geworden war, aus dem Herzen, indem man mir Haß gegen Sie in dasselbe pflanzte — o, es ist so leicht zu hassen, so leicht, auf der Bahn

der Frivolität hinzugleiten, daß man eher am Ziel dieser Bahn ankommt, als man selber ahnt. Und wie sie meinen Uebermuth aufzuregen verstanden! Niemand stand mir mehr zur Seite, der nur ein warnendes Wort für mich gehabt hätte. Als ich mich von Ihnen wendete, war ich schon eine Verlorene. Erst mein Fall brachte mich zu dieser Erkenntniß. Ich war nichts gewesen als ein Spielzeug der verächtlichsten Art, und man ließ es mich schwer empfinden, indem man mich zwang, eine Scheinehe mit einem Elenden zu schließen, der seiner Verbrechen wegen dem Henker anheim gefallen war, aber begnadigt wurde, da er sich dazu verstand, vor der Welt als mein Gemahl aufzutreten. Wie glücklich sind Sie, Frau Gräfin, keine Ahnung von solchen Abscheulichkeiten zu haben! Ihre Tugend bewahrte Sie vor der Kenntniß jener entsetzlichen Tiefe der Verworfenheit, in die ich hinuntersteigen mußte. Da erst lernte ich durch die auf mir lastende Schande, den wirklichen Werth einer Favorite Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht kennen. O Gott, es war ein bitteres Erkennen, ein Zustand in meiner Seele, den Worte zu schildern nicht fähig sind. In mir selbst hatte ich die Würde des Weibes beleidigt, Unschuld und die Majestät der Tugend waren durch mich an den Pranger gestellt worden, das Ge-

schlecht, dem ich angehöre, mußte mich verabscheuen um des Frevels willen, den ich an der Heiligkeit des weiblichen Herzens begangen hatte. Solche Frevel, solche Entweihungen und Verletzungen des Göttlichen in uns bleiben nicht ungerächt — ich empfand Selbstverachtung, Abscheu vor mir, mein Stolz empörte sich über die mir geschehene Brandmarkung. Frau Gräfin, aus diesem bittern Erkennen trete ich jetzt aufs Neue vor das Angesicht der Welt heraus. Meine Scheinehe mit Graf Betschard wird getrennt, ich kehre nach München zurück als die Mutter des Kindes Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht."

„Ich bedauere, daß Sie Ihrem Schicksal keine andere Wendung gegeben haben, oder geben konnten", entgegnete Rahel aufrichtig ... „Sie wollen sich wieder auf einem Boden bewegen, dessen Gefährlichkeit Sie bereits erkannt haben. Das hätten Sie um Ihrer selbst willen vermeiden sollen."

„Dieser Boden hat seine Gefährlichkeit für mich verloren, denn ich bin — Mutter", antwortete Gräfin Betschard. „War auch mein Kind der Sprößling meiner Verirrung, so soll es doch nie Zeuge der Schande seiner Mutter sein. Wenn irgendein Gedanke trostreich im Bewußtsein meines Falls auf mich einwirkte, so war es der, daß mit dem Kinde mir vom

Himmel ein Zeichen gegeben ward, ich sei noch der Erhebung fähig. Die Augen meines lieben Kindes sagten mir von einer Entsündigung, sie sprachen mir vor, daß der Name Mutter ein heiliger sei, und welches Weib ihn auch tragen möge, wie tief es auch gesunken sei, doch in dem Bewußtsein, Mutter zu sein, einen Freibrief an des Himmels Gnade erblicken müsse."

„Gewiß, meine Liebe, es ist so!" rief Rahel mit Theilnahme, ihre Hand ergreifend. „Der Himmel hat uns Frauen keine größere Segnung spenden können, als daß er uns zu Spiegelbildern seines Schöpfungsmysteriums werden ließ. Welch ein erhabener Gedanke, Mutter einer denkenden Seele zu werden, die anfänglich wie eine verschleierte Welt vor uns liegt und all unserer Sorge und Liebe bedarf, um die verhüllenden Schleier allmälig von ihr abzustreifen. Das heiligt uns vor Gott, vor uns selbst."

Beide Frauen schauten einander in die Augen, es war der Moment, wo sie sich wiederfanden, wo alles Geschehene, was einst den Beginn ihrer Freundschaft gestört und getrennt hatte, in Vergessenheit sank, weil esi Beide auf dem Standpunkt einer so schönen Berechtigung zusammentrafen. Als nach Verlauf einer Stunde Gräfin Betschard die Wohnung der Gräfin

Haslang verließ, konnte sie sich der wohlthuenden Befriedigung hingeben, eine Freundin wiedergewonnen zu haben, die ihr durch eigene Schuld verloren gegangen war.

Valeska's edleres Theil, das so ganz in den Wirren der Leidenschaften, in dem verabscheuungswürdigen Getriebe der niedrigsten Intriguen untergegangen schien, hatte sich in der ihr gewordenen moralischen Erniedrigung wieder zur Geltung erhoben. Jetzt fühlte sie sich schwungfrei bei dem Gedanken, daß es ihr gelungen, wieder der Achtung gewiß zu sein, welcher sie einst, irregeleitet durch absichtliche Lüge, mit Haß gelohnt hatte. Gräfin Valeska litt hart unter der Demüthigung, wenn auch nur scheinbar, aber doch in den Augen der Welt die Gemahlin eines Mannes zu sein, dessen niedriger und gemeiner Charakter sie empörte. Daß sie in dieses Elenden Augen nichts war, als ein sich ihm zufällig bietendes Mittel, welches ihn von der Hand des Henkers befreite, zeigte sich bald in seinem Benehmen gegen sie, obwol er es nicht wagte, ihren Willen zu beschränken, da dies eine Bedingung seiner Scheinehe war, deren Nichterfüllung ihm selbst nachtheilig geworden wäre.

Im Laufe der Zeit sprach der dem Trunk sehr ergebene Graf Betschard, wenn sie deshalb gegen ihn

ihren Abscheu äußerte, nicht selten im spöttischen Ton, daß es für sie ein Glück gewesen, in ihm einen zur Maskerade, wie ihre Scheinehe sei, bereitwilligen Narren gefunden zu haben. Dieser Hohn, dem sie nichts entgegensetzen konnte, weil er sie so hart an ihre Schande erinnerte, empörte sie außerordentlich. Das ganze Gewicht ihrer Schmach, ihres Elends drückte auf sie nieder, die wilde Leidenschaftlichkeit ihres Charakters erging sich in Haß und Gedanken an Rache; aber in Stunden ruhigern Nachdenkens, wo ihre Vergangenheit als ein allen Glanzes beraubtes Bild vor sie hintrat, stiegen unwillkürlich in ihrer Seele Reflexionen empor, welche nach und nach zu einer Reihe zusammenhängender Gedanken wurden und sich fest in ihrem Denken setzten. Sie begann andern Ansichten über ihr im Wirbel von Täuschungen verschwundenes Hofleben Raum bei sich greifen zu lassen und zwei Gestalten waren es, die in diesem so veränderten Denken sie besonders beschäftigten, die Erinnerung an Rahel und die an Graf Bernard Chamisso.

Jemehr sie sich diesen Erinnerungen hingab, desto leuchtender wurde die an Rahel, desto verabscheuungswürdiger die an Graf Bernard. Wie Himmel und Hölle standen sich Beide gegenüber. Valeska gedachte der in Rahel's Umgang verlebten Stunden, ihr Ge-

dächtniß stand ihr treulich bei, Rahel's Lichterscheinung vor sich zu rufen, deren sanftes, ruhiges Wesen, die schöne Weise, ihre Gefühle zu ordnen und ihnen einen Ausdruck zu geben, ihr so wohl gethan hatte. Von allen Personen, die sie hatte kennen lernen, glich keine Rahel, sie allein hob sich von dem Gesammtbild des Hofs als eine frei ohne Bezug zu der Masse ihrer Umgebung stehende Gestalt ab. Und fragte sich Valeska, ob es möglich sein könne, von einem solchen Wesen, dessen bessere Art so leuchtend aus seinem ganzen Sein und Thun hervortrat, eine Verspottung, ein leichtfertiges Spiel zu glauben, wie sie überredet worden war, so empfand sie tiefe Scham über ihre Verblendung, einer so plumpen Lüge Glauben geschenkt, sich einem Zorn hingegeben zu haben, der es ihr unmöglich machte, die Wahrheit zu erforschen, und von dem ganz gefesselt, sie sich sogar zur boshaften Schadenfreude, Rahel durch ihres Verlobten geheimnißvolles Verhältniß zu Miedei unglücklich werden zu sehen, erniedrigte. Dies Bewußtsein erpreßte ihr Thränen der Scham vor sich selbst. Sie erröthete über ihre Verblendung und über den leichten Sieg, den ihre Leidenschaftlichkeit, ihre wilden ungeregelten und ungezügelten Empfindungen dem Grafen in die Hand gegeben.

„Wenn ich mich je wieder erheben könnte zu einer Achtung vor mir selber, so wäre der erste Schritt dazu, Rahel's Verzeihung für mein Verbrechen an ihrem Herzen zu erringen“, sagte sie zu sich.

Die Erinnerung an Graf Bernard war dagegen ein volles Nachtstück, denn sie erregte ihren vollkommensten Abscheu, und diesen um so mehr, als sie aufs engste mit ihrer jetzigen Stellung zusammenhängend war. Bernard hatte gleichsam Zoll für Zoll, unterstützt durch ihre eigene wilde Leidenschaftlichkeit, die ihm zum leichten Mittel ward, sie zu leiten, ihr besseres Theil, den edlen Fonds ihres Wesens, ihr entrissen. Sie war in dieser Schule sich selbst entfremdet worden, und hatte die Meinungen und Urtheile, welche Er, dem sie volles Vertrauen schenkte, als unfehlbar vor ihr aufstellte, als entscheidend betrachtet, und da sie ihren Wünschen schmeichelten, treulich befolgt. Auf diese Weise war es ihm gelungen, den geringen Halt, den sie als ihr Eigenthum aus dem Vaterhaus mit an den Hof gebracht, dermaßen zu lockern, daß sie sein Geschöpf wurde.

Bei einer mit so starkem Eigenwillen und Freiheitsdrang begabten Natur wie die Valeska's hatte es nicht fehlen können, daß sie, wenn auch nur dunkel ihre Abhängigkeit von ihm fühlend, sich gegen ihn

empörte, indem sie nicht nur nichts dazu beitrug, daß der Kurfürst ihn zu einem höhern Staatsamt erhob, als er schon bekleidete, sondern zuweilen auch dagegen sprach. Die ihr in dieser Hinsicht vom Grafen Lehrbach, dem östreichischen Gesandten, gewordene Andeutung, Graf Bernard müsse von ihr im Zügel gehalten werden, war bei ihr nicht ohne Nachwirkung geblieben. Erst später sollte sie erfahren, welch ein schändliches Spiel Bernard mit ihr getrieben.

In von starkem Trunk aufgeregter Laune taumelte ihr Scheingemahl eines Tags in ihr Zimmer und blieb in demselben, trotz ihres Befehls, es sogleich zu verlassen. Ein Wort gab das andere, und Graf Betschard sagte ihr in einem Athem die unangenehmsten Dinge unter die Augen.

„Auf was sind Ihro Gnaden denn so stolz, daß Hochdieselben mir es als eine besondere Ehre vorrücken, mich zum Gemahl angenommen zu haben?“ fragte er und brach in schallendes Gelächter aus. „Wenn Ihro Gnaden wüßten, wie es damit zugegangen, daß gerade ich und kein Anderer dieser großen Ehre theilhaftig wurde, Sie würden sich wenig davon geschmeichelt fühlen.“

Und um sie recht tief zu demüthigen, erzählte er ihr, daß, wie er ganz gewiß wisse, vom Kurfürsten diese

Ehre dem Grafen Chamisso zugedacht worden sei, dieser aber sich auf eine schlaue Manier davon frei zu machen gewußt habe, indem er mit dem Grafen Törring=Seefeld in ein Complott getreten, der ihn verabredeter Weise im Gespräch mit Gräfin Josephe, seiner Gemahlin, gefunden, in Streit gerathen, sodaß, nur scheinbar, ein Duell zwischen Beiden als Schlichtungsmittel übrig geblieben. Um dieses zu verhindern, habe die Gräfin Josephe um Audienz beim Kurfürsten gebeten, und indem diese Stunde die Herrschaft der schönen Frau bei Hofe aufs Neue festbegründet hätte, wäre auch zugleich Graf Bernard, dem sie bezeugt, daß sein Besuch einer bei ihr lebenden Verwandtin gegolten und sie davon unterrichtet, ihn über seine Absichten auf die junge Dame habe befragen wollen, des Zwangs, Valeska's Gemahl zu werden, ledig geworden. Man habe ihm, dem Freiherrn Betschard, volle Begnadigung, den Grafenrang und eine Ministerstelle in der Oberpfalz angeboten, wenn er sich zu dieser Scheinehe verstehen wolle.

„Nun, warum nicht?“ schloß Graf Betschard mit rohem Lachen ... „Eins war besser als das Andere. Der Tausch zwischen der unmanierlichen groben Hand des Henkers und Ihro Gnaden schönen Händchen kam mir gelegen, und als ich einen Tag vor meiner Ab=

reise mit Ihro Gnaden, meiner Gemahlin pro forma, von Nymphenburg, in Gesellschaft Törring-Seefeld's und Chamisso's beim Glas Wein saß, lachte der Letztere unbändig über die prächtige Manier, wie er mir zu einer und sich von einer Gemahlin verholfen habe."

Valeska war so sehr durch diese ihr im Rausch ihres Scheingemahls gewordene Mittheilung niedergeschmettert, daß sie mehre Tage hart darnieder lag. Welch abscheuliches Spiel hatte Bernard mit ihr getrieben! Welche Verachtung für sie bezeugt, welchen Ischariothsstreich an ihr begangen! Es dauerte lange, ehe sie sich von diesem moralischen Todesstoß erholen, sich fassen konnte. Als sie aber wieder ruhiger zu werden begann, dachte sie vor Allem an die Trennung ihrer Scheingemeinschaft mit Graf Betschard, und ihr zweiter Gedanke war an die Möglichkeit, die Niederträchtigkeit des Grafen Bernard vor dem Kurfürsten zu enthüllen und den Elenden dem Urtheil des Letztern anheim zu geben. Um dieses herbeizuführen, war es für sie nöthig, in der Nähe des Kurfürsten wieder Platz zu fassen. Auf welche Art diese beiden Absichten auszuführen sein würden, verursachte ihr viel Nachdenken, denn ihre Rückkehr nach München mußte unter dem Schleier des Geheimnisses angebahnt, plötzlich erfolgen, um ihre Gegner zu überraschen und

deren ihr entgegen wirkende Pläne unmöglich zu machen.

Endlich erleuchtete ein guter Gedanke ihren Geist, sie wendete sich brieflich an den alten Geheimkabinets-secretair, Herrn von Stengel, und fragte bei ihm an, ob er glaube, ihr eine von Niemand bemerkte Audienz bei dem Kurfürsten verschaffen zu können, indem sie nicht unterließ, ihre Scheinehe mit dem Grafen als länger unerträglich zu schildern. Was sie gehofft, erfolgte. Herr von Stengel sagte ihr ihren Wunsch zu, und der gewonnene Arzt der Gräfin fand es für nöthig, sie nach dem damals wenig in Aufnahme befindlichen Bad Kitzingen (Kissingen), als das für ihre Nervenverstimmung tauglichste, zu schicken. Valeska reiste von Amberg in einer Tour nach Schwetzingen, dem Sommeraufenthalt des Kurfürsten, und über Manheim, wo sie die Unterredung mit Gräfin Rahel hatte, nach Kitzingen, daselbst auf den Erfolg des ihr vom Kurfürsten gegebenen Versprechens wartend.

Kaum waren drei Wochen vergangen, als die Nachricht einlief, Graf Betschard sei auf kurfürstlichen Befehl festgenommen und eine strenge Untersuchung gegen ihn wegen seiner frühern Verbrechen, für welche jetzt die authentischsten Beweise vorhanden seien, eingeleitet worden.

Valeska eilte nach Amberg, um ihre dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und als dies geschehen, nach München, wo der Hof nicht wenig erstaunt war, sie von Seiten des Kurfürsten wohl aufgenommen zu sehen.

Man ermangelte nicht, dem geheimnißvollen Contrast zwischen ihres Gemahls und ihrem Schicksal die Erneuerung der Zuneigung von Seiten des Kurfürsten für sie zu Grunde zu legen und ahnte, daß sie einen unbekannten Vermittelungsweg ausfindig gemacht haben müsse. Der in den Jahren so weit vorgerückte Durchlauchtigste Herr bezeigte ihr offenbare Gunst, indeß ihre Stellung war weit von der unterschieden, welche sie früher am Hof eingenommen, wie überhaupt ihr Benehmen sich als ein ganz anderes wies. Sie führte ein großes Haus, empfing Gesellschaften, man drängte sich in ihre Salons, und die gesammte diplomatische Welt, welche durch die außerordentlichen Ereignisse zu Paris, besonders durch die gewaltsam erzwungene Rückkehr König Ludwig's XVI. von Versailles nach seiner Hauptstadt, in große Affection gebracht war, gab sich daselbst Rendezvous. Gräfin Betschard-Schenk war der Angelpunkt für Alle, welche nach Hofgunst strebten. Sie neigte sich jedoch keiner Partei besonders zu und erhielt dadurch eine feste Stellung. Man sah sie täglich mit ihrem Kind, der Gräfin von

Warrenberg, ins kurfürstliche Schloß fahren, wo sie gewöhnlich eine oder zwei Stunden verweilte.

Eine unerklärliche Verwandlung war mit ihr vorgegangen, von der sich die Hofwelt ungemein frappirt fühlte. Das war nicht mehr die von Uebermuth, Stolz, Eigenwillen und Zorn übersprudelnde Favorite des Kurfürsten, sondern eine Dame, welche, an Glanz und Unterthänigkeit ihrer Umgebung gewöhnt, ruhig und unbeirrt sich gerirte. Das Gerücht ging, Graf Betschard sei auf Ansuchen des kurfürstlichen Kabinets bei der wiener Hofstelle nach Munkacz in Ungarn auf Lebenslang gebracht worden . . . seine Gemahlin schien davon nicht berührt, denn man sah sie fortwährend in ungetrübtester Heiterkeit. Und wie sehr sie der Gunst des Kurfürsten sich wieder erfreute, bewies, daß dessen erlauchte Schwiegersöhne, welche mit ihm die Regierung bildeten, sich in ihren Salons einfanden und selbst sein Sohn, der Fürst Bretzenheim, oft daselbst gesehen wurde.

So stellte Gräfin Betschard-Schenk in ihrer Person eine höchst wunderbare Metamorphose dar, an der der Witz der Höflinge erlahmte, da er für deren jetzige Stellung keinen Anknüpfungspunkt ausfindig machen konnte. Man brachte es auf sarkastischem Gebiet, auf welchem Feld die Hofsprache sich so gern

ergeht, nicht weiter, als von ihr zu sagen: „Diese kleine Dame hat bei Lebzeiten schon ihre Auferstehung in Fleisch und Bein gefeiert, man muß ihr die diesem Wunder gebührenden Honneurs machen.“

Lange Zeit schien sie keinen der Cavaliere besonders zu bevorzugen, obwol sich alle sichtlich um ihre Gunst bemühten, aber allmälig flüsterte man sich zu, daß ihre schon früher stattgefundene Alliance mit Graf Bernard Chamisso sich wieder zu erneuern scheine. Graf Bernard wurde in der That von ihr ausgezeichnet.

VII.

Die großen Ereignisse der Zeit, jene wilde, sich aus dem traurigen Chaos der Staatsverhältnisse Frankreichs erhebende Revolutionsbrandung, drängte damals alle kleinen Sonderinteressen und Vorkommnisse an den deutschen Höfen in den Hintergrund. Es war eine wunderbare Zeit dumpfer Ahnung, welche aber keinen Glauben fand, weil man sich nicht selbst das Zeugniß geben wollte, daß man Berge von Sünden aufgehäuft, Abgründe voll Zunder vorbereitet habe. In Süddeutschland huschte das Gespenst des Hasses durch die mittlern wie niedern Schichten des Volks, ein Heer böser Erinnerungen erhob sich und umlagerte die Gemüther. Dieser Zustand hätte nur eines kräftigen Anstoßes bedurft, um wie in Frankreich die vom Uebermuth in den Staub getretenen Menschenrechte zur Devise einer Erhebung zu machen, die den reichsten Stoff zum weitern Brand gefunden haben würde.

Vielleicht fühlte Karl Theodor im Geheimen seiner Seele, daß schweres am Baiernland begangenes Unrecht auf ihm laste, vielleicht auch nicht, und dies Letztere scheint fast das Wahrscheinlichste, denn ein ganzes langes Leben hindurch hatte er nur allein sich, das Volk und dessen Wohl ihm nichts gegolten. Ihm hatte die hohe Bildung seines Geistes keine Frucht getragen, im Gegentheil, sie hatte ihm nur noch mehr das Herz verhärtet, seinen Sinn, welcher bei allen der Liebeslust zugeneigten Personen milde zu sein pflegt, sogar zur Grausamkeit verleitet, er war für sein Volk kein Segen geworden. Die Maßregeln, die er traf, um das Anwehen der jenseits des Rheins tobenden Stürme von Baiern abzuhalten, trugen das Gepräge einer Hast, von der man fast zu der Annahme getrieben wurde, daß ein mit Selbstanklagen beladenes Bewußtsein sie herbeigeführt habe.

Schon im Beginn des Februar 1790 ließ er alle Beamten aufs Neue auf den Eid verpflichten, daß sie keine Illuminaten wären, denn gleich einem quälenden Gespenst spukte der Gedanke im kurfürstlichen Kabinet, daß von diesem geheimen Orden, der so heftigen Angriff von Seiten der Regierung Karl Theodor's erfahren, Rachegedanken getragen werden könnten. Hatte man auch den Orden für Pfalzbaiern gesprengt, so

war er doch nicht vernichtet. Fürsten standen außerhalb Baierns an seiner Spitze, die besten denkendsten Köpfe zählte er zu seinen Mitgliedern, und man hatte Furcht vor geheimen Machinationen der gegen Baiern zum Haß Angeregten. Man fürchtete, daß der größte Theil der bairischen Illuminaten, deren Zahl und Namen man nicht einmal kannte, sich durch fortgesetzte geheime Beziehungen zu ihren Ordensbrüdern jenseits der pfalzbairischen Grenzen zu Verschwörungen und Complotten aufstacheln lassen könne. Der Name Illuminat galt sonach in den Augen der Regierung Karl Theodor's ebenso viel als Hoch- oder Landesverräther, und wenn auch nicht öffentlich, wurde doch in aller Stille die weitausgedehnteste Hetze auf alle Die gemacht, welche des Illuminatismus verdächtig waren, wodurch natürlich jener traurige Zustand des Mistrauens, der geheimen Denunciationen herbeigeführt, und der Bosheit, der die schlechtesten Mittel nicht scheuenden Ehr- und Aemtersucht, der niederträchtigsten Loyalität Thor und Thür geöffnet wurde.

War das deutsche Land wie überhaupt Europa von den Wehen der französischen Revolution, die damals noch lange nicht ihr Zenith erreicht hatte, mit Schreck und Staunen erfüllt, so fiel die Nachricht von dem am 20. Februar 1790 erfolgten Tode Kaiser

Josep'hs II. wie ein Blitzstrahl in die Gemüther des deutschen Volks. Es war dadurch etwas Großes geschehen, dessen Würdigung und Tragweite im ersten Moment nur den verschiedenen Leidenschaften anheimgegeben wurde, wie dies bei allen von voraussichtlich großen Wirkungen begleiteten Ereignissen der Fall zu sein pflegt, und nur erst dann in seinem ganzen Umfang ermessen wird, wenn der erste Schlag der Ueberraschung in seiner Gewalt auf die Geister nachläßt. Ein großer Mensch war mit Joseph II. vom Schauplatz rastlosen Wirkens abgetreten, ein edles Herz voll des besten Willens hatte ausgeschlagen, und der finster schleichende Haß seiner Feinde, deren der große herrliche Kaiser im Leben so viele zu bekämpfen hatte, aber auch die Dankbarkeit und die Liebe Derer, denen er Segen und Licht gespendet, feierten sein Todtenamt. Diese Nachricht drängte die Hiobsposten aus Frankreich vorderhand in den Hintergrund, des Kaisers Tod griff tief ein in die Herzen seiner Zeitgenossen, ja tief in die niedern Schichten des deutschen Volks, dem er das Vorbild eines Helfers in Noth, und bezüglich der Protestanten ein Schützer gegen die Maßnahmen der Finsterlinge durch sein (1781) erlassenes Toleranzedict geworden war.

Auf die Herzogin Clemens machte die erwähnte

Todesnachricht einen sehr schmerzlichen Eindruck, wie überhaupt dergleichen Kunde bei Personen höhern Alters, welche sich am Abschluß eines langen Lebens sehen, tiefe Erschütterung bewirkt. Das Jenseits greift fühlbar herüber in ihr Diesseits, Geisterruf dringt an ihr Ohr, und aus dem offen sich täglich mehr zu ihrer Aufnahme erweiternden Grabe steigt die Frage auf: Und was ist deines Lebens, deines Wirkens Resultat? Altersschwäche hatte die durchlauchtige Frau recht hinfällig gemacht, sie fühlte es deutlich, daß sie nahe an dem Uebergange in ein Geheimniß stehe, von dem keine Menschenhand je den verhüllenden Schleier gezogen.

Aber wenn auch manches bittere Gefühl der Erinnerung an Täuschungen ihr Herz berührte, so war der Feierabend ihres Lebens doch ein friedevoller und ein schöner durch das Bewußtsein, eine sie innig liebende Seele um sich zu wissen. Und diese war Gräfin Rahel Haslang, deren Gemahl den Gesandtschaftsposten zu London im Spätherbst des verflossenen Jahrs angetreten und sie mit dem Kind zurückgelassen hatte, da der schwächliche Körper Claudia's die plötzliche klimatische Veränderung zu einer so ungünstigen Jahrszeit, wie der Winter ist, nach dem Ausspruch der Aerzte jedenfalls schwer hätte empfinden müssen.

Claudia war ein zartes Mädchen und ihren Altersjahren nach, sie zählte deren noch nicht neun, ziemlich im Wachsthum vorgeschritten, welcher Umstand eben zur großen Schwäche ihres Körpers wesentlich beitrug. Das offene freundliche Gesichtchen war von tiefer Blässe überflossen, und ganz in Uebereinstimmung mit diesem deutlichen Zeichen von Krankheit die Stimme schwach, bei längerm Sprechen schnell angegriffen, erschöpft. Ein so zartes hinfälliges Wesen den Anstrengungen einer Reise, der Seeluft und einem ungewöhnten Klima aussetzen, würde eine nicht leicht zu entschuldigende Sorg- oder gar Lieblosigkeit gewesen sein, und deshalb entschlossen sich Graf und Gräfin Haslang zu einer Trennung, die nach Umständen auf kürzere oder längere Dauer stattfinden sollte, je nachdem es in Rücksicht Claudia's erfoderlich erscheinen würde.

Gräfin Rahel hatte auf Schloß Haimhausen die erste Hälfte des Winters zugebracht. Der alte Präsident, den die Jahre auch hart zu drücken begannen und der sich im Umgang mit Rahel und der kleinen Tochter seines Neffen sehr wohl befand, denn das Kind schmiegte sich vertraulich an ihn an und Rahel's gebildeter Geist erheiterte dem alten Herrn die trüben Wintertage, hatte nur unter der Bedingung eingewil-

ligt, daß seine Nichte, welche auf dringendes Begehr der Herzogin Clemens, einige Zeit bei ihr zu verleben, kurz vor Ende Januar in das Gartenpalais ihrer durchlauchtigen mütterlichen Freundin übersiedelte, mit Anfang des Frühlings wieder auf sein Schloß zurückkehre. Es war dem alten Herrn hart angekommen, Rahel von sich zu lassen, aber es würde für diese selbst ein Zwang gewesen sein, wenn sie der Herzogin Bitte, zumal diese auch des theilnehmenden Herzens einer Gesellschafterin bedurfte, nicht hätte erfüllen sollen.

„O, es wird dir, meine liebe Rahel, bei der durchlauchtigen Frau Herzogin besser als bei uns hier im Forst gefallen, das sehe ich im Voraus kommen, denn was hast du bei uns? Einen alten Mann, der dich zwar herzlich lieb hat, dem aber doch Das fehlt, was Frauen beanspruchen können und müssen, das Einanderverstehen in einer Menge von Angelegenheiteu, die rein weiblicher Natur sind und von denen freilich Unsereins nichts weiß . . . und was meine gnädige Frau Gemahlin anlangt? Nun, mit der kann dir im Ganzen auch wenig gedient sein, denn die Gute ist versteift und verstrickt in der Hofetikette, die sie wo möglich auch überall anbringen möchte und wodurch sie erschrecklich langweilig wird“, hatte der alte

Herr zum Abschied gesagt und hinzugefügt: „Zum Frühjahr aber, wenn der Wald zu duften anfängt und ein Odeur aushaucht, das die Brust weit und frei und das Blut leicht und fließend macht, mußt du zu mir zurück — des Kindes wegen —; die frische Waldluft thut mehr als alle Eure Doctoren und Apotheker. Da lasse ich dich nicht in der Stadt. Ah, wofür wäre ich deines Gemahls Oheim, wenn ich nicht Recht und Beruf haben sollte, für sein Töchterchen Sorge zu tragen?“

Der würdige Präsident ereiferte sich gar sehr in den Beweisen, was der Wald Alles zu thun im Stande sei, und Rahel mußte ihm mit Hand und Mund versprechen, beim Anbruch des Frühjahrs mit Claudia auf Schloß Haimhausen zurückzukehren. Das väterliche Wohlwollen des Präsidenten gegen Rahel erstreckte sich auf Alles, was nur einigermaßen dieser angenehm sein konnte, so drang er auch darauf, daß sie mehre von ihrem Gemahl gemalte Landschaftsstücke und sein Portrait mit sich nahm.

„Wenn man Jemand lieb hat, kann man sich gar nicht genug mit Erinnerungen an ihn umgeben“, hatte er gesagt ... „solche Dinge sind dann wie blühende Inseln in einem weiten unabsehbaren Meere, an denen wir unser Gedankenschifflein nach Belieben anlanden

lassen können und uns wohl und heimisch dabei fühlen. Ich halte dafür, daß es ein rechtes Unglück für einen Menschen sein muß, gar nichts für sein Auge zu haben, an dem sich seine Seele festhalten kann. Der Bildercultus ist deshalb auch menschlich schön erfunden und menschlich schön zum Herzen sprechend."

Für Gräfin Haimhausen konnte es keine angenehmere Aussicht geben, als unter dem Vorwand, ihre Nichte zu besuchen, öfterer als das sonst zu geschehen pflegte, der durchlauchtigen Frau Herzogin ihre Aufwartung zu machen. Sie hatte dabei die Hoffnung, jeweilig ihre veraltete ceremoniöse Tournure zur Geltung bringen zu können, was bei ihr immer als ein Hebel zu sehr glücklicher Stimmung zu sein pflegte.

So war Gräfin Rahel denn zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau Herzogin, übergesiedelt. Die kleine Claudia hatte schnell der Herzogin Zuneigung gewonnen und das unschuldige Geschwätz der Kleinen erheiterte die ehrwürdige hohe Frau ungemein.

„Wie glücklich du bist, meine theure Rahel!" sagte sie eines Tags . . . „Du nennst ein liebes Wesen dein, das an deinem Herzen sich allmälig aufrankt, ein Theil deines Selbst, das zu dir gehört, dem du Alles bist, Vorsehung und Freudenspenderin. Wie arm bin ich dagegen! Alles muß ich zurücklassen, und mit mir

stirbt auch Alles, was mir gehörte, Gedanke und Empfindung. Du aber siehst dich fortleben. Dein Kind wird denken wie du, fühlen wie du, dein Herz in seinem Herzen fortschlagen ... man empfindet die Verarmung der Kinderlosigkeit nicht eher, als bis man am Markstein des Lebens angekommen und zum tiefern Nachdenken, zur Reflexion mehr als je geneigt ist. Noch vor zwölf Jahren achtete ich wenig oder gar nicht darauf. Ah, wo ist die Zeit hin, wo ich an die höchstselige Majestät des Königs von Preußen, auf dessen Freundschaft ich noch heute stolz bin, schreiben konnte: «Ich altes Weib muß jetzt ein Mann sein, weil aus allen unsern Männern alte Weiber geworden sind.»"

Ein Lächeln lief über das Gesicht der Herzogin, und Rahel's Hand ergreifend, sagte sie zu einem heitern Ton übergehend, da sie gewahrte, daß die Gräfin ernst und trübe geworden war:

„Da sieh, meine Liebe, wie alte Leute auch ungerecht gegen ihr Schicksal und sich werden können! Ganz umsonst habe ich denn doch nicht gelebt, ich mache die Sache nur viel, viel schlimmer, als sie in Wahrheit ist. Wenn ich schon lange hinüber sein werde und 's kommt im Baiernland hin und wieder zur Sprache, was es heißt, treu zu seinem Vaterland hal-

ten, da werden die Leute auch meiner gedenken, wie ich mich gemüht gegen die östreichischen Praktiken, und festgestanden habe, als es schlimm genug aussah mit der Selbständigkeit Baierns, und werden sagen: «Die Marianne hatte doch ein echt bairisches Herz.» Das ist auch Etwas, zum mindesten eine Wahrheit."

Wenige Tage später traf die Nachricht vom Tode Kaiser Joseph's II. ein. Die Herzogin ward sehr davon angeregt. Sie hielt lange ihr Tuch vor die Augen, und als sie die Hand mit demselben niedergleiten ließ, wiesen sich jene thränenvoll. Lange saß sie sprachlos in ihrem Sorgenstuhl, über dessen Lehne das vergoldete Wappen ihres Gemahls emporragte. Nach einer Weile sagte sie:

„Das ist ein Feind, um den man weinen kann. Das Glück hat ihm nichts von Alledem, worauf er so gerechten Anspruch hatte, gewährt. Ohne Leibeserben und mit dem bittern Schmerz, sein redliches Wollen überall scheitern zu sehen, immer mit demüthigenden Erfahrungen überlastet, verkannt, gehaßt, zum Widerruf fast aller seiner Verordnungen gezwungen, starb er mit dem vom Undank seiner Kinder gebrochenen Herzen eines Vaters. Oestreich hat Ursache zu Gott zu flehen, daß er ihm wieder einen Kaiser Namens Joseph auf den Thron führe."

Rahel wünschte die ernste Stimmung der durchlauchtigen Frau auf ein anderes Gebiet zu leiten, und bemerkte, daß der Tod des Kaisers Baiern von einem gefürchteten Feinde befreie.

„Mein Kind“, antwortete die Herzogin . . . „als östreichischer Regent mußte er die Absicht verfolgen, die er sich vorgezeichnet hatte. Was wir Feindschaft nennen, kennt man in den Regionen der Politik nicht unter diesem Namen. Glaube ja nicht, daß der Kaiser der alleinige Leiter der Maßnahmen gewesen, welche von östreichischer Seite und mittels der hiesigen Gesandtschaft in Gang gebracht wurden. Ein Charakter wie der seine würde sich nie zu Unedlem bewogen gefunden haben, um ein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Was dergleichen schon geschehen ist, wird auch noch später geschehen, denn die Idee, Oestreich durch Baiern zu vergrößern, ist eine östreichische Politikaufgabe und stammt von Kaunitz. Dieser Staatsmann mit der Marmorseele hat nur das Ziel vor Augen; wie es erreicht wird, ist ihm gleich. Wenn wir der Persönlichkeit des jedesmaligen Regenten eine noch so große Geltung einräumen, der bestimmende Leitfaden der Regierungspolitik bleibt immer derselbe, nur die Menschen wechseln, die ihn ins Leben führen.“

Dieses unter Frauen so seltene Gespräch fand eine

Unterbrechung, indem der im Vorzimmer den Dienst versehende Lakai an die Thür klopfte, das gewöhnliche Zeichen, daß er seiner durchlauchtigen Gebieterin eine Meldung zu machen habe. Die Herzogin gab mit der Klingel die Erlaubniß zum Eintritt und empfing die Meldung, daß der kurfürstliche Landesdirector Utzschneider, ihr ehemaliger Secretair, um die Gnade einer Audienz bitte. Scherzend sagte die Herzogin:

„So hohe Herren darf man nicht abweisen, das wäre ein häßlicher Verstoß . . . laß Er mir den Joseph gleich herein!“

Das Verhältniß zwischen der durchlauchtigen Frau und ihrem ehemaligen Diener war trotzdem, daß Utzschneider, der durch ihre Fürsprache und seine Talente seit jenem Tage, wo er über den Illuminatenorden dem Kurfürsten hatte Rechenschaft geben müssen, eine glänzende Carrière im Staatsdienst gemacht hatte, ganz dasselbe geblieben, wie es im Hause der durchlauchtigen Frau in Bezug auf deren Beamte stattfand, nämlich jenes leutselige fast mütterlich besorgte Benehmen von Seiten der Herzogin, und die damit harmonirende vertraulich dankbare Unterordnung ihrer Diener.

„Nun, mein lieber Utzschneider, wie geht es Ihm?“ fragte die hohe Frau gütig, ihm die Hand zum Kuß

reichend. „Ich habe Ihn lange nicht bei mir gesehen, ich meine, es wird fast ein halbes Jahr sein. Er, als Einer der sieben kurfürstlichen Landesdirectoren, ist doch nicht etwa hoffärtig geworden? Das will ich nicht von Ihm glauben.“

„Gnädigste Durchlaucht, wer das Glück gehabt hat, in Höchstdero herzoglichem Dienst seine Laufbahn zu beginnen und sich Höchstdero Gnade zu erfreuen, der ist in einer zu guten Schule gebildet, um in dergleichen Thorheit, wie der Stolz ist, zu verfallen“, antwortete Utzschneider.

„Sieh, sieh, da rangiren mich der Herr Landesdirector ja unter die Schulmeister“, scherzte die Herzogin . . . „o ich bin Ihm sehr dankbar dafür, daß Er es so gut mit mir im Sinn hat, denn, unter uns gesagt, ist bei uns in Baiern gerade kein Ueberfluß an guten Schulmeistern, viel eher an Bettelleuten, und zur Minorität habe ich mein ganzes Leben hindurch gehört. Nun, wie gefällt Er sich in Seinem Amt?“

„Gnädigste Durchlaucht, das Amt wäre schon gut, wenn nur die Leute etwas besser wären, mit denen man zu thun hat. Da gibts ein immerwährendes Makeln und Tadeln, Durchkreuzen und Verzögern, wobei Einem das Leben schwer gemacht wird, vorzüglich wenn man nicht will, wie gewisse Herren, die

das Land wie eine Citrone betrachten, welche man ihnen zum Auspressen in die Hände gegeben hat."

„Ich kann Ihm nur Eins empfehlen", sagte die hohe Frau ... „komme Er nie auf den Gedanken, mitpressen zu wollen, da behält Er Sein gutes Gewissen. Hat er eine Nachricht von Seinem Ohm, dem Andrä? wie gehts ihm in seinem Exil am Staffelsee?"

„Gnädigste Durchlaucht, das eben ist die Ursache, warum ich Höchstdero Gnade um eine Audienz beanspruchte."

„Was? Ist dem rechtschaffenen Andrä ein neues Unheil widerfahren? Mein Gott, der arme Mann kann sich ja kaum von dem großen Unglück, das sein ungerathener Sohn über ihn gebracht hat, wieder erholt haben."

„Geruhen Ihro Durchlaucht für Höchstdero gnädige Theilnahme an seinem traurigen Schicksal im Namen meines Ohms meinen unterthänigsten Dank anzunehmen. Nein, nein, es ist ihm kein neues Unglück zugestoßen", entgegnete Utzschneider. „Wer die Leiden der rothenberger Oubliette erduldet hat, dem ist das Exil am Staffelsee eine Wohlthat."

„Ah, meine gute Rahel, das ist auch ein Stück trauriger Menschengeschichte, was ich da erlebt habe", sprach die Herzogin. „Der Sohn hat am eigenen Vater

den Judas Ischariot gespielt, und wäre nicht noch glücklicherweise die Reue bei dem schlechten Menschen gekommen, ehe er starb, sein Vater hätte im Kerker sein Leben enden können, so aber begnadigte meines Herrn Schwagers Durchlaucht wegen des von dem Sohn abgelegten Geständnisses den armen Mann zum Exil auf seinem kleinen Besitzthum am Staffelsee. Also kein neues Unheil ist dem Andrä widerfahren? Das freut mich."

„Was er als ein Unglück betrachtet, ist, daß ihn seine Verweisung so fern von Ihro Durchlaucht hält. Durch ein Schreiben von mir hat er erfahren, wie Ihro gnädigste Durchlaucht jetzt sehr leidend sind und . . ."

„Halt Er einmal an, Joseph, da hat Er ihn nicht recht berichtet. Ich bin nicht leidend an Krankheit, sondern an etwas Allgemeinem, wie solches der Tod ist, den die Leute in ihrer Thorheit für ein Uebel anschauen. Und weil das Allgemeine keine Auswahl zwischen fürstlichen Personen und Leuten von dunkelster Herkunft zuläßt, so befinde ich mich gerade mitten inne in dem Vorwehen dieser unabänderlichen Regel. Das hätte Er ihm schreiben sollen. Nun, rede Er weiter."

„Es ist meinem Ohm tief zu Herzen gegangen, daß es ihm nicht vergönnt ist, des Exils wegen, Ihro

Durchlaucht noch ein mal sehen und für Höchstdero gnädigste Theilnahme an seinem Leid und für die ihm immerdar bewiesene Huld persönlich danken zu können", sprach Utzschneider. „Da ist er denn auf die Idee gekommen, seine Tochter, Frau Maria Haslang, nach München herzuschicken, daß diese Ihro Durchlaucht seinen Dank ausspreche. Ich wollte eben unterthänigste Anfrage halten, ob Ihro Durchlaucht gnädigst die Frau Maria vorzulassen geruhen wollen."

„Ei freilich, warum sollte ich das verweigern?" entgegnete die hohe Frau ... „merke Er sich das, mein guter Utzschneider, die Liebe braver Menschen ist ein Sonnenschein und Jemand, der nach Gottes Rathschluß bald die Augen zur Gutenacht schließt, der braucht viel Sonnenschein vorher. Und außerdem hat die Frau Maria noch eine besondere Fürsprache bei mir, an die sie selbst und auch Er gar nicht denkt. Haslang hat Er sie genannt. Nun, der Name hat bei mir einen so guten Klang, daß ich schon deshalb die Person vorlasse. Die Haslang's habe ich lieb." Mit diesen Worten reichte die durchlauchtige Frau der Gräfin Rahel die Hand und fragte scherzend: „Ist dies recht so, meine Theure?" Dann wendete sie sich zu Utzschneider und sagte: „Bringe Er mir nur die Frau Maria Haslang, sie ist angenommen."

„Auf den Möglichkeitsfall rechnend, daß Ihro Durchlaucht mir bekannte Gnade gesonnen wäre, meine unterthänigste Bitte vielleicht gleich zu genehmigen, habe ich die Frau Haslang mit hergeführt. Sie harrt im Vorzimmer des Bescheids."

„Er ist ein recht umsichtiger Staatsdiener", lächelte die Herzogin ... „Seinem Calcul auf meine Gnade muß ich demnach auch Rechnung tragen, und darum sage Er der Frau Maria, daß sie jetzt angenommen sei."

„Lassen Ihro Durchlaucht mich Höchstdero fortdauernder Gnade unterthänigst empfohlen sein", verabschiedete sich der Landesdirector mit einem ehrfurchtsvollem Kuß auf die ihm von der hohen Frau dargereichten Hand.

„Da werden wir also eine kleine Abwechselung erleben", bemerkte die Herzogin gegen Rahel ... „diese Frau Maria ist von keiner Hof- oder Stadtluft durchdrungen, in den Bergen weiß man davon nichts."

„Ich fürchte nur, daß Ihro Durchlaucht sich durch das viele Sprechen erschöpfen werden", äußerte Rahel.

„Du bist immer die Sorgfalt für mich in Person, ich danke dir, meine gute Rahel."

Frau Maria Haslang trat ein und war in der That den beiden hohen Frauen eine ungewöhnliche

Erscheinung, da sie in der kleidsamen Tracht der Gebirgsbewohner sich zeigte, welche so wohl mit ihrer schlanken Gestalt harmonirte. War diese Tracht auch bäuerisch, Haltung und Benehmen Frau Maria's trugen durchaus keine Spur jener eckigen bäuerischen Verwirrung, die in der Regel höhern Personen gegenüber Leuten vom Lande, die an feine Umgangsmanieren nicht gewöhnt sind, die Freiheit raubt, sich zu geben, wie sie sind. Das feine weiße Gesicht allein sprach gegen den gewöhnlichen Hauttypus der Bewohner ihrer Heimat, der sich zuweilen in fast dunkelrothem Gesundheitsausdruck offenbart. Das blonde wohlgeflochtene Haar, halb verdeckt von der blendend weißen goldgestickten Riegelhaube mit breiten, im Nacken herabhängenden weißen Bändern, erhob die Zartheit ihres Gesichts nur noch mehr, welches Letztere bei aller Lieblichkeit den Grundton einer geheimen Schwermuth nicht verleugnete. Sie blieb bescheiden am Eingang ins Zimmer stehen, den Befehl, näher zu treten, erwartend. Dieser Befehl blieb nicht lange aus.

„O, trete Sie nur heran zu mir, Frau", sprach die Herzogin . . . „Sie darf nicht ängstlich sein, denn Sie ist mir gut empfohlen. Ihren Vater schätze ich als einen treuen rechtschaffenen Mann, und eben darum hat mir sein Unglück viel Kummer verursacht."

Frau Maria nahte sich der durchlauchtigen Frau und drückte auf deren ihr dargereichte Hand ehrfurchtsvoll ihre Lippen. „Wenn's der gute Vater wissen möcht', daß ich jetzt vor der lieben gnädigen Durchlaucht, von der er immer so viel redet, stehe, ich glaube, er würde vor Freude weinen", sagte sie. „Ach, wenn ich nur wüßte, der gnädigen guten Durchlaucht auch eine Freude zu machen, ich thäte es mit ganzem Herzen. Das ist eben schlimm, daß ich das gar nicht anzufangen weiß. Am Staffelsee bei uns zu Hause reden wir wohl von der guten gnädigen Frau Herzogin und da scheint Alles so leicht und natürlich, als wenn es kein großer Unterschied wäre zwischen einer hohen fürnehmen Dame und uns; aber kommt man erst nach München und sieht die vielen schönen Häuser, und tritt man gar in die Wohnung der Durchlaucht, in das prächtige Haus und in die herrlichen Zimmer, da ist Alles mit einem mal verwandelt, man fühlt's, hier ist Alles anders als bei uns zu Hause. Bei mir hätte aber das nicht sein sollen, denn ich bin nicht zum ersten mal in meinem Leben hier. Wie ich noch ein kleines unverständiges Ding war, habe ich vor der guten gnädigen Durchlaucht manchmal mein Tunkerl (Knix) gemacht, und damals hatte ich gar keine Furcht in mir, wie Kinder

einmal sind, immer voll Muth und immer voll lachender Lust, keine Sorge und keinen Kummer im Sinn. Jetzt freilich ists ein Anderes.“

„Also so lange sind wir schon miteinander bekannt?“ fragte die Herzogin, von der herzlichen Rede Maria's sehr wohlthuend angeregt ... „o, da erzähle Sie mir recht viel, liebe Frau, von damals und von jetzt, und wie die Leute am Staffelsee leben, von Ihrem Vater und von Ihrem Mann und Kindern, wenn Sie welche hat. An mir und der Frau Gräfin wird Sie aufmerksame Zuhörerinnen haben, das verspreche ich Ihr.“

Frau Maria richtete den Blick auf Gräfin Rahel und verbeugte sich. Der Wunsch der Herzogin war ihr Befehl, und sie entwarf eine einfache schmucklose Schilderung ihrer Lebensverhältnisse und Lebensweise. Es war jedoch fast auffällig, daß sie die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten nur mit wenigen Worten bezeichnete und schnell auf die Schilderung der Freude überging, die nicht nur sie, sondern auch alle Leute am Staffelsee empfunden hätten, als ganz unerwartet vor fünf Jahren Vater Andrä aus dem Rothenberger Kerker nach Hause zurück gekommen wäre.“

„Dafür habe ich keine Worte, wie ich mich damals glücklich dünkte, als hätte sich für mich der

Himmel aufgethan und ich sähe den Herrgott in seiner Glorie“, redete Frau Maria. „Ich hatte Jahre lang allein gestanden, ohne Vater und Mutter, unser guter Freund, der hochwürdige Herr Pfarrer Huber von Murnau, war auch schon längst aus dem Leben geschieden, auch der alte Dickel, nur ich stand mit meinem Kind und der Resei, unserer Magd, was ein ehrliches Herz ist, das alles Schlimme mit mir durchgemacht und treu ausgehalten, noch in der Welt. Und da plötzlich eine so große Freude! Wer dergleichen nie hat kennen lernen, der kann's auch nicht begreifen; so haben wir denn, wir Viere, der Vater, ich, mein Vronel, wie mein Kind heißt, und die Resei, still miteinander von da an hingelebt. Des Vaters Haupt ist weiß geworden von schwerem Kummer und mein Vronel ist dagegen aufgeblüht wie eine Bergrose und ist jetzt ein bildhübsches Tutscherl (Kindchen) von bald neun Jahren, und unsere größte Freude. Wenn's dem Vater nicht gar so sehr am Herzen gelegen hätte, der guten gnädigsten Durchlaucht noch einmal seinen Dank für all' die große Gnade, die Sie ihm erwiesen, abzustatten, ich wäre nicht vom Staffelsee mein ganzes Lebenlang weggekommen. Aber er hat gemeint, es könnte Niemand vor der guten gnädigsten Durchlaucht von seiner großen Ehrfurcht und dankbarem Herzen

so sprechen als ich, seine Tochter, die ihn kennt, wie aufrichtig er es meint. So bin ich denn hierher mit unserm Geschirr gefahren, aber mit jeder Stunde ist mir ängstlicher zu Muthe geworden, wenn ich mich umschaute und das Gebirg trat immer weiter und weiter zurück, sodaß ich dachte, eine ganze Welt fiele zwischen mich und den Staffelsee. Als ich mit dem Vetter Utzschneider hierher zur gnädigsten Frau Durchlaucht gegangen bin, habe ich aber eine große Freude gehabt, denn an einem Fenster unter andern Bildern hat auch eins aus dem Gebirg gehangen. Das Herz ist mir aufgehüpft vor Lust bei dem Bilde."

„Nun, meine liebe Rahel, ich denke, es wird eine Revanche von meiner Seite sein, wenn ich der Frau Maria für die viele Angst, die sie auf der Herreise ausgestanden, als sie ihre Bergheimat immer weiter sich entfernen sah, das Vergnügen verschaffe, sich an Bildern aus dem Gebirge zu erquicken", sprach die Herzogin. „Nimm sie, während ich mich ein wenig durch Ruhe erholen will, mit dir und zeige ihr die von deinem Gemahl so schön ausgeführten Bilder, die er nach den auf einer Reise ins Gebirg gesammelten Skizzen in Oel gemalt hat. Man muß die Herzen zur Freude stimmen, das ist der beste Dank für die Liebe und Anhänglichkeit."

Frau Maria schien betreten, daß die ihr von der Herzogin gewährte Audienz schon beendet sein solle und fragte traurig:

„Ich habe der guten gnädigsten Durchlaucht gewiß misfallen, daß Sie mich fortschickt?"

„Lege Sie sich das nicht so aus, meine Gute", sagte die hohe Frau freundlich. „Ich bin alt und schwach. Sie sieht es ja. Wenn ich zu lange auf Etwas meine Aufmerksamkeit richte, fühle ich mich angegriffen, ermüdet; ich muß das zu vermeiden suchen, denn die Folgen sind dann schlimm, die Erschöpfung bei alten Personen ist gefährlich. Darum brauche ich eine kurze Erholung. Glaube Sie nur, daß, als Sie von der vergangenen Zeit erzählte, es mich anwehte, als lebte ich noch ein mal all' das Unangenehme durch, was ich damals erlebte. Gehe Sie jetzt mit der Frau Gräfin, welche Sie wieder zu mir führen wird, wenn ich mich kräftiger fühle. Ich will dann noch Weiteres mit Ihr sprechen."

Rahel gab Frau Maria das Zeichen, ihr zu folgen. Im Vorzimmer hatte die Letztere ihre Pelzkontusche und ihr großes Kopftuch liegen gelassen und fragte, ob sie die Sachen mitnehmen solle?

„O nein, wir kommen ja wieder hierher zurück, lasse Sie das nur hier", bemerkte Rahel.

Die der Gräfin eingeräumten Zimmer waren von denen ihrer durchlauchtigen mütterlichen Freundin durch einen kleinen Saal getrennt, der in frühern Zeiten zuweilen als Empfangssaal benutzt worden war und deshalb noch seine vollkommene Ausschmückung besaß. Beim Durchschreiten desselben äußerte Frau Maria offenherzig:

„Wer solche Pracht zu sehen nicht gewöhnt ist, dem fällt's schier wie eine Last aufs Herz. Mir wird dabei zu eng auf der Brust.“

„O, das dünkt Ihr nur jetzt so, wäre Sie länger hier, würde diese Empfindung sich bald verlieren“, entgegnete Rahel . . . „das Ungewöhnte macht immer einen beengenden Eindruck. Ich würde mich in Ihren Verhältnissen gewiß auch fremd fühlen, man muß sich in Alles erst hineinleben.“

„Da haben die gnädige Frau Gräfin recht“, stimmte Frau Maria bei . . . „selbst ins Unglück muß man sich hineinfinden, wenn es auch anfänglich gar nicht möglich zu sein scheint. Ins Glück gewöhnt man sich viel eher hinein. Das ist wie mit dem Licht. Schon die kleinen Kinder verlangen darnach, aber vom Dunkel mögen sie nichts. Und doch kommt Glück und Unglück, Licht und Dunkel von einem und demselben Gott.“

Diese Rede deutete an, daß die Sprechende den ins Menschenleben so tief einschneidenden Gegensatz zwischen Glück und Unglück erlebt und durchgefühlt haben mußte, und ihre vor der Herzogin entworfene Schilderung ihrer Lebensverhältnisse nur als flüchtiger Umriß eines Bildes galt, das, wenn nicht ganz ein Nachtstück, doch überreich an Schatten sei. Rahel ließ den Gegenstand dieser Aeußerung unberührt, sie entgegnete nichts darauf, sie wollte der Frau, aus deren Worten ein geheimes Leid sprach, nicht wehe thun. So fremd sie ihr auch war, fühlte sie doch eine wahrhafte Theilnahme für sie. Das Verbergen eines Leids, welches sich nur auf ihre Person allein zu beziehen und jedenfalls — Rahel erinnerte sich der auffällig flüchtig ausgesprochenen Erwähnung des Todes ihres Gatten — mit ihrem ehelichen Verhältniß im Zusammenhang zu stehen schien, deutete auf ein feines Schicklichkeitsgefühl bei Frau Maria, das der Gräfin Achtung errang und ihr die Ueberzeugung gab, daß diese Anwohnerin des Staffelsees nicht zu dem gewöhnlichen rauhen Menschenschlag jener Hochlandsgegenden gehörte. Claudia sprang der Gräfin-Mutter entgegen, als diese mit Frau Maria ins Zimmer trat.

„Das ist mein Kind", sagte Rahel zu ihrer Begleiterin, die überrascht mit auf der Brust gefalteten

Händen neben ihr stand . . . „warum ist Sie denn darüber erstaunt?"

„Weil . . . o, ich bin gewiß ein recht närrisches Weibsbild . . . weil ich im ersten Augenblick meine Vronel vor mir zu sehen wähnte", antwortete Frau Maria . . . „so, grad' so sieht mein Vronel aus, nur ist's größer und stärker, und ihr Gesichtel ist wie Milch und Blut so frisch; aber was man die Züge nennt, die sind nicht um ein Haar anders. O, was mir das für Freude macht, hier in München mein liebes Vronel wieder zu sehen! Grüß Gott, liebes Grafenkind — reich mir das Händchen, ich mein's herzensgut mit dir, ich hab' auch ein liebes Kind zu Hause, an dem meine ganze Seel' hängt und das recht an mich denken wird, wie ich jetzt dasselbe thue."

Claudia wich schüchtern von Frau Maria zurück, deren ganz ungewöhnliche Weise ihr als ein greller Gegensatz zu der unterthänigen Manier der mit ihr in Berührung kommenden Personen erschien. Doch als Gräfin Rahel die Scheu der kleinen Comtesse durch einige ermuthigende Worte verbannt hatte, wies sich Claudia bald sehr zutraulich. Die äußere Erscheinung der Fremden, in der Kleidung so ganz abweichend von dem, was sie bisher gesehen, übte den Reiz der Neugier auf ihr Kindesgemüth. Besonders die Riegelhaube

mit dem goldgestickten Teller und den lang im Nacken herabfallenden Bändern erregte Claudia's höchste Verwunderung. Rahel mußte über die drolligen Fragen der kleinen Comtesse lachen und sagte:

„Nehme Sie das der Kleinen nicht übel, Frau Maria. Sie redet so aus dem Herzen heraus, wie es ihr zufällig in den Sinn kommt, ohne dabei zu denken, daß Sie davon beleidigt sein könnte."

„I bewahre mich Gott, daß mich so herzliches Geplausch verdrießen möchte", rief Jene. „Die Kinder sind kleine Engel und haben ihre eigene Welt. Da darf man keinen Zornschatten hineinfallen lassen, das wäre eine große Sünde, und ich bin ja Mutter, ich weiß ja, was die Kinderfreude heißt. Mein Vronel schwatzt so närrisches Zeug bunt durcheinander den ganzen Tag, daß ich schon manchmal gesagt habe, wenn alle Vöglein, die am Staffelsee ringsum ihre Nester bauen, auf unserm Dach zusammen kämen und durcheinander zwitscherten, sängen und riefen, könnte nicht närrischeres und tolleres Zeug dabei herauskommen, als was mein Vronel mit jedem Tage neu zuwege bringt."

Rahel fühlte sich von diesem Ausdruck des zärtlichsten Mutterherzens so wohlthuend angesprochen, daß sie Frau Maria die Hand reichend sprach: „Ich

freue mich, daß Sie mir aus der Seele redet, so denke und fühle ich auch. Nun komme Sie zu den Bildern, meine Gute."

Sie führte sie ins Nebengemach, Claudia hing sich an Frau Maria's Hand. Zehn Landschaften in Oel gemalt, aus dem bairischen Hochlande in reich verzierten Goldrahmen hingen an der der Eintrittsthür gegenüberstehenden Wand. Frau Maria blieb wie angewurzelt im Anschauen der herrlichen Bilder stehen. Sie hielt die Hände wie betend aufwärts an einander gelegt am Munde. Die Ueberraschung, die ihr hier geworden, war zu groß, als daß sie sich derselben so leicht hätte entziehen können.

„Nun, wie ist es, meine Gute, erkennt Sie einige von diesen Berglandschaften?" fragte die Gräfin nach einer Weile.

„Alle! alle!" antwortete Frau Maria ... „Ich habe sie schon gesehen. Mein Gott, wie ist das wunderbar! Hier — hier ists «am Hohen Göll», wo unser guter seliger Dickel die jungen Gamseln hat spielen sehen, daß ihm 's Herz aufgegangen ist in Erinnerung an seine Jugendfreude und an seinen Vater — und er auf die Thierle nicht hat schießen können. Und hier — Herr Gott im Himmel!"

„Was erschrickt Sie denn, Frau Maria?"

Die Gefragte war wie betäubt von Dem, was sie sah; Rahel mußte die Frage an sie noch zwei mal wiederholen, ehe sie ihr antworten konnte, dann aber sagte sie fast weinend auf eins der dem Fenster zunächst hängenden Bilder deutend:

„Hier — ist unser Haus am Staffelsee mit der Bank vor der Thür — und — auch ... bin ich denn nicht im Traum? ... o sagen die gnädige Frau Gräfin mir doch, ob ich wache oder träume ... da auf dem Baumast nach dem Fenster im Obergeschoß zu, sitzt unser graues Peterl, wie er auf die Spatzen lauert.“

Gräfin Rahel betrachtete die wahrhaft die Frau betäubende Ueberraschung für den höchsten Triumph der Malerkunst ihres Gemahls. Mit welcher Treue mußten die Gegenstände hier durch Farben wiedergegeben sein, daß sie diesem von jeder Heuchelei so fernen Weibe gleichsam einen Zauber um die gesunden unverdorbenen Sinne zu legen vermochten! Die Kammerfrau meldete die Gräfin Haimhausen, und so unlieb es auch Rahel war, die gespreizte Unnatur dieser ihr so nahe verwandten Dame gegen die in Frau Maria ihr vor Augen stehende Natürlichkeit einzutauschen, so mußte sie sich doch in diesen Wechsel fügen.

„Bleibe Sie hier, meine Gute, ich werde Sie ab-

rufen ... Claudia bleibt bei Ihr", sagte sie zu der noch ganz vom Staunen befangenen Frau, ehe sie das Zimmer verließ.

Maria hatte nur halb die Worte der Gräfin gehört, ihre Sinne, ihre Seele waren zu sehr angeregt, um Das, was um sie vorging, deutlich bemerken zu können. Der graue Peter, die Hauskatze, auf dem Baumaste führte eine Erinnerung ihr ins Gedächtniß zurück, von der sie ganz beherrscht wurde. Dasselbe Bild, nur daß es hier in Farben wiedergegeben war, hatte ihr Gatte als Skizze mit dem Bleistift gezeichnet und bei dieser Arbeit scherzend auf den nach Spatzen lauernden Peter deutend, der auf einem der Aeste des vor dem Hause stehenden Baums saß, sie gefragt: «Soll ich den Spitzbuben da auch mit auf meinem Bild verewigen?» und sie lachend geantwortet: «Thu's, mein Lieber, dem Peter ists schon recht und mir auch.» Und jetzt sah sie dies Bild, das sie damals als Zeichnung gesehen, vor sich, so täuschend treu, als wenn sie vor dem Vaterhause selbst stände. Helle Tropfen fielen über ihre Wangen. Die Vergangenheit übt ein größeres Recht über das Menschenherz, als selbst die ungewisse Zukunft.

Frau Gräfin Haimhausen hörte mit Erstaunen, daß eine Person von so niederm Stand die Ehre habe,

die Gemälde ihres Neffen, des Herrn Gesandten, zu zu betrachten.

„Meine Theuerste“, sagte sie zu Rahel . . . „ich hoffe, daß Sie nicht die etwas sehr philanthropischen Gesinnungen der Frau Herzogin Durchlaucht sich zum Muster nehmen und obscuren Personen Zutritt zu sich gestatten. Die gnädigste Durchlaucht sind in der Beziehung oft etwas wunderlich, und einer Dame von . . .“

In diesem Moment schrillte ein durchdringender Schrei im Nebenzimmer zu beider Gräfinnen Ohr.

„Mein Himmel, was ist denn da geschehen?“ rief Rahel voll Angst aufspringend und die Gräfin Tante verlassend.

Schon an der Thür kam ihr Claudia erschrocken mit den Worten entgegen: „Die fremde Frau ist niedergestürzt.“

Als Rahel ins Zimmer trat, sah sie Frau Maria vor dem an der Rückwand des Gemachs den Landschaftsbildern gegenüberhängenden Portrait des Grafen, ihres Gemahls, in die Kniee gesunken.

„Was ist Ihr denn, meine Liebe?“ fragte sie sie rüttelnd.

„Da . . . da . . . das Bild Sigismund's, meines Gatten!“ stammelte Frau Maria . . . „o mein Gott,

das ist er . . . jeder Zug ist sein . . . das ist mein Sigismund, mein Mann, meines Kindes Vater!“

Todtenblässe übergoß das Antlitz Rahel's, sie wankte nach einem Sessel, in den sie, unfähig, sich aufrecht zu halten, niederglitt. Die Frau Gräfin Haimhausen, welche durch die offen gebliebene Thür diese hervorgestoßenen Worte Frau Maria's gehört hatte, trat, aufs Stärkste davon pikirt, auf die Schwelle, um — wie Rahel die entsetzliche Enthüllung eines Geheimnisses zu erfahren, das sie lange schon dem Grabe anheimgefallen glaubte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible] jeder Zug ist sein — das ist mein Eigenthum, mein Morin, meines Kindes Vater!“

Leichenblässe überzog das Antlitz Rahel's, sie wankte nach einem Sessel, in den sie, unfähig, sich aufrecht zu halten, niedersank. Die Frau Gräfin Halmhausen, welche durch die offen gebliebene Thür diese hervorgestoßenen Worte Frau Maria's gehört hatte, trat, aus Schrecke davon erstarrt, auf die Schwelle, um — von Rahel die entsetzliche Enthüllung eines Geheimnisses zu erfahren, das sie lange schon dem Grabe anheimgefallen glaubte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lubojatzky, Franz Anton,

Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit historischer Roman

Bd.: Zweiter Theil

Leipzig 1858